

Martin Luther

Oder: Die Geschichte eines guten Christen

Noch ein Lutherbuch?	2
Am Horizont des Mittelalters	5
Berggeschrei	13
Familie Luder aus Eisleben	15
Etwas über Kindererziehung	16
Erfurt	20
Hilf, heilige Anna	24
Das Vierte Gebot	26
Die Augustiner	27
Wittenberg	31
Haus Wettin	32
Das Schwarze Kloster	34
Rom	37
Sola fide	41
Der Petersdom	44
Alt - Sankt Peter	45
Herr della Rovere hat eine Idee	46
Michelangelo	47
Ein Kapitel Finanzwirtschaft	48
Kardinal Albrecht	51
Wenn das Geld im Kasten klingt	54
Die Wittenberger Nachtigall	55
Eine unwichtige Begebenheit	55
Geburt und Tod einer Legende	56
Der Blitz von Wittenberg	59
Herr Medici ist noch nicht zornig	68
Das Tauziehen	72
Die Flucht	73
Kaiser, Papst und	77
Acht und Bann	82
Die Reformation	85
Totgesagte leben fröhlich	85
Das Septembertestament	87
Der Sturm	90
Eine unliebsame Begegnung	94
Drum haue, steche, schlage, wer da kann	97
Welcher Teufel mag sie denn haben - Die Braut	102
Die neue Kirche	108
Der Anfang	108
Im Lutherhaus	113
Wie man einen Schatz bewacht	121
Die stillen Tage	130

Der Gemeine Kasten	135
Zwistigkeiten.....	137
Der Lehrer Deutschlands	140
Marburg	144
Confessio Augustana	147
Von den Juden und ihren Lügen.....	149
Wir sind Bettler - das ist wahr	152
Die Schatten der Nacht.....	154
An hellen Tagen.....	159

Noch ein Lutherbuch?



Das wohl berühmteste aller Lutherbilder

Ja, noch eines. Es wird nicht origineller sein als die andern, aber vielleicht menschlicher, denn es ist ein Lutherbuch „von innen“. Man muss mit diesem Mann gewandelt sein, muss seine Stimme kennen, die Art wie er sich bewegt, auch später, als er ein Bäuchlein angesetzt hat und behäbig geworden ist. Die Augen sind dieselben geblieben, hell und sehr wach schauen sie den Betrachter aus allen Bildern an, den ersten und den fast letzten – nur auf dem allerletzten sind sie für immer geschlossen. Cranach hat die kleinen Lichter aufgefangen, die in diesen Augen tanzten, viele Zeitgenossen haben sie

beschrieben. Man muss die Hände gesehen haben, es sind keine Arbeitshände, aber auch nicht die weichen eines behaglich das Leben genießenden reichen Mannes – es sind, wiewohl bäuerlichen Zuschnitts, Gelehrtenhände, gewandt zur Rede, gewandt zur Schrift. Man muss Katharina gehört haben, wie sie mit ihrer klaren Altstimme der Magd Anweisungen für den Einkauf gibt und den Knecht auszankt, dass er zu nasses Holz gebracht hat, für den Ofen. Man muss die Stimmen der Freunde gehört haben und die der Kinder, Melanchthons gesetzten Bariton, der so gar nicht zu dem Männchen zu passen scheint, der nichtsdestoweniger „Lehrer Deutschlands“ genannt wird und das ist er auch gewesen. Er rettete wenn schon nicht die Einheit, so doch die gegenseitige Achtung und Anerkenntnis der beiden protestantischen Kirchen Schweizer und Wittenberger Tradition. Darüber verzankte er sich mit Luther – ihm war es das wert und der Groll des Berühmteren wich auch bald dem tieferen Grund einer Freundschaft, die nicht nur aus der Zusammenarbeit erwuchs. Man muss diesen Mann, diesen Luther gesehen, gespürt haben, als Kind, als Studenten der Rechte, als Bettelmönch, als Lehrer und als Angeklagter. Man muss erlebt haben wie er mit dem Teufel um die rechte Lehre stritt. Man muss seine Verbitterung geteilt haben über das, was ihm von seiner Kirche blieb, der mehr und mehr der Geist ausging – wie viel davon hat er selbst aus ihr herausgepredigt und herausgeschrieben? Man muss die Sorgen kennen, die er um seine Familie hatte – denn es reichte nie, wie viel auch da war und nicht alle seine Söhne wurden das, was er sich für sie erhofft hatte.

Er war ein Niemand – und er wurde zu einer Person der Weltgeschichte. Er wurde nicht eine jener statischen Figuren, deren Tun und Lassen man hinnimmt, da es ja

nun doch einmal geschehen – bis heutigentags reiben sich die Geister an ihm, steht Spott gegen Bewunderung, Legende gegen Wahrheit. Bis heute macht er es niemandem ganz recht und kann niemand ganz an ihm vorbei. Dieses Büchlein will eine alte Geschichte neu erzählen – und da man keine alte Geschichte neu erzählen kann, ohne Neuigkeiten zu bringen, verspreche ich dem geneigten Leser so einige. Sie werden hier und da immer einmal auftauchen und manchmal werden sie überraschen, öfter eher nicht. Der Theologe, der Kirchenmann – das ist nur am Rande mein Thema. Mein Thema ist der Mensch, wie er war und wie er nicht war, denn: ich habe ihn gekannt. Seine Stuben waren mir vertraut und die schmierigen Gassen der Stadt ebenfalls, die niemals so recht in Schwung kam – und als sie einmal doch brodelte, war sie hassenswert. Ich weiß nicht, aus welchem Blickwinkel welcher Person ich ihn sehe, aber ich sehe ihn, sehe ihn gestikulieren, höre die helle Stimme, der keiner die wortgewaltigen Predigten zutraut, die sie hält. Ich wittere sogar seinen Geruch, süßlich warm und ein wenig bitter vom Material der Kleidung die er trug – Wollstoffe, Leinen und Leder. Er hielt sich sehr sauber, achtete auf sein Haar, auf seine Fingernägel, ließ sich den Bart regelmäßig scheren – nur einmal auf ein paar Monate ließ er ihn wachsen, damals auf der Burg. Er hatte dichtes, weiches dunkelbraunes Haar, und auch seine Brust war behaart. Er war nicht muskulös, aber auch nicht schwächling und er hatte Kraft, die er gern einmal beim fröhlichen Kegeln und beim Armbrustschießen unter Beweis stellt. Er aß gern, aber er war kein Vielfraß. Dass sein Körper in den späteren Jahren an Gewicht gewann, lag am Alter, nicht an Völlerei, seine Organe arbeiteten irgendwann nicht mehr wie sie sollten, seine Schilddrüse, die immer etwas zu schnell gegangen war, versagte ihm im Alter allmählich den Dienst, und all das schuf ihm Beschwerden. Viel von dem, was man als Fett anzusehen beliebt, war Körperwasser. Es rutschte leicht wie eine Qualle um ihn herum weg und er konnte sich durch erstaunlich enge Pforten sozusagen fädeln. Bis ins Alter blieb er trotz offener Beine und schwerer Körperlast behände – die Kraft sprang ein für die Gewandtheit, bis irgendwann beide nicht mehr weiter konnten und Luther sich in Eisleben zum Sterben niederlegte – kein leichter und auch kein schwerer Tod war ihm bestimmt. An seiner Wiege hatten nur Mutter und Vater gestanden, an seinem Sterbebett standen drei Fürsten und mehrere in ganz Deutschland berühmte Männer. Seinen ersten Weg nach Wittenberg hatte er zu Fuß und unbeachtet gemacht – seinen letzten machte er hoch auf einem mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Wagen. Längs des Wegs standen die Menschen um sich von dem großen Reformator zu verabschieden und in allen Orten, durch die der Katafalk kam, versammelten sich die Honoratioren um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Seiner zu gedenken ist für mich persönlich eine alte Schuld. Denn seine Kirche hat meine Kindheit und Jugend in wunderbarer Weise geprägt. Sie hat mich ein Christentum gelehrt, das frei von allen existenziellen Ängsten und Nöten ist wie ich sie bei in der katholischen Konfession erzogenen Menschen so oft vorfand. Ich habe, ehe ich zu besseren und weiteren Ansichten gelangte, mit Luthers gnädigem Gott gut und auskömmlich gelebt. Ich habe die „evangelische Fröhlichkeit“ von innen begreifen dürfen und auch die „Freiheit eines Christenmenschen“ wohl verstanden – jene Freiheit des Geistes, die sich so sehr unterscheidet von der ängstlichen Gebotsbefolgung anderer christlicher Konfessionen und die doch allem Chaotischen, Anarchischen, aber auch Egomatischen so heiter widersteht. Sicher – es gibt auch innerhalb der e-

vangelischen Konfession andere Erfahrungsmuster – aber sie sind, wage ich zu behaupten, vergleichsweise seltener als im katholischen, aber auch im Raum der „Sektenfrömmigkeit“. Ein guter Lutheraner ist vielleicht nicht unbedingt ein weiträumiger Geist, aber er ist vor vielen Abgründen und Abstürzen der Seele unbedingt gefeit. So habe ich, wenn ich auch aus anderen Gründen die christliche Religion verlassen habe, niemals einen Groll gegen die Konfession verspürt, in deren Geist ich aufwuchs und bin mir dessen, was ich ihr verdanke, immer bewusst geblieben. Das alles ist Luthers Verdienst, denn er war zwar nicht der Erste, der die Notwendigkeit dieser Wendung im Christentum sah – aber er war der Mann, der ihr zum Durchbruch ins Allgemeine verhalf. Denn auch die katholische Kirche konnte, dies vor Augen, nicht in dem beharren, was sie vordem war. Von Luther nach Triest und weiter zum Zweiten Vaticanum ist es ein einziger, nicht immer gerader, aber ununterbrochener Prozess, in dem auch sie sich erneuerte. Wenn diese Erneuerung heutigentags in beiden Konfessionen in Gefahr steht, einer erneuten Restauration zu weichen, so ist das einer Annahme geschuldet, die mit einer Abkehr von den Erkenntnissen Luthers nichts zu tun hat. Die Konfessionen fürchten vielmehr beide, sich im Wettstreit mit einem globalen Angebot an religiösen Modellen zu verlieren und unternehmen Anstrengungen, um ihr Besonderes kennzeichnend zu bewahren. Diese Furcht, ich sage es frei heraus, ist nicht unbegründet – aber sie liegt weder in der Lehre und den Erkenntnissen Luthers, noch in der Verfassung der katholischen Kirche, sie liegt in den Wurzeln des Christentums an und für sich, das ja keine Originalität für sich beanspruchen kann, sondern ein Konglomerat ist aus antiker Privatreligion, jüdischem Glauben des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung¹, und antiker Gnosis.

Dennoch, bei aller Dankbarkeit, werde ich vielleicht nicht nur Lobenswertes über den großen Mann zu sagen haben – man sehe es mir nach und sehe darin nicht etwa das Bestreben, ihn von seinem Platz in der Zeit zu stoßen, den er zweifellos hat und halten wird. Aber die geschichtliche Wahrheit ist, dass Luther es in der Hand hatte, dem Christentum ein neues Gewand anzumessen oder es ganz und gar in seine eigentliche Richtung wieder zu überführen – er hat sich, ein Herkules am Scheidewege, für die Fortsetzung der christlichen Linie entschieden, er hat nicht gewagt, was ich zum Beispiel wagte. Er hat sich nicht nur mit Ablehnung begnügt, sondern ein militantes Einschreiten gegen diese Wurzel des Christentums gefordert – sein Ruf nach den Quellen war so gesehen nicht ehrlich – allerdings erschien ihm das selbst nicht so, sondern das Ungeheuerliche musste ihm als ein „Werk des Teufels“ erscheinen, als er davon erfuhr. Er hat sich (und die Seinen) gegen diesen Teufel dann effizient behauptet, das kann man anders nicht sagen. Fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend bald, besteht das, was er schuf, fort und immer noch wieder hat er direkt und unmittelbar diesen Jahrhunderten etwas zu sagen. Zuletzt durfte man sich seiner erinnern angesichts der Gier, mit der die Wirtschaft ihr globales Spiel der Spekulation auf Kosten der gesamten Weltgemeinschaft voran und in den Abgrund trieb. Luther hat diese Rafferei und Umstecherei gehasst – und wir sehen gerade jetzt, was wir von „Wirtschaftsliberalismus“ (eine vornehme Umschreibung dessen) haben.

¹ Um die und nach der Tempelzerstörung 70 unserer Zeitrechnung

Über Luther indes kann niemand schreiben, der das Zeugnis seiner Zeitgenossen und sein eigenes, sowie das Urteil und die Forschungsarbeit seiner Nachwelt negiert. Nicht alles war indes gleichermaßen zielführend für meine Zwecke und so ist nicht alles was sich anbietet, auch angenommen worden. Zumal theologische Implikationen sind von mir nur da berücksichtigt worden, wo sie zum Verständnis von Luthers Tun und Wesen unabdingbar sind. So an den Grundlagen der Reformation, aber auch an kritischen Punkte, wie seinem Obrigkeitsverständnis, seiner Vorstellung von einer christlichen Ethik und Moral, seinem Verhältnis zu Wirtschaftsdingen und nicht zuletzt, seiner Stellung zum Judentum und – in diesem Falle sogar tiefer gehend – in der Abendmahlsfrage, die zwei große evangelische Konfessionen voneinander scheidet und scheidet. Wer also gerade seinen Lieblingsautor hier vermisst, der nehme es mir nicht übel, und wer feststellt, dass ich einem allgemeinen Trend nicht oder zu sehr folge, der sei versichert, ich tue beides nicht ohne Grund. Und nun genug der Vorreden, sonst wird das Buch gleich hier geschrieben – das aber soll nun eben nicht sein.

Am Horizont des Mittelalters



Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schauen wir auf eine veränderte Welt. Amerika ist entdeckt und damit ist bewiesen, dass man jenseits des Horizontes nicht von der Erde herunter in die Hölle fällt. Hinterm Horizonte geht's weiter, die Scheibengestalt der Erde hat ausgedient. Die Erde, hat Kopernikus entdeckt, steht auch nicht im Mittelpunkt des Kosmos², sondern dreht sich mit den andern Planeten um die Sonne.

Bücher werden nicht mehr als kostbare Unikate gehandelt und mit Gold aufgewogen, sondern sie werden in großen und mehrfachen Auflagen gedruckt und in die wissbegierige Welt geworfen und auch ein Nichtbegüterter kann sie bezahlen – wenn er auch hin und wieder sparen muss, um sich eines zu kaufen. Hinzu kommt die Masse der Flugschriften, die um wenig Geld auf allen Märkten zu haben sind und die neuesten Nachrichten mit wahrer Windeseile überall verbreiten. Aber auch Konstantinopel, die christliche Metropole des Ostens, ist gefallen, der Feind, die „Mohammedaner“ steht nun fast unmittelbar an den Grenzen des päpstlich – christlichen Europa.

Dennoch stehen die Säulen der mittelalterlichen Gesellschaft noch ungebrochen. Kirche und Kaisertum sind nach wie vor die beiden Pole, um die der gesellschaftliche Kosmos kreist, und sie befinden sich auch nach wie vor in nur relativer Ruhe zueinander, realistischer ist eine stets vorhandene, mehr oder weniger offene Rivalität – Luther wird davon indirekt auch profitieren. Aber das kulturelle Leben entfaltet sich nicht mehr auf den Schlössern, es entfaltet sich in den Städten und seine Träger sind mehr und mehr nicht Könige, sondern wohlhabende Bürgersleute. War vordem die

² Das Universum freilich ist noch nicht entdeckt, es wird erst im zwanzigsten Jahrhundert Realität, Angenommen aber wird es bereits seit dem siebzehnten Jahrhundert.

Theologie die beherrschende Wissenschaft, so hat die Juristerei und hat auch die Medizin, hat das Interesse an den weltlichen Dingen überhaupt bedeutend aufgeholt,



neben den schreibkundigen Kleriker des Mittelalters ist längst der studierte Advokat aus weltlichem Stand getreten und die Geldwirtschaft der Orden, namentlich der Zisterzienser, ist abgelöst worden durch bürgerliche Bankhäuser wie die deutschen Fugger und Welser, bei denen der gesamte hohe Adel in der Kreide steht. Denn wenn früher Grund und Boden die Basis des Reichtums bildeten, so ist es jetzt das bewegliche Gut, das man hin und her schicken kann und das sein Werk der Vermehrung beinahe von selbst verrichtet.

Die Einkünfte aus Grund und Boden können mit diesem schnelleren, beinahe gespenstischen Schritt nicht mithalten³ – aber um die Reputation zu wahren müssen die adeligen Herrschaften Geld aufnehmen bei den Bürgern und die, selbst aufstrebende Klasse und so Rivalen des Adels, machen es diesem teuer. Gleichwohl sieht der Adel keine Veranlassung, seine Stellung auch nur irgendwie zu hinterfragen, er beharrt auf der Gottgewolltheit seines Standes – und die Kirche bestärkt ihn darin, weil sie mit seinen Geldnöten ein gutes Geschäft macht, denn die Kirche ist reich und hat keine Skrupel, das von ihr selbst initiierte Zinsverbot zu umgehen, wie immer es sich machen lässt.

Aber nicht nur die Gesellschaft und das Weltbild sind im Wandel – auch das tägliche Leben verändert sich. Während viele Bauern noch wie vor Jahrhunderten in Katen aus Lehm und Astwerk hausen, leben die Einwohner der Städte in meistens schon recht behaglichen Fachwerkhäusern mit Ofenheizungen⁴ und wo nicht gläsernen⁵, so doch dichten Fenstern. Selbst in den Stuben der Tagelöhner waren solche Wärmegelegenheiten vorhanden. Toiletten mit Wasserspülung kannte man nicht, aber man baute immer öfter Abtritte an die Häuser, die von den Wohnräumen aus zugänglich waren und so auch ein Aufsuchen bei schlechtem Wetter ermöglichten. Der Abgang sammelte sich in Gruben, wo er teils kompostierte und als Dung auf die Felder gefahren wurde, teils aber auch von Regen und Schnee in die Flüsse gespült wurde – die wurden angestochen und in Gräben mit Gefälle durch die Städte geleitet. In Wittenberg ist ein solcher Graben noch zu besichtigen, der sich vom Schloss am Schwarzen Kloster vorbei bis zur Elbe zieht. Das Zentrum der Städte war mit Kopfsteinen gepflastert, wobei man allerdings noch wenig Erfahrung mit dem Befestigen des Unterbaues von Straßen hatte, sodass die Pflastersteine bald hierhin bald dorthin herausstanden und den Pferden und Fuhrwerken bis weit ins neunzehnte Jahrhundert

³ Daher belastet man die Bauern, die das gesellschaftliche Gefüge tragen, immer stärker und brutaler.

⁴ Diese Öfen wurden vom Küchenherd aus beheizt.

⁵ Das war in früheren Tagen selbst auf Burgen oft nicht der Fall. Man setzte Scheiben aus Glimmer in hölzerne Rahmen, die man mit Kitt abdichtete und legte nach außen hölzerne Läden vor dieselben. Große Glasfenster aber verstand man noch nicht herzustellen, man fügte vielmehr kleine Scheiben mit Blei aneinander, sodass sie eine dichte Fläche ergaben.

hinein Beschwer machten. Je weiter eine Gasse vom Zentrum der Stadt entfernt lag, umso mehr machte sie allerdings einen dörflichen Eindruck, aber wenigstens bemühte man sich, die Hauptverkehrsadern einer Stadt, also jene Straßen, die auf Stadttore führten, befestigt und instand zu halten. Badestuben gab es in den Häusern nicht – dafür aber gab es jede Menge öffentlicher Wannenbäder, in denen man nicht nur badete, sondern auch aß und trank und die Massage-, Kosmetik- und Barbierkünste der Bader brauchte, außerdem die Geselligkeit pflegte – in jeder Beziehung, denn die Zeit war nicht prüde und was im Badehaus geschah, zählte nicht. Zu den Badehäusern kamen die Schenken, in denen Bier und Wein aus der Umgebung, aber auch aus entlegeneren Gegenden verzapft wurden – Branntwein kannte man nicht, wohl aber Liköre und Auszüge aus verschiedenen Kräutern und Früchten. Gegessen wurde in den Schenken allerdings weniger – hier wurde mehr getrunken, gewürfelt und gequasselt. Dann gab es noch die Wirtshäuser mit Speisenerbereitung und Gastzimmern, aber wer irgend konnte, stieg lieber bei Freunden, Bekannten und Verwandten ab – die Wirtshäuser hatten keinen guten Ruf und das lag nicht nur an der Muffeligkeit des Personals. Dennoch gab es berühmte Wirtshäuser, wie den Schwarzen Bären in Jena oder den Elefanten in Weimar oder den Roten Ochsen in Erfurt, das Haus Zum Riesen in Freiburg und andere. Der Ruf der Wirtshäuser war der Grund dafür, dass Stadtwohnungen, auch kleinere, stets auf Gäste eingerichtet waren – notfalls wurde ein Lager in der Küche auf der warmen Herdbank bereitet, man war, was die Unterbringung anging, zumeist nicht zimperlich. Auf der Straße zu übernachten galt selbst für obdachlose Bettler als anstößig – man kam zur Nacht in Klöstern unter⁶ oder in zu diesem Zweck offen gehaltenen Kirchen.

Apropos Bettel – den gab es allerorten in der Stadt. Denn die christliche Frömmigkeit machte die Wohltätigkeit zur Vorschrift und so hatten die Bettler stets ihr Auskommen – sie schlossen sich zu Innungen zusammen und teilten den Erlös der Betteltouren gerecht untereinander auf. Betteln durfte jeder – aber am besten waren die daran, die irgendein Gebrechen vorweisen konnten – was dazu führte, dass die, welche keines vorweisen konnten, ein solches wenigstens vorzutäuschen suchten. Mit der Zeit allerdings rechnete man mit solchen Täuschungen – sehr zum Nachteil derer, die wirklich Gebrechen hatten. Ungemütlich wurde es nur, wenn ein „Aussätziger“ in die Stadt kam. Nicht dass man ihm nichts gegeben hätte – aber man schlug einen großen Bogen um ihn und hatte es lieber, wenn er außerhalb der Stadt in einem Spital unterkam, wo die Aussätzigen unter sich blieben – versorgt durch regelmäßige Lebensmittel- und Sachspenden wohlhabender Bürger und auch der Pfarrer, zu deren Etat auch immer ein Wohltätigkeitsfonds gehörte. Allerdings war der sehr unterschiedlich bemessen.

Auf den Straßen tummelten sich aber nicht nur Bettler, auch diverse Kleinhändler wickelten ihre Geschäfte auf derselben ab oder gingen von Haus zu Haus und boten ihre Waren feil. Blieben sie in der Stadt, dann war es ihnen gelungen, eine Stammkundschaft zu finden, deren Umsätze zum Leben und zum Wiedereinkauf von Waren reichten. Die meisten aber zogen unaufhörlich über Land, viele in festen Touren, sodass sie in regelmäßigen Abständen in bestimmten Städten auftauchten wo sie e-

⁶ Die unterhielten zu diesem Zweck meist gesonderte Asyle. Das empfahl sich auch wegen der nördlichen Witterung.

benfalls oft eine feststehende Klientel hatten, die bei ihnen und nur bei ihnen kaufte. Hinzu kamen Bauern, die nicht nur ihren Überschuss in der Stadt versilberten, sondern auch so notwendige Dinge wie Reisig und Birkenpech oder Knochenleim und manchmal einen Stockfisch oder Flusskrebse und Salzgurken oder Eier. Holz und Kohlen kaufte man aber nicht bei ihnen, sondern bei den Köhlern, die allein das Recht zum Holzeinschlag in den damals noch recht großen Wäldern hatten, so wie man frischen Fisch auf dem Markt bei den Fischern holte, die dem Territorialherren für das Recht, Fische aus dem Wasser zu holen und zu verkaufen, zinsen mussten. Die hatten ein Interesse an gutem Verdienst und daher auch an guter, frischer Ware – was übrigens auch auf die Schlachter zutraf und auf die Bäcker – denn in den Städten des Mittelalters, auch des ausgehenden noch, hatten besonders die Wohlhabenden ihre eigenen Schweine, Kälber, Gänse, Enten und Hühner. Auch eine Kuh hatten viele selbst im Stall beim Haus zu stehen, die ihnen Milch und damit auch Quark und Butter und Handkäse lieferte – andere Käsesorten daheim herzustellen war ebenso aufwendig, wie selbst Brot zu backen – wiewohl das in großen Haushalten nach wie vor die Norm war. Katharina hat später nicht nur Brot gebacken, sie hat auch ihr eigenes Bier gebraut und ihre eigenen Ferkel geschlachtet, sowie in mehreren Gärten und Gütern vor der Stadt auch ihr eigenes Getreide und ihr eigenes Gemüse und Obst angebaut.

Natürlich durfte in einer Stadt nicht jeder machen, was er wollte. Es gab eine Wache, die darauf achtete, dass man sich weitgehend anständig verhielt und es gab den Rat der Stadt, der darauf achtete, dass die Zahl der Unternehmen nicht überhand nahm. Wenn eine Apotheke reichte dann gab es auch nur eine, wie viele Apotheker auch in der Stadt weilen mochten, und wenn vier Wirtshäuser genug waren, durfte niemand mehr eines eröffnen – es wurde ihm kurzerhand niedergerissen und er selbst der Stadt verwiesen. Das Existenzrecht der in der Stadt akkreditierten Zünfte und Kaufmannschaften wurde garantiert – aber auch der Gewerbefleiß an die ökonomische und soziale Leistungsfähigkeit der Städte angeglichen – wenn nötig mit Gewalt. Daraus entstand ein neuartiges Konfliktpotenzial – freier Unternehmer gegen Innungsgewalt und städtisches Ordnungsdenken. Aber die neuen freien Unternehmer wussten sich zu helfen – sie errichteten ihre Manufakturen dann eben vor der Stadt – und kamen so zwar unter die Oberhoheit des Landesherrn, dem aber war mit Geld immer zu helfen. Um die Manufakturen herum entstanden Siedlungen und aus den Siedlungen Vorstädte – stiefmütterlich übersehen von den Magistraten und nur sehr widerwillig eingemeindet, denn dann gemeindete man ja die Manufakturen mit ein. Früher waren solche Siedlungen um Klöster und Wallfahrtskapellen herum entstanden – aber nicht einmal die Kleriker trauerten der verlorenen Herrlichkeit nach, sondern sie gingen hin und gründeten neue Vorstadtpfarreien oder die Klöster einer Stadt verwalteten solche von ihrem Besitz in den Mauern aus. So übte das Wittenberger Franziskanerkloster das „Patronat“ über etliche Niederlassungen vor der Stadt aus – heiß beneidet von den Augustinern, die in dieser Hinsicht zu spät gekommen waren. Aber Wittenberg hatte nur wenig Vorstadtsiedlung, andere Städte waren in dieser Beziehung weitaus besser bestückt, so Mühlhausen in Thüringen, dessen viele Kirchen beinahe ebenso viele eingemeindete Vorstädte bedeuten – hier war der Waid und seine Raffinierung zum überall gebrauchten Indigo Motor der Manufakturwirtschaft – Waid aber machte Dreck und so siedelte man die Farbher-

stellung schon von vornherein nicht in der Stadt an. Ähnlich ging es in Erfurt, das ebenfalls ein Zentrum der Waidverarbeitung war. Auch in Erfurt lässt sich an der Vielzahl der Kirchen noch ablesen, wie oft das Stadtgebiet erweitert worden war. Denn – keineswegs baute im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr überschießende Frömmigkeit die Kirchen oder sie entstanden als Erfüllung eines Gelübdes – sondern wenn eine neue Kirche gebaut wurde, dann bestand eine Gemeinde, die eine brauchte vorher. Für eine Stadt wurde eigentlich nur eine einzige Kirche konzipiert – und Baugrund für zwei oder drei Klöster am Stadtrand.

Ein anderer Grund, eine neue Siedlung zu begründen, waren die Märkte. Lag eine Stadt günstig, das heißt an mehreren Handelsstraßen, so reichte ein Markt bald nicht mehr aus und um diesen neuen Markt sammelte sich eine neue Stadt. Man ist heute versucht, Stadterweiterungen allein aus diesen Märkten zu begründen, aber das ist kurzschlüssig. Denn ein dritter Grund war die Eingemeindung von bereits bestehenden Dörfern ins Stadtgebiet – nicht gern gesehen von den Adelsherrschaften, denen das Land ringsum meist gehörte, aber wir haben schon gehört, dass die immer mehr Geld brauchten und wenn dann ein Pfand sich als nicht einlösbar erwies – kam ein Dorf erst *zur* Stadt und dann *in* die Stadt. So entstanden „Großstädte“ des Mittelalters: Köln, Nürnberg, aber auch Paris und London, Prag (das aus mehreren Siedlungsplätzen in Jahrhunderten zusammen wuchs), Augsburg, aber auch Erfurt, das im Mittelalter zu den großen Städten zählte und Magdeburg um nur einige zu nennen. Der zunehmende Fernhandel und die wachsende neue Methode der extrem arbeitsteiligen industriellen (erst einmal nur manufakturrellen) Produktion wurden gleichermaßen zum Motor einer sich von Grund auf erneuernden Gesellschaft, während die alten Motivationen (Burgen und Klöster) abdankten.

Aber auch das religiöse Leben, bisher vor allem konstitutiv für die gesellschaftliche Stabilität, dankte ab. Es verlor an Substanz. Während die Institutionen der christlichen Kirchen als solche weiter in Betrieb blieben, wohnte ihnen doch kein speziell religiöses Bedürfnis mehr inne. Sie gehörten vielmehr zur Kultur dieser Gesellschaft und man ging zur Messe, wie man auch zu jeder anderen Festlichkeit gehen mochte – es gehörte zum gesellschaftlichen Leben, wenigstens Sonntags die Messe zu besuchen wie es zum gesellschaftlichen Leben gehörte, zur Beichte zu gehen und die Kinder taufen, die Ehen einsegnen zu lassen und die Toten christlich zu bestatten. Den Kirchenzehnten sah man als eine Art „Vergnügungssteuer“ an, die man für die Unkosten der Veranstalter von verschiedenen gesellschaftlich bedeutsamen großen und kleinen Spektakeln zahlte. Christlich aber im Sinne moderner Frömmigkeit war das ausgehende Mittelalter nicht – das sollte man nie aus dem Blick verlieren, wenn man die Gestalt Luther würdigen will. Es war fromm – der Bezug zum Göttlichen war ihm nicht abhanden gekommen – aber es war allgemein fromm, nicht speziell christlich. Neben den christlichen Formeln, die Formel des gesellschaftlichen Einvernehmens waren, lebten im Volk jede Menge vorchristlicher und ganz und gar unchristlicher Religionsentwürfe in meist sehr schlecht sitzendem christlichem Gewand. Daran, dass es so war, waren die Vertreter der Kirche nun ganz und gar nicht unschuldig – von Beginn der päpstlichen Reformen des zehnten und elften Jahrhunderts, also vom Beginn der zölibatären Kirche an waren die Laien, die nicht geweihten Gläubigen, geistig vernachlässigt worden. Der wahre Mensch begann erst beim

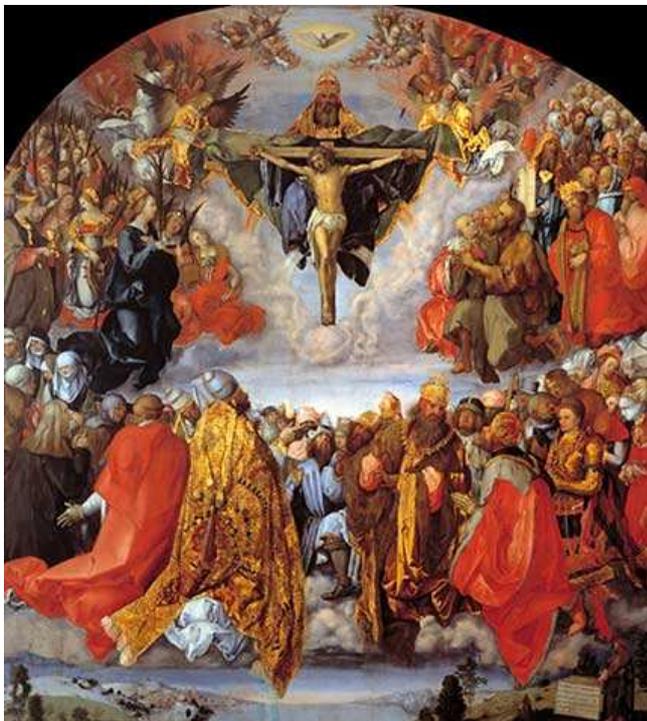
geweihten Kleriker, der mindestens Träger einer rituell erteilten Tonsur sein musste um überhaupt zu zählen.

Man sollte nun meinen, dass sich die Institution Kirche wenigstens um diese Kleriker bekümmert hätte – aber nichts dergleichen war der Fall. Die Zahl der theologisch ungebildeten Kleriker nahm mit den Reformen nicht etwa ab, sondern eher noch zu, und Luthers eigener Werdegang (er wurde zum Priester geweiht, ehe er zum Theologiestudium geschickt wurde) beweist das anschaulich. Immerhin wurde verlangt dass ein Priester Latein einigermaßen wenigstens beherrschte – was den Kreis der Infragekommenden ein wenig einschränkte⁷. So folgten die theologisch oft völlig unbeleckten Priester geistig dem, was sie von ihrer Umgebung als „christlich“ vermittelt bekommen hatten und nahmen keinen Anstand, uralte animistisch – magische Vorstellungen in ihre Religionsausübung einzubeziehen. Damit wiederum machten sie den „Laien“ diese Religionsausübung auch gesellschaftlich annehmbar, denn was diesen vom Altar kam, das kam ihnen von Gott – der Priester war, in ihren Augen zumindest, ein „Schamane“ alter Schule, der magische Gegenstände verwaltete. Dazu gehörten dann nicht nur die Elemente des Abendmahles, dazu gehörten nicht nur geweihte Kerzen, Weihrauch und Wasser, sowie geweihtes Salböl und Salz die bei der Taufe und bei den Totenriten benutzt wurden, sondern auch die Reliquien der Heiligen, über die eine Kirche verfügte. Durch die erteilte Weihe übertrug sich die magische Eigenschaft auch auf „weltliche“ Gebrauchs- und Statusobjekte, wie Kränze, Kronen, Medaillons, Zweige, Eier und so weiter. An diese Objekte wurde mit einer Inbrunst geglaubt, die heute unvorstellbar ist – Kriege und Prozesse wurden ihretwegen geführt, ihretwegen wurden Verbrechen begangen und Familienfehden begründet. Das war nun nicht etwa ein außerordentliches Verhalten, sondern ein ganz normales – in Sachen Magie ließ man sich, wenn man schon in weltlichen Dingen wachsam sein musste, nun erst gar nichts gefallen, denn mit den höheren Mächten wollte man ganz gewiss auf gutem Fuße stehen. Die konnten ungemütlich werden.

Über allem stand Gott – den bekam man aber kaum je zu Gesicht, und das war auch gut so, denn nach allem was man so von ihm hörte und was in der Bibel geschrieben stand, war er ein zwar gerechter, aber auch sehr grausamer Herr der Welt. Dann kam Jesus Christus, sein Sohn zwar, aber auch nicht unbedingt ein Friedensheld, denn auch er hatte der Menschheit Manches angedroht – nicht grundlos zeigt ihn Dürers Apokalypse mit einem aus seinem Munde hervorgehenden Schwert. Mit dem Heiligen Geist konnte man schon gar nicht reden, der war nur der Botenläufer. Das Reich derer, mit denen man allenfalls reden konnte, begann erst bei der Muttergottes. An die konnte man sich wenden, die hörte wenigstens zu und schlug nicht gleich mit dem Blitz. Sie war sozusagen der Almosenier der heiligen Dreieinigkeit, sie trug die Bitten der Menschen vor diese, weil sie allein wusste, wie man dieselbe zu nehmen hat. Immerhin hatte von allen Heiligen sie allein erreicht, auch leiblich in den Himmel aufgenommen zu werden – es gab kein Grab der Gottesmutter, und selbst von Jesus gab es doch eines, obwohl er nur drei Tage darin gelegen hatte. Die Muttergottes trat im Bewusstsein der Menschen an die Stelle der alten Göttermutter, sie tat –

⁷ Für die Erteilung von Mönchsweißen und den so genannten niederen Weißen (bis zum Diakonat) waren Lateinkenntnisse aber nach wie vor nicht zwingend erforderlich.

eigenmächtig – Wunder, erschien den Menschen leibhaftig, erteilte Rat und brachte unverhoffte Hilfe in mancher Not – kurzum, sie war und blieb der eigentliche Gott des mittelalterlichen Christentums, dem man sich bald devot und über die Maßen ehrerbietig, bald eindringlich flehend nahte – aber bei ihr war das erlaubt.



Albrecht Dürer, Allerheiligenbild

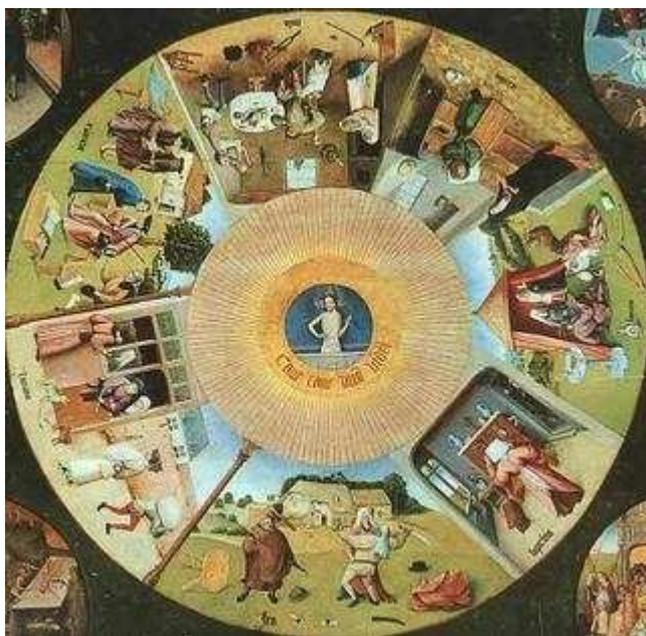
Unter Maria stand das Heer der Engel und unter dem Heer der Engel das der Apostel und Heiligen. Praktisch herrschte im Mittelalter der allerschönste Polytheismus – der Hinduismus hat auch nicht mehr kleine Götter als das mittelalterliche Christentum aufweisen konnte. Aber während im Hinduismus die Götter sich alle als Manifestationen der einen Gottheit verstehen, behaupteten die Engel und Heiligen ihren jeweiligen Status und waren für die verschiedensten Ressorts zuständig und zwar, je geringer ihr Status war, für umso konkretere Objekte. Maria war für alles zuständig – die Engel jeweils für größere Amtsbereiche – und von da splitterte es sich auf bis

nahezu einem Schutzheiligen für Schnürsenkel. Man wird an die alten

Götter und Elfen erinnert und so war es auch gedacht. Das war der Preis um den die Römer die Germanen christianisieren konnten. Als Preis war dieser Umstand freilich längst vergessen – er war jederzeit greifbar, in jedem Gefühl, jedem Gedanken lebende Realität, er war „Christsein“ schlechthin.

Die Situation des christlichen Laien war also nach alledem ziemlich brisant. Als permanenter Sünder, der ja die Feinheiten der christlichen Lehre nicht durchschaute konnte der Laie vor seinem Gott niemals gerecht werden. Er war auf seine Priester und Ordensleute angewiesen, damit sie ihn in den Himmel, oder wenigstens ins Fegefeuer brachten. Er musste sich darauf verlassen können, dass ihr Verdienst und das der Heiligen ausreichend war, ihm die ewige Seligkeit zu verschaffen – er selbst aus eigener Kraft vermochte das nicht. Aber er konnte sich darauf auch verlassen, selbst wenn der Priester ungebildet war und ihm Nonsense erzählte, denn: das Verdienst aller Heiligen und des geweihten Gottesvolkes, des Klerus, hatte über die Jahrhunderte einen Schatz im Himmel geschaffen, der geeignet war, alle Sünden der Laien aufzuwiegen – wenn sie sich um Anteil an demselben bemühten. Dies konnten sie tun durch: Almosengeben, Wallfahrten, Rosenkranzbeten, regelmäßige Beichte, Verehrung von Reliquien der Heiligen und der konsekrierten Hostie, regelmäßiges Beten der vorgeschriebenen Formulare – auch die Weltlichen besaßen Stundenbücher – durch Verehrung der Kleriker und Ordensleute und durch Gehorsam gegenüber ihren Weisungen. Wenn sie alle diese Dinge taten, waren sie der ewigen Seligkeit einigermaßen versichert und so glich das religiöse Leben einem Vertragswerk in

dem frommes Tun der Paragraph war, der Vertragserfüllung auf der anderen Seite garantierte. Freilich gab es Sünden, die unvergebar und unverzeihlich waren und für die dem Sünder die Hölle gewiss war – wenn nicht aus dem Schatz der Kirche noch ein Wunder gewirkt wurde, was aber niemand versprechen konnte. Zu diesen Todsünden gehörte auch die Unkeuschheit – wir werden von ihr noch zu sprechen haben. Wer aber die Gebote der Kirche erfüllte, wer also wenigstens Ostern zur Kommunion und regelmäßig zur Beichte ging, wer die Bußübungen verrichtete, die ihm auferlegt wurden, wer regelmäßig spendete und den Kirchzehnten zahlte, der war einigermaßen versichert, dass es ihm in der Ewigkeit nicht schlecht ergehen werde. Die Ewigkeit aber war der Wert über allen anderen. Ob ein solches Leben freilich christlich nach dem Sinne des Evangeliums war, interessierte niemanden. Es war christlich, weil die Kirche als Vermittlerin des Christseins es so ansah.



Hieronymus Bosch, Die sieben Todsünden

„Wer Jude ist, bestimme ich“, soll der SS - Führer Himmler gesagt haben, als er einen Menschen von nach NS - Vorstellungen zweifelhafter Herkunft in den Stand eines „Ariers“ einreichte. So war es auch mit der Kirche – wer Christ war, bestimmte der jeweilige Vertreter dieser Kirche vor Ort und war er in Zweifel, dann der ihm übergeordnete Kirchenbeamte bis hinauf zum Papst, der in allen Angelegenheiten des Christentums das absolut letzte Wort hatte und sich außer Gott nur einer einzigen Instanz zu beugen hatte: dem Konzil aller

Bischöfe. Andererseits hatte er natürlich auch die Möglichkeit, seine letztinstanzlichen Entscheidungen

durch ein solches Konzil absegnen und zum Schatz der Kirche hinzu fügen zu lassen. Der Papst spannte in Vertretung Jesu Christi die Idee der Kirche und damit die des Christentums unablässig weiter indem er Enzykliken, Bullen, Breves und Motuproprios verfasste, indem er das Kirchenrecht erweiterte und ständig reformierte, und all das ging neben den Evangelien in die Gesamtsumme Christentum ein und stand gleichberechtigt neben den Worten Jesu, denn der Papst galt als direkt vom Heiligen Geist geleitet und sein Wort war, wenn auch aus Menschenmund, weiterhin das Wort Gottes. Seit Innozenz III waren die Päpste auch offiziell Stellvertreter Christi auf Erden und von da bis zu Gottes Stellvertreter war es nur ein kleiner Schritt, den sie in ihrem Empfinden längst schon gegangen waren. In diesem Bewusstsein hatte Päpste die Christen zu Mördern und Dieben gemacht, denn Morden und Stehlen im Auftrag Gottes war kein Morden und Stehlen mehr. Sie hatten ein allen frommen Regeln widersprechendes Leben geführt, denn ein Papst war in seiner Gemeinschaft mit Gott nicht mit anderen Menschen – erst recht Laien – auf einer Stufe zu denken. Das Vorbild hatte abgefärbt – viele Bischöfe taten desgleichen und ihnen nach viele Priester.. vor allem der – ohnehin unmenschliche – Zölibat wurde umgangen wie

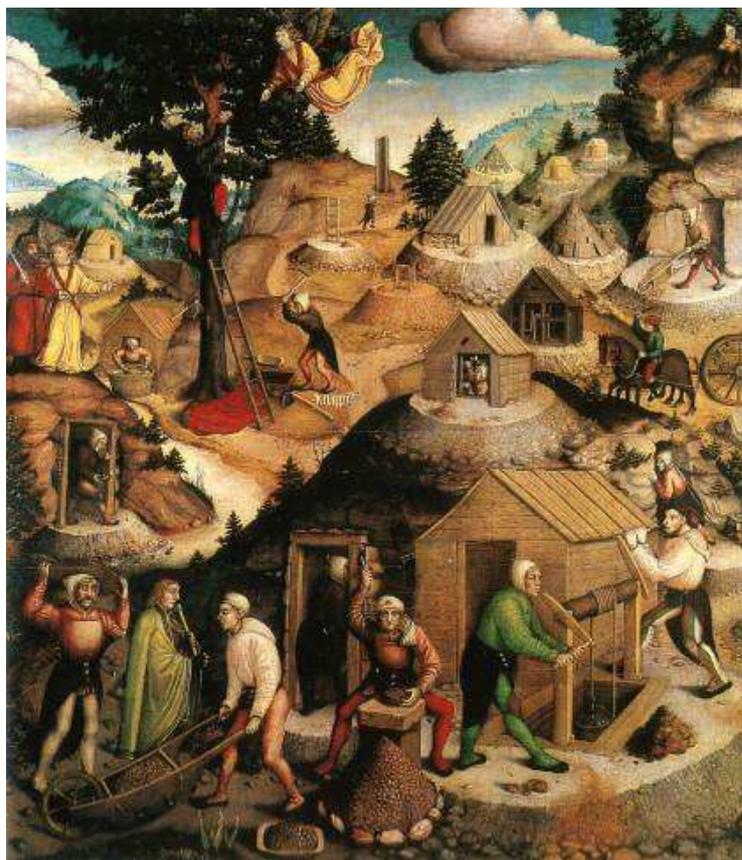
immer es sich ergab, denn der Papst selbst war außerstande ihn zu halten. Da er es war, schwieg er dazu und machte gute Miene zu einem bösen Spiel, denn „wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen“. Für die Laien war das Leben, das ihre Priester führten, selbstverständlich offenbar – aber sie empörten sich relativ selten darüber, denn was auch die Priester taten und wie sie sich auch aufführten – auf die Wirksamkeit der Sakramente hatte das, laut päpstlichem Edikt, keinen Einfluss. Alexander VI, der in Luthers Jugend Papst war, richtete seinen Kindern im Lateran, dem päpstlichen Palast, Hochzeiten aus, segnete ihre Ehen als Priester ein und taufte seine Enkel. Man meinte zwar, dass er es ein wenig arg trieb, aber eigentlich böse war man ihm nicht deswegen, denn er war schließlich Kleriker und würde die Wege wissen, die ewige Seligkeit dennoch zu erlangen. Seine geistlichen und weltlichen Verlautbarungen betrachtete man dennoch als gültig und rechtens.

Im Gegenteil – der geistliche Stand verlor durch diese Dinge nicht an Wert. Immer noch rechnete es sich eine Familie zur Ehre an, wenn eines ihrer Kinder Priester wurde – immer noch sah sie es als Verdienst an, wenn sie eine Tochter oder auch einen Sohn ins Kloster gab, damit sie für das Seelenheil der Familie beten und arbeiten mochten. Immer noch gingen sie zur Messe, nahmen das Brot, der Kelch war ihnen ja als Laien versagt, immer noch verehrten sie die Monstranz mit Ehrfurcht und da war wirklich Furcht in der Ehre. Sonst aber nahm das Leben seinen Lauf und dieses Leben war reichhaltig und bunt für alle Stände. Die Märkte waren wohl gefüllt, Pest und Hunger hatten, nach verheerenden Epidemien, los gelassen, eine gerettete Menschheit erfreute sich des Lebens in seiner ganzen Fülle – wenn man was angestellt hatte, das man besser gelassen hätte, ging man eben zum Priester und der regelte die Sache mit Gott – und manchmal auch mit den Mitmenschen. Dieses Davon Gekommen Sein sollte man im fünfzehnten Jahrhundert, in das Luther hinein geboren wird, keineswegs gering schätzen – es war vielmehr Motor vieler Strömungen, die sich jetzt Bahn brachen. Der Aufschwung des Handels und der Produktion war auch bedingt durch das Gefühl, von einem richtenden Gott mit Gnaden angenommen worden zu sein – er hatte die jetzt Lebenden verschont. So freuten sie sich dessen und betätigten sich wo immer es möglich war und das religiöse Leben, das uns hier ja besonders interessieren musste, da es die Problematik Luthers war, ging wie immer es gestaltet war, mit hin.

Berggeschrei

Zum wirtschaftlichen Aufschwung gehörte auch ein Aufschwung des Bergbaues. Zwar hatte es einen solchen immer gegeben, aber seine Erträge hatten sich in Grenzen des eigenen Bedarfs gehalten. Der war vergleichsweise gering, obgleich man viele Metalle und andere Bodenschätze kannte und nutzte – in der Landwirtschaft dominierte der hölzerne Pflug, in den Haushalten das irdene Geschirr, Gerät aus Kupfer und Eisen war den Wohlhabenden und den Adeligen vorbehalten gewesen und der Herstellung von Waffen für Ritter und ihr ausgehobenes Fußvolk. Salz wurde zumeist aus Solewässern aufbereitet, nur selten aus dem Stein gewonnen, minerali-

sche Düngemittel waren unbekannt, andere Vorkommen an Mineralien und auch Edelmetallen der Zufallsentdeckung vorbehalten. Die Bergleute aber hatten keinen guten Ruf, man hielt sie für Spießgesellen des Teufels, weil sie erstens tief in der Erde herum wühlten, also in der Nähe der Hölle, zweitens das was sie zutage förderten, selten nur Gutes für die Menschen brachte – mit den eisernen Waffen und Rüstungen wurde getötet und dieses Schlachten entbrannte auch noch oft genug um eben die Edelmetalle und –steine, die sie ebenfalls zutage gefördert hatten.



Hans Hesse, Annaberger Bergaltar

Im fünfzehnten Jahrhundert vollzieht sich auch hier ein Wandel. Bodenschätze werden als Mittel entdeckt, ein Mehrprodukt zu schaffen mit dem Handel zu treiben die Geldmenge bedeutend vermehrt. Lagerstätten werden bewusst erschlossen und mit Hilfe neuer Techniken, vor allem der Wasserkraft, ausgebeutet. Dass diese Techniken auch schon im alten Rom bekannt waren, hatten die Leute zwar vergessen, aber das ist nicht so wichtig. Wichtiger ist, dass der Besitzer des Terrains durch die Förderung und Vermarktung von Bodenschätzen finanziell unabhängig ist, ja andern Abhängigkeiten diktieren kann.

Nun bauen sich Bodenschätze aber nicht von allein ab, man

braucht, bei aller Technik, Menschen, die sich in die Erde graben und die die Technik bedienen und warten. Im Erzgebirge, im Harz und im Thüringer Land werden Lagerstätten von Silber und Kupfer erschlossen und da Bodenschätze den Landesherren gehören, rühren diese die Werbetrommel und von überall her laufen Menschen zusammen um in den Minen ihr Glück zu machen. Die einen machen's, die andern nicht, aber allen gemeinsam ist, sie sind eine neue Gruppe von Produzenten – nicht mehr leibeigen, sondern selbst für ihre Person verantwortlich. Das gab es bisher nur in den Städten, die aber darüber wachten, dass der Zuzug nicht überhand nahm. Hier nun darf jeder frei sein und es wird niemand gefragt, woher er kam und aus welchen Verhältnissen. Hier nun hat jeder Bergmann sein Auskommen, man baut ihnen Häuschen, neue Orte entstehen, aus den Orten entstehen neue Städte und die alten werden in das neue Netz einbezogen und gelangen rasch zu Wohlstand, sofern sie sich nämlich des Handels annehmen. So entstehen im Erzgebirge die Städte Schneeberg und Annaberg und Johanngeorgenstadt und noch viele andere und in Böhmen drüben die Städte Joachimsthal und Kuttenberg.

Im Mansfelder Land ist es der Kupferbergbau, der von den Mansfelder Grafen nach Kräften gefördert wird, etwas Silber ist wohl auch dabei. Kupfer wird für viele Zwecke gebraucht, mit Zinn zusammen ergibt es Bronze, die vor allem für die neuen Waffen der Artillerie, die eben im Entstehen ist, benötigt wird, aber auch für sich genommen wird es für allerhand Gerätschaften benötigt. Man kann große Dächer damit decken, weil es leicht ist und nicht korrodiert und sich, weil es schmiegsam ist, in großen Planen auswalzen und über die Dachstühle ziehen lässt, was sehr viel leichter und schneller geht als das Verlegen von Schindeln aus Holz oder Ton. Es entstehen also Walzwerke, es entstehen Gießereien in denen die begehrte Bronze hergestellt und verarbeitet wird – und die Aufträge, die hier eingehen, sind zumeist Staatsaufträge, das bedeutet sichere Einnahmen.

Man kann sein Glück machen – das bedeutet, wenn man sparsam lebt und gut rechnet, kann man vom Lohn etwas beiseite legen und in Anteilen an Gruben investieren. Der Lohn ist verlässlich und für die damalige Zeit großzügig bemessen, die Arbeiter werden auch nicht ausgebeutet, sondern haben geregelte Arbeitszeiten, das haben sie sich ausbedungen, und die Eigner, versessen auf das Produkt, haben es ihnen zugestanden. Es ist also zwar schwere körperliche Arbeit, die auf die Bergleute wartet, aber es ist keine unberechenbare Fron. Will sagen, es ist möglich, etwas vom Lohn zurück zu legen. Selbst dann ist es möglich, wenn man eine Familie zu ernähren hat.

Familie Luder aus Eisleben



Gegend von Möhra in der Abenddämmerung

Landschaft um Möhra

So macht sich auch Hans Luder aus Möhra in Thüringen auf ins Mansfeldische. Daheim hat er nicht viel Perspektive – obwohl die Luders keine Hörigen sind, sondern der selten gewordenen Gruppe der Freibauern angehören. Aber die Hofstätten auf denen die Familie wirtschaftet sind vergeben und Hans Luder hat keine andere Aussicht als seinen Brüdern und Schwägern den Knecht zu machen. Damit sieht er sich und seine junge Frau aber

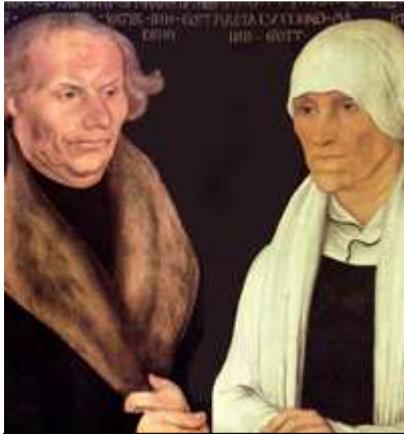
nicht besonders gut versorgt, zudem – er erwartet von sich etwas anderes als eine solche Abhängigkeit, auch wenn's die Familie ist, von der man abhängt. Kloster kommt für ihn aus mehreren Gründen nicht in Frage: die Familie hält nichts vom Klosterleben, was sich später zeigen wird, man hat keine Lust, da Geld hinzutun, und drittens, Hans hat sich mit der Tochter von Lindemanns verlobt, was einen hübschen Zugewinn verspricht, und wird seine Margarete heiraten – und dann mit ihr ins Mansfeldische ziehen, wo Bergarbeiter gesucht werden.

Oder es geht auch anders. Hans Luder heiratet seine Margarete und bewirtschaftet mit ihr eine der Luderschen Hofstätten oder gar eine, die Margarete in die Ehe brachte und die nun als Mitgift den Luders gehört. Aber Hans denkt weiter – Kinder, eine gute Erziehung, sie sollen es mal besser haben, weniger rackern müssen als er. Das

bekommt man aber auf dem Lande nicht. Also verkauft er den Hof, und geht nach Eisleben, sich als Bergmann zu verdingen. Die Kaufsumme aber für den Hof legt er in Beteiligungen an, was ihm erstens eine bevorzugte Stellung im Arbeitsprozess verbürgt – er muss nie einfahren – und zweitens vermehrt sich der Wert der Investition solange das „Berggeschrei“ anhält, in jedem Monat. Von der Wertsteigerung kauft Luder weitere Anteile. Bald hält er so viel Anteile an seiner Mine, dass er sie kauft und weiter bewirtschaften lässt, was ihm Reichtum bringt – Eisleben wird ihm bald zu klein und er zieht mit seiner wachsenden Familie ins benachbarte Mansfeld wo die feinen Leute wohnen. Dort bringt er es bis zum Ratsherren – man hat die Müllgrube des Lutherhauses gefunden und ausgegraben, sie offenbart einen für die Zeit durchaus behäbigen Lebensstil. Man aß und trank, man kleidete sich durchaus im oberen Standard der damaligen Gesellschaft. Als der kleine Martin unterwegs ist, ist auch Hans Luder unterwegs zu seinem Wohlstand, es geht also alles schnell. Und als der erste Sohn am 10. November 1483 geboren wird, befindet sich alles wohl und die kleine Familie mitten in den Vorbereitungen zum Umzug. Wie es damals üblich ist, wird der Knabe auf den Namen des Tagesheiligen getauft, am Martinstag, dem 11. November, man hatte es damals eilig mit den Taufen, denn viele Kinder starben früh, und sollten doch deshalb nicht ins Fegefeuer kommen, weil sie nur noch nicht getauft waren. Aber Martin ist ein gesunder und kräftiger Junge, er hält durch, wächst heran. Er bekommt mit der Zeit auch noch ein paar Geschwister. Aber irgendwann ist es Zeit, das wahr zu machen was Hans Luder vorschwebt, nämlich dem Kind eine bessere Zukunft zu ermöglichen, als er selbst sie bei seiner Geburt hatte. Mit vier Jahren (im November wird der Knabe Fünf) gibt er 1488 seinen Erstgeborenen in die Stadtschule von Mansfeld.

Etwas über Kindererziehung

Wir wissen im Grunde wenig über Kindererziehung in dieser Zeit. Aber wir wissen ziemlich zuverlässig, dass man Kinder als kleine Erwachsene ansah, die, sobald sie dazu in der Lage waren, in die Welt der großen Erwachsenen einbezogen wurden. Sobald sie also flüssig sprechen und sich sicher bewegen konnten, sah man den Zeitpunkt als gekommen an, an dem sie entweder wie die Eltern arbeiten oder eine Schule besuchen konnten. Aber wie es in einem Bürgerhause zuging, darüber wissen wir eigentlich schandbar wenig. Wir wissen, dass Eltern von ihren Kindern mit großem Respekt angesehen wurden und dass körperliche Strafen zu einer regulären Erziehung gehörten. Wir kennen die Geschichte, die Luther selbst erzählte, dass er von seinem Vater einer Nuss wegen, die er genascht hatte, schrecklich geschlagen worden war – so schrecklich, dass sein bis dahin gutes Verhältnis zum Vater einen Knacks bekam, der erst sehr spät wieder heilte. Das heißt aber auch, dass ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Kindern und Vätern möglich war, wenn auch naturgemäß das Verhältnis zur Mutter immer das vertrautere war, obwohl auch die zuschlug – der „Katzenkopf“ war ein ganz normales Mittel um einem Kind die Grenzen des Möglichen und Zumutbaren aufzuzeigen und die Mütter bedienten sich seiner ausgiebig. Ein solcher „Katzenkopf“ tat indessen nicht sehr weh, seine Wirkung beschränkte sich auf die Signalgebung. Wenn die Väter zuschlugen, tat es weh, denn die benutzten den Gürtel oder die Rute und nahmen den blanken Hintern statt der Partie um die Ohren.



Hans und Margarete Luder

Nicht nur der Vater benutzte die Rute – sie gehörte auch zum Instrumentarium des Lehrers. Man ging davon aus, dass Kinder noch nicht genug Einsicht besaßen um Sinn und Zweck des Unterrichtes zu begreifen, und dass man sich daher mit solchen „Signalgebern“ Respekt verschaffen musste. Man ging aber auch davon aus, dass sich die „Sündhaftigkeit“ des Menschen schon im Kindesalter zeigte und mit der Rute ausgetrieben werden musste – wer an der Rute sparte, förderte hingegen solche Sündhaftigkeit und riskierte, dass das Kind später auf die schiefe Bahn geriet. Das wollte natürlich kein Vater für sein Kind, und auch kein Lehrer für seine Schüler und also schlug man.

Apropos Schule – wir wissen nicht mehr, wie die Mansfelder Stadtschule⁸ aussah, aber sie wird sich von anderen Schulen nicht unterscheiden haben. Sie bestanden, diese „Grundschulen“, zumeist aus einem einzigen Raum in dem Schüler verschiedenen Alters unterrichtet wurde – das heißt, der Lehrer verteilte Aufgaben und beaufsichtigte deren Erledigung – die Aufgaben aber bestanden darin, möglichst viel zu lesen und dabei auch gleich auswendig zu lernen⁹. Grundlage des Schreib- und Leseunterrichts war das Abecedarium, eine mittelalterliche Fibel und – es ging langsam voran, äußerst langsam. Daneben gab es noch Rechenbücher, denn auch mit den Zahlen sollten die Kinder vertraut werden und es gab eine Grammatik des Lateinischen, den so genannten Donat, denn die Anfangsgründe der europäischen Gelehrtensprache sollten an den Bürgerschulen ebenfalls vermittelt werden. Im Jahre 1497 gestand der Lehrer Hans Luder, dass er seinem Martin nichts mehr beizubringen habe und empfahl, ihn auf eine bessere Schule zu schicken. Hans besann sich nicht lange, und schickte den Buben auf die Magdeburger Schule der Brüder von Gemeinsamen Leben, die weithin den besten Ruf als Erziehungs- und Bildungsanstalt genoss.

Luther weilte nur ein Jahr in Magdeburg, aber dies Jahr hatte großen Einfluss auf sein Leben. Denn hier lernte er zum ersten Mal eine Erziehung kennen, die, schon sehr modern gedacht, auf die Bedürfnisse des Heranwachsenden einging, seinen Wissensdurst entfachte und befriedigte, Wert auf eine gute Allgemeinbildung legte und bei der die Charakterformung nicht zu kurz kam. Die Brüder vom gemeinsamen Leben waren nämlich keine Mönche, sie waren auch keine Kleriker, sondern es waren weltliche Männer, die sich zu gemeinsamen Unternehmungen nichtkommerziellen Zweckes zusammen schlossen. Sie unterhielten Schulen, aber auch Krankenhäuser und sie bildeten nicht nur Bürgersöhne aus, sondern auch die Kinder des Adels und Hochadels. Natürlich war der Unterricht an einer solchen Schule mit Internats-

⁸ Die Existenz solcher Bürgerschulen war aber bereits ein gewaltiger Fortschritt – früher hatten Klöster das Bildungsmonopol besessen und eifersüchtig gehütet, die Stadtschule war also bereits Ausdruck bürgerlicher Emanzipation.

⁹ Das ersparte die private Anschaffung von Schulbüchern, die bis zur Erfindung des Druckes sehr teuer und auch danach nicht gerade billig waren.

betrieb nicht umsonst zu haben, und es mag sein, dass eine Steigerung der Schulgeldforderung der Anlass war, warum Hans Luder den Sohn bereits nach einem Jahr wieder aus der Schule nahm und zu den Eisenacher Franziskanern gab, einer Klosterschule alten Zuschnitts, die aber wohl billiger war. Denn die Klosterschulen hatten heftig Konkurrenz bekommen, und mussten sich nach der Decke strecken.



Das Haus der Familie Cotta, in dem Luther Aufnahme fand

Vom Eisenacher Franziskanerkloster steht nichts mehr, die Stadt ist darüber gewachsen. Nur soviel: es lag nicht eben dezentral, wie sonst die Franziskanerklöster, sondern verhältnismäßig nahe am Stadtzentrum. Wie der Unterricht beschaffen war – nun, die Franziskaner galten von je als der bürgerlichste und bürgernaheste Orden des

Mittelalters, dem jeder Glaubensfanatismus fremd war und der Bildungsgütern sich stets aufgeschlossen zeigte. Bedeutende Forscher des Mittelalters waren Franziskaner gewesen.

Aber die Franziskaner hätten kein Bettelorden sein müssen, wenn sie nicht auch die Möglichkeit im Auge gehabt hätten, durch den Schulbetrieb Nachwuchs für ihren Orden zu gewinnen. So legten sie ihr Augenmerk gleich mit auf alles, was eine etwaige Berufung zum Ordensleben klären konnte: sie ließen ihre Anbefohlenen zu diversen gottesdienstlichen Verrichtungen assistieren und da boten sich musikalische Assistenzen geradezu an. Natürlich waren diese Assistenzen freiwillig – ein leichter Druck bestand aber vielleicht darin, dass es durch die musikalische Ausbildung den Kindern möglich war, ihr „Taschengeld“ aufzubessern – indem sie nämlich eine Art Straßensängerbanden bildeten, die vornehmlich vor den Häusern der Wohlhabenden Ständchen brachten – wohlklingende Ständchen, denn die Franziskaner waren was das musikalische Angebot anbetraf auf der Höhe der Zeit. Sie waren ein Bettelorden, das bedeutete, dass sie dem städtischen Leben zugewandt lebten, die städtische Kultur schätzten, auf fromme Abgesondertheit weitaus weniger Wert legten als beispielsweise die Benediktiner, Zisterzienser oder aber auch die ebenfalls in den Städten lebenden Augustiner und Dominikaner, die allenfalls für die gottesdienstlichen Verrichtungen und die Sakramentalien den Kontakt mit den Bürgern suchten. Franziskaner aber waren überall anzutreffen: in den Schenken, auf den Märkten, in den Wohnstuben der Bürger und auch in den Pfarrkirchen, denn ob schon sie eigene Priester hatten, waren sie sich nicht zu schade, die Predigten auch anderer geistlicher Kollegen zu hören. Das Kloster war ihnen nicht Zufluchtsort vor der bösen Welt, sondern ein schlichtes Wohnhaus, das sie in brüderlichem Sinne miteinander teilten. So konnte auch jedes beliebige Haus zum Kloster werden, es bedurfte keiner besonderen baulichen Vorkehrungen. Dies entsprach dem Geist des Ordensgründers, der seinen Gefährten in der ersten Regel geradezu verboten hatte, eigene Klöster und Kirchen zu bauen. Auch zu Luthers Zeit, als dies Gebot wie viele andere auch, längst umgangen worden war, lebten die Franziskaner nie auf gekauftem Grund und nie in selbst gebauten Mauern, sondern sie ließen sich Grund und Haus von den Magistraten stiften. Sie lebten auch nie betont im Zentrum der Städte, sondern stets an ihrem Rand, nahe der Mauer – das war auch in Eisenach der Fall gewesen – noch stand ein Turm der Stadtmauer nahe beim Kloster – aber die Stadt

war über diesen Ring hinaus gewachsen und hatte das Kloster in die Stadt hinein geholt¹⁰.

Da die Franziskaner also auch nach Ordensnachwuchs Ausschau hielten waren die Mahlzeiten der Schüler vergleichsweise karg, ihr Lager vergleichsweise hart – in Magdeburg war der Knabe Martin besser beköstigt und gebettet worden. Auch in der Kleidung waren die Schüler eher spartanisch angetan – anstelle der von Haus gewohnten warmen Sachen trugen sie sommers wie winters nur den Mönchskleidern angegliche Kутten – allerdings waren ihnen, anders als den Ordensbrüdern, feste Schuhe erlaubt und sie trugen keinen Strick um die Hüften – diesen zu tragen war das Privileg der Brüder, nicht einmal die Novizen durften ihn tragen. Die trugen anstelle des Stricks einen schmalen Ledergürtel um ihre Kутten – bei den Schülern fielen sie offen am Leibe hinunter. Unterkleider durften die Kinder allerdings tragen, wie sie sie von Haus aus mitgebracht hatten – und man wusch ihre Sachen auch mit der übrigen Klosterwäsche. Wollten sie es besser haben – und wer immer weltlich gesinnt war, der wollte – so mussten sie sich ein Zubrot verdienen, von dem sie einen Teil für ein bessere Versorgung ans Kloster gaben, einen andern aber selbst behalten durften. Martin erwies sich als durch und durch weltlich gesinnt – und er hatte Erfolg mit seiner Truppe, die sich bald auf seine Musikalität verließ und ihm das Einstudieren der neuesten Stückchen anvertraute. Man sang draußen auf der Gasse das aktuelle weltliche Repertoire der Zeit – nur hin und wieder, und zu geistlichen Anlässen, sang man auch Motetten. Man sang es im sauberen fünf-, vier- und dreistimmigem polyphonen Satz, mit Melodiestimme im Tenor, wobei die Begleitstimmen auch durch Instrumente ersetzt werden konnten, sodass der Eindruck einer Soloeinlage entstand.

Die Sänger und Instrumentalisten, die sich selbst „Parthecken“ nannten, waren auch gern gesehene Gäste bei bürgerlichen Festlichkeiten, weil sie billig waren und dabei eine gute Leistung brachten. So kam Martin ins Haus Cotta – und blieb dort als Pflegekind, denn die Frau Cotta mochte den anstelligen Knaben nicht frierend und hungernd sehen. Fortan ging er von dort zum Schulunterricht – die Franziskaner waren mit einer solchen Lösung stets zufrieden, weil ihre Ansprüche an das Schulgeld damit zwar weiterliefen, sie jedoch weniger für dasselbe zu leisten hatten. So verlebte Luther noch zwei angenehme Jahre in Eisenach, in denen er vor allem seine Kenntnisse in Latein weiter verbesserte – neben der gediegenen musikalischen Ausbildung, die ihm später zustatten kommen sollte. Denn er lernte hier nicht nur singen, sondern auch die Laute zu spielen und Noten und die Tabulatur, die damals geläufige Notenschrift für die Laute nicht nur zu lesen, sondern auch selbst zu schreiben. Josquin Desprez, der damals modernste Komponist, hatte es ihm besonders angetan und er bemühte sich, in dessen Stil tiefer einzudringen, indem er selbst Motetten in dessen Manier komponierte. Aber nach diesen zwei Jahren erklärten die Brüder, dass sie dem Martinus nun, wollte er nicht dem Orden beitreten, nichts mehr beizubringen hätten und bescheinigten ihm überdies, dass er die Reife und die Kenntnisse besäße, um seine Bildung auf einer Universität weiter zu vervollkommen. Diese Bescheinigung war das Tor zur höheren Bildung und zu einer Karriere in den mittleren

¹⁰ Übrigens lässt sich das auch von vielen andern Franziskanerklöstern sagen, so, in der Nähe, in Erfurt und Mühlhausen.

und höheren Rängen der bürgerlichen Gesellschaft – denn damit konnte man die Medizin oder die Rechte studieren und in einer Stadt ein gesuchter Arzt oder Syndikus zu werden, heute würde man das einen Justitiar eines Unternehmens oder einer Behörde nennen. Damit konnte man natürlich auch die Theologie studieren, aber just das wollte weder der nunmehr bald Student Martin Luder, noch wollte dies sein Vater.

Alle Universitäten Deutschlands, ja Europas standen Martin nun offen. Das Latein als Sprache der Gelehrten beseitigte alle Barrieren des Verständnisses und war Luther ebenso geläufig wie seine Muttersprache – ja in manchem noch viel geläufiger, denn wenn es um komplexe Sachverhalte ging, bemühte er auch später stets das Lateinische – solange bis er selbst ein Deutsch geschaffen hatte, in dem sich auch die verzwicktesten gedanklichen Gebäude verständlich darstellen ließen. Wenn man aber die Wahl frei hat, wird sie gerade dadurch schwierig. Nun – einige Grenzen gab es doch: da war der zwar gut gefüllte, aber doch nicht unermesslich tiefe Geldbeutel der Eltern, die gern gaben, aber doch auch nicht alles geben konnten. Aber vor dem Studium der Rechte, für das Hans Luder wohl auch an Bologna, die Krone der Jurisprudenz, gedacht hatte, stand das akademische Grundstudium – und das konnte man an jeder beliebigen Universität absolvieren, also fiel die Wahl auf das eine knappe Tagereise entfernte Erfurt.

Erfurt



Das historische Gebäude der Erfurter Universität

Im Jahre 1501 bezog Luther also die Universität Erfurt, um seinen Magister Artium dort zu machen. Ehe wir uns über die Universität näher informieren, erst einmal einige Informationen über die Stadt.

Im achten Jahrhundert wird sie von Bonifatius zum ersten Mal erwähnt, der damals das Bistum Erfurt gründet und um päpstliche Bestätigung desselben bittet. Wenig später aber wird das Bistum schon mit dem von Mainz vereinigt – so sollte es auch bis in die Gegenwart hinein bleiben. Im neunten Jahrhundert wird der erste Mariendom errichtet – bereits auf dem später so berühmten Domhügel, einige Teile desselben sind noch heute im gotischen Dom erhalten. Erfurt wurde überdies zur königlichen Pfalz erhoben, gehörte also zu den deutschen Residenzen. Reichstage wurden dort abgehalten und Mitte des elften Jahrhunderts bekommt es eine erste Mauer. 1080 aber wird Erfurt zum ersten Mal komplett eingeschert weil es in einem Thronstreit auf der falschen Seite stand.

Nun, der Ort wird wieder aufgebaut, und 1120 ist zum ersten Mal von „Bürgern Erfurts“ die Rede. Das bedeutet, Erfurt hat Stadtrecht erhalten – in der Folge hören wir auch von der Konstituierung eines Rates, dessen Einfluss in der Region ständig wächst und den des Mainzer Erzbischofs schon weithin in den Schatten stellt. Den-

noch wurde Erfurt niemals Freie Reichsstadt. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hat Erfurt seinen alten Mauerring ausgewachsen und erhält einen neuen.

Im fünfzehnten Jahrhundert ist Erfurt eine deutsche Großstadt. Handel und Wandel blühen, und ein Großteil dieser Blüte ist dem Waidhandel zu verdanken. Waid ist eine Pflanze, aus der sich ein blauer Farbstoff gewinnen lässt, der das im Mittelalter überall begehrte Indigo erzeugt – erst mit dem Aufkommen der synthetischen Farben 1880 ging die Bedeutung des Färberwaid zurück.



Auffahrt zur Zitadelle Petersberg, einem ehemaligen Benediktinerkloster

Aber Erfurt sah damals anders aus – den Domplatz zum Beispiel gab es damals nicht, ihn schuf erst Napoleon, indem er das Domviertel abreißen ließ – es stand im Zielfeld seiner Kanonen, die er auf dem Petersberg, dem Nachbarberg des Domhügels, in Stellung bringen ließ.

Zentrum der Stadt war der heutige Anger, hier standen die beiden bedeutendsten Pfarrkirchen und hier wurde Markt gehalten. Noch heute ist der Anger Erfurts innerstädtischer Verkehrsknotenpunkt. Bis zu 28 Kirchen konnte man in Erfurt zählen, weshalb die Stadt den Titel eines thüringischen Rom erhielt. Wie kam es zu einer derartigen Zahl – nun, wir haben es an anderer Stelle bereits erwähnt und hier sehen wir es vor Augen: fast jede dieser Kirchen (die Klosterkirchen ausgenommen) verdankte ihr Entstehen einer Unternehmung, die, erst vorstädtisch, später in die Stadt einbezogen wurde. Die meisten dieser Unternehmungen sind, da leicht gebaut und nur auf schnellen Gewinn berechnet, heute nicht mehr auffindbar. Auch die Häuschen, eben mal so errichtet, verfielen, wurden abgerissen und überbaut. Was von ihnen blieb, sind die Kirchgebäude. Übrigens: es gab viele Klosterkirchen in Erfurt den nahezu alle Orden unterhielten hier Dependancen um am Reichtum der Stadt zu partizipieren. Sogar die Benediktiner kamen schon früh und errichteten ihr Kloster in der Nachbarschaft des Domhügels, immerhin also nahe der Stadt. Nur die Zisterzienser hielten sich außerhalb. Auch ihre heimliche Konkurrenz, die „schottischen Benediktiner“ bauten sich im Umfeld der alten Ortschaft an. Gerade im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert entstanden viele dieser siedlungsbezogenen Kirchenbauten, die dann in den entstehenden neuen Mauerring einbezogen wurden. Ob auf dem Gelände des heutigen Domplatzes ebenfalls eine Pfarrkirche stand, ist nicht erwiesen, ist aufgrund der Tatsache, dass sich um den Domplatz herum innerhalb des sonst üblichen Rasters kein Standort für eine solche befindet und weder die Domkirche noch Sankt Severi (ehemals Sankt Paul und Kirche eines Benediktinerinnenklosters¹¹) Pfarrkirchen waren, stark anzunehmen.

Im Jahre 1472 war wiederum ein verheerender Brand durch Erfurt gezogen, nur diesmal nicht infolge kriegerischer Ereignisse, sondern infolge menschlicher Nachlässigkeit. Überall wurde, als Luther in die Stadt kam, noch gebaut, aber die Kirchen und die bedeutendsten Häuser waren bereits wieder hergestellt – die meisten als

¹¹ Die Nähe zum Mönchskloster auf dem Petersberg war sicher nicht unbeabsichtigt.



**Die Michaeliskirche
von Westen**

Neubauten, in damals hoch moderner Art und Weise, aber einige hatten auch teilweise oder ganz ihr Aussehen bewahren können. Dazu gehörte auch die Michaeliskirche, die Kirche der Erfurter Universität. Teilweise umgebaut kann sie noch heute bestaunt werden. Als Luther in Erfurt einzog, wurde gerade an der Allerheiligenkapelle gebaut. Wo sich alte Bausubstanz in die Neubauten einbeziehen ließ, da schloss man sie – schon aus Kostengründen – mit ein und so kann man in Erfurter Kirchen die interessantesten stilistischen und baugeschichtlichen Exempel bestaunen und unser Bild vom Gesicht dieser Stadt ist noch lange nicht an sein Ziel gekommen.

Die Erfurter Universität wurde im Jahre 1392 begründet, nachdem schon zwanzig Jahre zuvor um die Errichtung einer solchen gerungen worden war. Sie beinhaltete alle vier für eine richtige Universität notwendigen Fakultäten, die juristische (geistlich und weltlich), Philosophie, Medizin und Theologie. Dazu kam das an allen Universitäten obligatorische Studium generale, das in der Artistenfakultät zusammengefasst war: hier ist erstens das Trivium zu erwähnen, das aus Grammatik, Rhetorik und Dialektik bestand und den Studenten erst einmal einen einheitlichen Grundstock an für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrlichen Regeln und Methoden vermitteln sollte. Dem Trivium folgte das Quadrivium, das Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie umschloss und dem Erwerb einer höheren Allgemeinbildung diente. Alle Disziplinen zusammen nannte man die Artes liberales oder Sieben Freien Künste, da sie von jeglicher Berührung mit den späteren Fachgebieten, aber auch von jeglicher Ideologie frei waren. Ein Abschluss in den Artes liberales war unabdingbare Voraussetzung für ein Fachstudium. Meist wurde dieses Studium mit dem zweiten akademischen Grad¹², dem Magistergrad abgeschlossen, aber auch ein Abschluss als lediglich Bakkalaureus war möglich¹³, der allerdings keine volle Lehrtätigkeit erlaubte. Beide akademischen Grade wurden in regelrechten mündlichen wie schriftlichen Prüfungen erworben, die Belegschriften mussten vor einem Auditorium von Professoren und Studenten verteidigt werden. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Lehrbefähigung des Magister artium allmählich zurück genommen und auf die Doktorpromotion übertragen. Magister konnten nichtsdestoweniger immer noch als Lehrer an städtischen Schulen arbeiten oder behördliche und auch akademische Hilfsdienste leisten.

Was den Rang der Universität Erfurt in Deutschland anlangte, so gehörte sie zu der Zeit, in der Luther dort studierte, zu den beliebtesten und bestempfohlensten im Lande, ja aus allen Teilen Europas strömten Studenten nach Erfurt, um besonders die Rechte dort zu studieren, genoss diese Fakultät doch den Ruf eines Bologna des Nordens. Überdies besaß Erfurt eine der besten Universitätsbibliotheken, seit der

¹² Der erste durch ein Examen zu erwerbende Grad war der des Bakkalars, dem in einer erneuten Prüfung die Zuerkennung des Magistrats folgte.

¹³ Vor allem beließen es die Studenten dann beim Bakkalaureat, wenn sie beabsichtigten, ihr Fachstudium an einer anderen Universität aufzunehmen.

Rektor de Berka im Jahre 1412 seine Sammlung von Büchern¹⁴ der Universität gestiftet hatte.

Dass die Universität einen guten Ruf hatte, wissen wir nun – aber wie lebten die Studenten? Nur die wenigsten stammten aus Erfurt und wohnten weiterhin bei ihren Familien. Die meisten stammten aus allen Teilen Deutschlands und Europas und lebten entweder in den Bursen zusammen, oder konnten sich eine private Unterkunft bei einer der vielen Bürgerfamilien leisten, die solche Nebeneinkünfte gern annahmen – aber zuweilen auch bereuten, denn die jungen Männer benahmten sich natürlich nicht wie künftige Gelehrte, sondern genossen das Leben, das nicht mehr von ihnen verlangte, als dass sie die Examina zur gegebenen Zeit mit gutem Ergebnis absolvierten. Was sie inzwischen trieben, konnte und wollte niemand kontrollieren, die Universität war keine Schule und es war dem Ehrgeiz der jungen Männer und der Nachhaltigkeit des familiären Drucks unter dem sie aber eben zuweilen nicht standen, überlassen, was aus ihnen wurde. Einige wurden von ihren Familien auskömmlich unterhalten, andere bekamen Stipendien von ihren Landesherren oder von reichen Patriziern, aber es gab auch – und genug – junge Männer, die sich die Mittel für ihr Studium und ihren Lebensunterhalt selbst irgendwie verschaffen mussten. Sie verdingten sich bei Handelsherren, denen sie die Korrespondenz führten, und bei Notaren, sie leisteten in den Spitälern Hilfsdienste, aber sie boten auch allerhand obskure Dienstleistungen an und schreckten nicht davor zurück, gegen Geld für ihre betuchteren, aber weniger ehrgeizigen Kommilitonen Examensarbeiten zu schreiben. Das alles brauchte Luther nicht zu tun – wir wissen allerdings nicht, ob er ein Privatquartier bezog; wahrscheinlicher ist, dass er in der Burse mit jungen Männern aus seiner Region zusammen wohnte. Das war einerseits günstig, da die Bursen die jungen Männer auch bekochten und ihre Sachen wuschen, andererseits gab es den Nachteil, dass in der Burse so gut wie kein Privatleben möglich war, weshalb die Studenten sich möglichst wenig dort aufhielten. Zumindest galt das für die ersten Semester – die Bakkalare erhielten an den Bursen wenigstens durch Vorhänge abgeteilte Reviere, die Magister eigene Zimmer zugewiesen. Von einem Fachstudenten erwartete man, dass er sich irgendwo in der Stadt eine eigene „Bude“ zulegte. Das Fachstudium wurde mit dem Doktorgrad abgeschlossen, für das über ein selbstgewähltes Thema zu arbeiten war.

Übrigens war es nicht notwendig, ein begonnenes Fachstudium auch an der Fakultät abzuschließen an der man es aufgenommen hatte – ja es war nicht einmal notwendig, dieses Fachstudium überhaupt abzuschließen, man konnte die Fakultäten beliebig wechseln, zwischen den Kursen pausieren, ja die Universität verlassen und an einer anderen weiter studieren – die Jünger der Gelehrsamkeit genossen eine ihrem Gebiet entsprechende Freizügigkeit. Wer den Magister Artium einmal in der Tasche hatte, der war vom Zwang zum Lernen frei – denn man setzte voraus, dass der eigene Antrieb an die Stelle der Nötigung treten würde und die jungen Männer reif genug wären, ihren weiteren Lebensweg selbstbestimmt zu planen. Dass dabei allerlei Versuche angestellt wurden, die nicht immer glatt gingen, nahm man in Kauf – Studenten

¹⁴ Diese Sammlung, die Bibliotheca Amploniana, ist zu zwei Dritteln ihres Bestandes noch immer erhalten und stellt eine Kostbarkeit der heutigen Erfurter Universität dar.

genossen eine gewisse Narrenfreiheit – die freilich vor dem Halsgericht wie jede andere endete.

Im Jahre 1502 legte Luther an der Erfurter Universität sein Bakkalaureatsexamen ab und stand nun vor der Entscheidung, wie er sein Fachstudium ausrichten wollte. Aber diese Entscheidung fiel ihm angesichts des Rufes, den Erfurt überall genoss, wohl nicht allzu schwer – er blieb vor Ort und fügte dem Bakkalaureat im Jahre 1505 noch das Magisterexamen hinzu. Nun war alles, was für die Vorbereitung eines Studiums der Rechte zu tun war, getan und der Herr Magister Artium Martinus Luder oder Ludher, wie er in der Matrikel der Universität eingeschrieben steht, drauf und dran, sich in den Doktor der Rechte Martinus Ludher zu verwandeln.

Dass es dahin kommen würde, daran bestand kein Zweifel, denn der junge Martin war zwar kein Ducker und Mucker, aber ein strebsamer Student, der seine Prüfungen in der ziemlichen Zeit hinter sich brachte und wohl auch das Studium der Rechte ohne weiteren Aufenthalt hinter sich bringen würde – daheim warteten die Güter der Familie, die er würde verwalten müssen – eine immer verantwortungsvollere Aufgabe, je mehr die Familie wuchs. Der älteste Sohn würde einmal in die Fußstapfen des Vaters treten und Vormund der ganzen Sippe sein, sowie Herr des Bergwerksbetriebes, der inzwischen mehr als nur gut lief und vor dem Neid der anderen Unternehmer permanent geschützt werden musste. Will sagen, dass es sogar Gebiete des Rechts gab, die den Studenten Luder von Haus aus interessierten und die für ihn keine bleiche Theorie waren. Es gab nicht das geringste Anzeichen für einen Bruch dieser Lebenslinie.

Hilf, heilige Anna

Und dann – kommt der Bruch. Er kommt mit solcher Wucht, dass er aus dem ebenso munteren wie ernsthaften Studenten der Rechte den Bettelmönch und in Perspektive den Reformator macht. Er kommt so rasch, dass nur Tage vergehen, bis die weltliche Welt auf immer hinter diesem Studenten versinkt und nur eine bange Frage noch übrig bleibt: wie kann ich erreichen, dass mir Gott verzeiht?

Was geht so tief? Was kann einen Menschen dieser Zeit so aufstören, dass er binnen weniger Tage sein ganzes Leben von Grund auf ändert? Luther hat später eine Version zu diesem Ereignis gegeben, die wahr sein mag, aber die ganze Wahrheit wohl nicht enthält. Generationen von Psychologen haben versucht, das Erlebnis von Stotternheim im Nachhinein zu enträtseln, mit folgendem Ergebnis: es muss in seinen genauen Umrissen Geheimnis bleiben.

Wir wissen nicht, was den jungen Mann, der doch ganz gewiss kein religiöser Mucker war, zu seinem Gelübde veranlasst hat. Aber wir wissen, dass es etwas Außerordentliches gewesen sein muss. Etwas, das ihn tief belastet hat. Etwas, das wohl kein Verbrechen, aber doch eine Todsünde oder zumindest eine schwere Schuld sein konnte. Ein Gewitter – oh nein, das Gewitter war es bestimmt nicht und wenn, dann

wenigstens nicht allein. Gewitter, auch im freien Feld, hat Luther sicher schon mehrer erlebt, auch wenn einem Menschen seiner Zeit im Gewitter etwas anderes entgegen trat, als nur die Entladung atmosphärischer Elektrizität. Ein Mann von unbelastetem Gewissen hätte einfach Schutz gesucht und abgewartet bis es sich verzieht – auch wenn er an den Zorn Gottes (in dem der im Blitz daher fahrende Wotan steckt) glaubte, so doch nicht daran, dass dieser Zorn ihn selbst beträfe. Wie gesagt, Luther ist in dieser Beziehung nicht gewissenspräpelig. Und – was immer auch geschehen ist, er hat es nicht beabsichtigt und wurde doch hinein verwickelt. Was kann es gewesen sein? Ein Streit mit den Eltern? Ein Streit um ein Mädchen? Ein versuchter Überfall, bei dessen Abwehr ein Mensch zu Schaden, vielleicht gar zu Tode kam, vielleicht sogar durch Luthers Hand? All das ist möglich und stellt kein Verbrechen im Sinne des Gesetzes dar, aber ein Vergehen vor Gott. Das Gesetz, auch das damalige, erlaubt die Notwehr, ahndet familiären Streit natürlich nicht und was die Mädchen angeht, so ist Luther ein junger Mann wie alle, die Zeiten sind nicht prude, und er hat kein Zölibatsgelübde getan, sondern was er tut oder getan hat, das tun alle und niemandem käme es in den Sinn, deshalb in Gewissensnöte zu geraten. Kam bei einem Streit um das Mädchen jemand zu Schaden? Sicher ist: es ist aus heiterem Himmel über ihn hereingebrochen was immer es war und beschwert mit diesem Wissen geht er seinen Weg in Richtung Erfurt.

Vielleicht aber bringt uns die Heilige Anna weiter? Sie ist die Mutter der Maria und gilt als die Schutzheilige aller Mütter dieser Erde, sie ist in der christlichen Mythologie



Masaccio und Masolino, Heilige Anna Selbdritt

die Entsprechung zur Dunklen Göttin wie Maria die Entsprechung zur Roten und Magdalena die zur Weißen Göttin ist. Sie ist die „Weise Frau“, die im Dunkel thront und Verderben als auch guten Rat ersinnt, die Herrin des verhehlten Wissens. Als diese genießt sie im Mittelalter eine hohe Popularität und wenn es jemand todernst mit etwas meint, dann evoziert er sie als Eideshelfer und damit diejenige, bei der es ein Auskneifen nicht gibt. Es muss sich nachdem also um eine wirklich wichtige Angelegenheit gehandelt haben – die heilige Anna ruft man nicht an, weil man sich das Knie aufgeschlagen hat, sondern man hat Grund, die Rache Gottes unmittelbar zu fürchten und da man sich unschuldig fühlt.. Luthers Problem, soviel kann man nun schon sagen, ist das uralte Problem des Verhängnisses – hier dekliniert in der Sprache und im Geiste des Mittelalters, das so etwas wie ein Verhängnis übrigens gar nicht kannte. Alles, was geschah, war dem Menschen des Mittelalters das Ergebnis von genau definierbaren Prozessen – er nahm sie an, ohne sie kennen zu wollen, denn sein Empfinden war durch und durch

kausal. Ohne bestimmte Ursache – bekannt oder nicht bekannt – keine Wirkung und jeder Mensch war vor dem Göttlichen für die Ursachen verantwortlich und ebenso

für die Wirkungen und Auswirkungen derselben. Sie alle forderten Genugtuung – und da der Mensch stets mehr bewirkte, als er bewusst verursachen konnte, aber doch stets auch Ursache dieser Wirkungen war, hatte jeder ein „Sündenregister“ das um etliches länger war als seine Körpergröße und an etlichem inhaltsreicher, als er jemals alt werden konnte, es gut zu machen – gesetzt, er hätte es auch nur ganz gekannt.

Luther war, soviel ersehen wir aus seiner Reaktion, jedenfalls bekannt, dass er eine Ursache geschaffen hatte, die eine – sogar erhebliche – Wirkung erzielen konnte und – nun kam die Wirkung prompt, denn der Mensch jener Zeit sah Naturerscheinungen als Gottesurteile an. „Gott schimpft“ – das wurde bis vor kurzem noch Kindern erzählt, wenn es donnerte und blitzte – über das Gottesverständnis, das da vermittelt wurde, braucht man sich, meine ich, nicht weiter auszulassen, es spricht für sich und war genau – das Gottesverständnis des Mittelalters. Die heilige Anna anzurufen, war angesichts des offenkundigen Vernichtungswillens Gottes nur konsequent, denn die Mutter der Mutter¹⁵ war wohl das einzige göttliche Wesen, das diesem (wohl zu Recht) Wütenden erfolgreich in den Arm fallen konnte. Allerdings – ein Gelübde an die heilige Anna war unbedingt zu halten. Luther hätte nur sehr schwer einen Priester gefunden, der ihn von einem solchen entband.

Das Vierte Gebot

Luthers Gelübde war also, da er das Gewitter heil, wenn auch wohl bis auf die Knochen nass, überstand, unbedingt einzulösen. Es war auch durch kein anderes zu kompensieren, erstens, weil es der heiligen Anna abgelegt worden war, zweitens, weil dahinter eine wohl veritable Schuld stand, die Sühne verlangte, auch wenn sie nicht justitiabel war. Luther wollte es auch niemals kompensieren. Aber vorderhand schuf dieses Gelübde mehr Konfliktstoff als es besänftigte, denn wie man sich denken kann, war Vater Luder damit überhaupt nicht einverstanden, dass sein Sohn ins Kloster ging.

„Wenn’s nur nicht ein Gespenst mit dir wäre“, war seine Entgegnung auf den Wunsch des Sohnes, was in der damaligen Ausdrucksweise heißt: wenn du dir da nur nicht etwas einbildest. Über den Verlust an Investitionen war er weniger aufgebracht, denn Luther hatte Brüder, deren einer die Firma dann eben übernehmen würde – und auch übernahm. Ein Magisterexamen zudem konnte Luther niemals schaden, im Gegenteil, es würde ihm auch in einem Kloster eine Perspektive bieten. Hans Luder ging es um zwei Dinge: einmal um den Sohn und zum andern ums Prinzip. Er kannte sein Kind doch – ihm fehlte zu einem Mönch wirklich alles. Er umgab sich gern mit aller Annehmlichkeit, hatte eine gesunde Affinität zum weiblichen Geschlecht und mit dem Gehorsam war es – na ja – leidlich bestellt, aber sich ganz einem fremden Willen zu unterwerfen – bitte nicht sein Martin. Was immer auch geschehen ist, es kann so schlimm nicht sein, dass Gott wollen kann, sein Martin solle sich unglücklich machen – „wenn’s nur nicht ein Gespenst mit dir wäre“ –

¹⁵ Wohl nicht ganz ohne Grund sehen manche Darstellungen der „Anna selbdritt“ denen des „Gnadenstuhls“ also den Abbildungen der Dreieinigkeit verdächtig ähnlich...

ist Ausdruck dieser Besorgnis. Was es genau ist, hat aber auch Vater Luder wohl nicht erfahren. Nur, dass der Sohn bei der heiligen Anna (konnte er sich denn nicht einen andern Eideshelfer nehmen, musste es gerade die sein) er wolle Mönch werden, falls er Gottes Zorn denn überlebe. Was es ist, erfährt er nicht, Martin schweigt beharrlich, widersteht selbst dem zweiten Argument: in den zehn Geboten steht: du sollst deine Eltern ehren. Na und das heißt doch wohl, dass man ihrem Willen gehorcht oder wie soll man das verstehen. Ja, meinte Martin, dann müsse er sich eben gegen ein Gebot vergehen, um eine Schuld an Gott zu begleichen. Wohl wird ihm nicht dabei gewesen sein. Und – im Grunde seines Herzens will er das, was er zu wollen vorgibt, ja auch gar nicht. Gott ist es, der dies von ihm verlangt. Er ist sicher, dass es kein „Gespenst mit ihm“ ist, denn er lebt ja und rechtens hätte er im Gewitter sterben müssen.

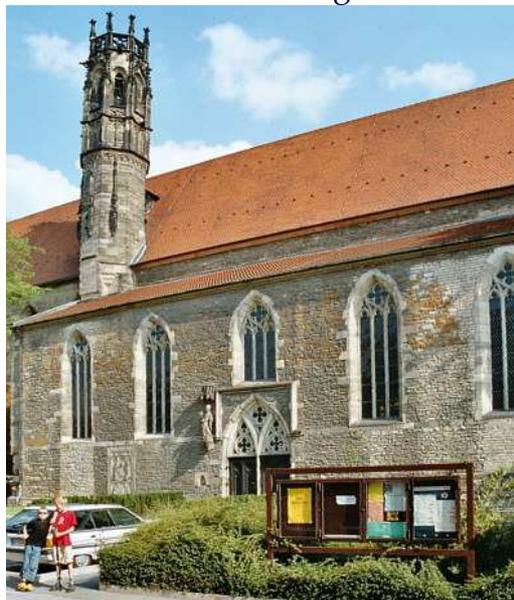
Endlich gibt der Vater ihm zwar nicht seinen Segen, aber sein Einverständnis – nur, eine Mitgift gibt er ihm nicht, da soll er zusehen, wer ihn so auf Schusters Rappen und um Gotteslohn aufnimmt, kein ordentlicher Abschluss, keine Mittel – Vater Luder rechnet damit, dass ihn so kein Orden aufnehmen wird und Martin auf diese Weise seines Gelübdes ledig werden sollte – quasi durch die Hintertür also. Aber nicht Einsiedler, nicht Laienbruder, nicht Klosterknecht, nicht Oblate will Martin werden, sondern – Mönch. Alles, was man zu seiner Zeit wieder aufgeben kann, ist nicht Bestandteil des Gelübdes, es geht nicht um Strafzeit, es geht um ein Lebensopfer. Es geht um „ein Leben für ein Leben“ und so ist uns ein erneuter Hinweis darauf gegeben, was der Grund für das Gelübde gewesen sein kann – ein Totschlag in Notwehr, zwar nicht zu ahnden, aber doch eine Blutschuld. Ein einsamer Weg, ein vogelfreier Wegelagerer, ein Handgemenge, der Wegelagerer unterliegt, niemand hat's gesehen – doch, Gott hat's gesehen und er reagiert unmittelbar. So mag sich die Lage für Martin dargestellt haben und daher widersteht er auch den vernünftigsten Argumenten und gibt nicht auf. Es muss einen Orden geben, der ihn auch unter ungünstigsten Bedingungen aufzunehmen bereit ist. Er sucht in der Nähe, denn in Erfurt hat er beinahe alle um sich: die Benediktiner, die Schotten, die Dominikaner, die Franziskaner aller Schattierungen, die Augustiner. Alle nacheinander aber lehnen sie den mittellosen Bewerber ab. Alle – bis auf einen: die Augustinereremiten, die ihr Kloster in der Nähe der Universität haben, wollen sich die Sache erst mal genauer anschauen.

Die Augustiner

Sie entstanden am 9. April 1256 und fassten als sie entstanden, eine ganze Reihe von frommen Bettlergemeinschaften zusammen, die im Gefolge der franziskanischen Bewegung entstanden waren. Diese Gemeinschaften standen bisweilen und öfters im Geruch ketzerischer Umtriebe und besonders im Königreich Sizilien war deshalb kein Staat mit ihnen zu machen – gerade dort aber sollten sie ihre „Wühltätigkeit“ verrichten, denn dort regierte zu der Zeit der Staufer Manfred im Sinne seines Vaters Friedrich II, den kein Papst leiden konnte. Darin war Alexander IV nicht anders gestimmt als sein Vorgänger Innozenz IV, der gefordert hatte: rotet aus Samen und Spross dieses Babyloniers – gemeint war eben dieser Friedrich II. Die Bettelgemeinschaften sollten Sizilien ideologisch infiltrieren, deshalb duldete der Papst sie über-

haupt, aber Manfred ließ sie, wo er ihrer habhaft wurde, gefangen nehmen und als Ketzer aburteilen, die Handhabe dazu hatte er. So blieb Alexander nichts weiter übrig, als seine „fünfte Kolonne“ zu legalisieren. Damit war es allerdings mit deren „geheimdienstlicher Tätigkeit“ dann auch zu Ende. Manfred starb nicht an päpstlichen Intrigen, sondern er fiel 1268 in einer verlorenen Schlacht.

Dem neuen Orden wurde die so genannte Regel des Augustinus gegeben – eine pauschale Regel für religiös motiviertes Zusammenleben, die seither einer Menge frommer Kongregationen als Richtschnur gedient hat und dient. Die innere Struktur des neuen Ordens trug der Tatsache Rechnung, dass er aus bisher autonomen Gemeinschaften bestand, und gab ihm insofern Gestaltungsspielraum. Verbindlich sollte nur das regulierte Leben unter den klösterlichen Gelübden und die Leitung durch einen Generaloberen sein, der dem Papst verantwortlich war, wie man es sich ansonsten einteilte, sollte jede Kongregation selbst entscheiden können.



Die Kirche der Erfurter Augustinereremiten von der Straßenseite

Schon 1256 wurde dann auch die erste Kongregation von Augustinern gegründet und zwar aus einer Gemeinschaft von Eremiten heraus, die bei Wesel am Unterrhein lebten. Der Orden hatte, da er mit den Aufnahmekriterien nicht sehr zimperlich umging, rasch Zulauf und um 1500 gab es bereits mehrer Ordensprovinzen, die von einem Provinzial vertreten wurden, und ein Generalkapitel, in dem diese Provinziale zu einem Gremium zusammen gefasst wurden. Aber nicht nur mit den Aufnahmekriterien ging man weitherzig um, auch mit den Lebensgewohnheiten – so gab es bald einen „konservativen“ und einen „reformierten“ Zweig, die einander alles andere als grün waren. Die „Konservativen“ hielten sich mehr an das benediktinische Vorbild, das eine gewissen Bequemlichkeit des Klosterlebens gestattete, während die „Reformierten“ zur strengeren Lebensweise der Franziskaner – Observanten tendierten und den Charakter eines armen Bettelordens mehr betont wissen wollten. Das Erfurter Kloster, dem zu dieser Zeit gerade der im Orden hoch berühmte Johann Staupitz vorstand, bekannte sich zur reformierten Partei und hielt viel auf klösterliche Strenge und Bußgesinnung – gerade das, was Luther brauchte. Hinzu kam, dass sie wenig Ansprüche an Neuzugänge stellten – sie mussten ja ohnehin mit betteln gehen, um sich ihre Mahlzeiten zu verdienen, oder Unterricht geben und sich im Kloster nützlich machen, denn „dienende Brüder“ kannte man hier nicht. Alle anfallende Arbeit wurde von den Mönchen selbst verrichtet, bei denen es nur einen Unterschied zwischen Laien und Priestermonchen gab, der aber für den Alltag im Kloster ohne Belang war. Privileg der Priestermonche war nur, dass sie Beichte hören und die Sakramente reichen durften, respektive eben die Messe lesen.

Es ist anzunehmen, dass der Prior der Augustiner den Grund von Luthers Eintritt in sein Kloster in allen Einzelheiten erfuhr, dass er auch darüber informiert war, wie Vater Luder über die Angelegenheit dachte. Der Prior aber nahm die Angelegenheit ernst, was wiederum für die Wichtigkeit der Sache spricht, denn bei aller Liebe war auch ein Prior der Augustiner nicht darauf aus, auf Biegen und Brechen Proselyten zu machen. Das Kloster der Augustiner – Eremiten wurde Luthers neue Heimstatt. Luther erhielt das Novizengewand, die schwarze Kutte mit dem schmalen Ledergürtel, und ein erfahrener Augustiner mit Namen Johannes von Paltz wurde sein Novizenmeister, der die Aufgabe hatte, junge Männer (nicht etwa nur Luther) in die Atmosphäre des Klosterlebens einzugewöhnen. Von den Männern, die bereits das Mönchsgewand trugen, unterschied ihn nur das Haupthaar – den Novizen wurde noch keine Tonsur geschoren. Er erhielt auch eine eigene Kammer, Zelle genannt, in der er von andern ungestört seinen Bußübungen nachgehen konnte. In der Zelle befanden sich nur ein Bettgestell mit Strohlager, ein Betstuhl und ein Weihwasserbecken, die Wände waren weißt und ein kleines Fenster ließ mehr Luft als Licht hinein. Vielleicht gab es auch einen Schemel um die Kleider abzulegen – Besuche auf den Zellen waren nicht gern gesehen, auch war es nicht gern gesehen, wenn die Brüder Bücher aus der Bibliothek mit „nach oben“ nahmen. Gegessen, gearbeitet und studiert wurde „unten“, auch wusch man sich dort und wechselte die Kleidung, kurzum man kam tagsüber kaum einmal dazu, die Zelle aufzusuchen, für deren Reinhaltung man natürlich selbst verantwortlich war. Da die Augustiner die sieben Gebetszeiten Benedikts einhielten, kam Luther erst gegen Acht oder Neun Uhr abends ins Bett, aber mit Sicherheit bereits wenige Stunden nach Mitternacht wieder aus demselben. Der Schlafentzug galt ebenfalls als Bußübung – Erholungszeiten in denen man verlorenen Schlaf nachholen konnte gab es nur wenige, die Mahlzeiten waren zwar eben ausreichend, aber karg und an Fastentagen gab es nur eine tägliche - fleischlose - Mahlzeit. Dafür gab es aber viele Fastentage im Kloster, weitaus mehr als in der weltlichen Sphäre. Zu den Mahlzeiten tranken die Augustinereremiten dünnes Bier – nicht des Alkohols wegen, denn das hatte kaum Alkohol, auch nicht des Wohlgeschmacks wegen, denn es schmeckte durchaus nicht wohl, sondern der Wasserqualität wegen, die sehr schwankend war. Das Brot war schwarz und klebte am Gaumen, zuhause hatte Martin besseres gehabt, aber es war nahrhaft und es stillte den Hunger. Aber es gab Gemüse aus dem eigenen Garten neben der Kirche und auch ab und an einen Apfel oder eine Birne von den eigenen Bäumen.



Die Trümmer der Alten Bibliothek im Augustinerkloster Erfurt

Nach einem Jahr, also im Mai 1506, legte der Novize Martin seine Gelübde in die Hand des Priors ab – auf Lebenszeit. Die ge-

stufte Bindung, wie sie heute üblich ist, gab es damals noch nicht, sie wurde erst durch die Jesuiten ins katholische Ordensleben eingeführt. Nun war er Mönch mit allen Rechten eines solchen und mit allen Pflichten eines solchen. Für einen Augustiner waren die recht reichhaltig – denn da Luther nun einmal akademische Bildung besaß, war es nur recht und billig, dass er dieselbe dem Orden auch zugute kommen ließ. Das Kloster bot selbst ein Studium generale an, und Luther gehörte nun zu den Lehrern desselben – die Magistratur befähigte ihn ja dazu, das Gelernte weiter zu geben. Also – wenn Luther sich vorgestellt hatte, dass er sein ferneres Leben mit Bußübungen und Kasteiungen verbringen könne, hatte er sich gründlich getäuscht. Die durfte er wohl absolvieren, aber daneben und davor hatte in Arbeit, Muße und Gebet, das Leben zu stehen mit seinen Erfolgen und mit seinen Enttäuschungen, mit seinen Mühen und mit seinen Erholungen. Der Mönch Martin machte Sorgen. Ständig war er mit Gewissensqualen beschwert, der harte und karge Alltag im Kloster war ihm noch nicht hart und karg genug, er fühlte sich selbst im Gebet und inmitten der heiligen Handlungen vom Teufel belauert und begegnete allem mit Misstrauen und Argwohn – auch seinen Brüdern, zu denen er ein rechtes Verhältnis nicht fand. Wenn es nicht gelang, diese Haltung zu ändern, lauerte Schlimmeres als der Teufel auf ihn, nämlich der Wahnsinn. Das war den Brüdern, die im Kapitel über ihn zu beraten hatten, klar, aber wie bekam man ihn aus diesem inneren Zwang heraus? Man fand eine Lösung: man gab ihm zu tun. Er erwies sich als anstellig und wendigen Geistes, an seiner Pflichterfüllung gab es sowieso nichts zu bemängeln als dass er sie eben viel zu ernst nahm – vielleicht konnte er von sich absehen, wenn ihm Verantwortung für andere übertragen wurde. „Wenn je ein Mensch in den Himmel gekommen wäre durch Möncherei“, pflegte er später zu sagen, „so wollte ich wohl hinein gekommen sein“. Aber er wusste, er war nicht im Himmel, nicht einmal richtig auf Erden, er hing irgendwo zwischen der Erde und einer in seinem Herzen gähenden und brüllenden Hölle, ein Schritt und er fiel hinein trotz aller Kasteiungen und Gebete, trotz allen Eifers in der Erfüllung seiner Pflichten. Gott, der ihn hatte vernichten wollen, ließ in seinen Forderungen nichts nach. Das Leben hatte er ihm gelassen – aber nun machte er ihm eben dieses Leben zur Hölle und er machte es ihm da zur Hölle, wo er ihm, Gott, nicht entfliehen konnte.

Es war Luther nicht angenehm, als er aufgefordert wurde, sich zum Priester weihen zu lassen. Ihm erschien es vielmehr, als wolle man den Bock nunmehr zum Gärtner machen. Dennoch nahm er – er schuldete dem Orden schließlich Gehorsam und war die Stimme des Priors nicht die Stimme Gottes, die die Folter auf diese Weise noch verschärfte – den Auftrag an und im Frühjahr des Jahres 1507 wurde er in der Katharinenkapelle des Erfurter Domes zum Priester geweiht – am 2. Mai hielt er im Augustinerkloster seine erste Messe. Zudem trug ihm sein Beichtvater, der überdies Generalvikar der Kongregation war, Johann von Staupitz, an, sein begonnenes Studium fortzusetzen – nicht in den Rechten freilich sondern in der Theologie. Denn ihm war klar: ohne richtiges Wissen über die Heilige Schrift war dieser Mann der Verdammnis, die er so fürchtet, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und das nicht erst nach diesem Leben. Richtiges Wissen über die christlichen Grundlagen aber erlangte man damals nur in Verbindung mit dem Studium der Theologie. Um den Fortgang dieses Studiums – das ja eigentlich eine Psychotherapie war – zu überwachen, ließ er sich

den Martin nach Wittenberg kommen, wo er, der eigentlich dem Erfurter Konvent angehörte, gerade die theologische Fakultät der neuen Universität einrichtete.

Wittenberg

Man geht heute davon aus, dass ein Studium der Theologie dem Beruf eines Geistlichen voran zu gehen habe, ja überhaupt das Recht auf einen solchen erst begründe. Im Mittelalter allerdings dachte man darüber anders. Priester konnte derjenige werden, der sich durch Lebensführung und Frömmigkeit für einen solchen Stand selbst anbot und von einem oder mehreren Klerikern, die im Besitz höherer Weihen waren, für die Priesterweihe empfohlen wurde. Die eigentliche Priesterlehre bestand dann im Umgang mit dem Messbuch und den Sakramentalien. Eine kurzgefasste Belehrung über die Rechtslage war ebenfalls zumindest zu empfehlen – aber damit war dann auch alles Erforderliche beisammen und den Rest musste die Berufserfahrung bringen oder, wie man auch meinte, der Heilige Geist.

Wer predigen wollte, musste gleichfalls kein Studium der Theologie absolviert haben. Es genügte, wenn der zuständige Bischof ihm die Erlaubnis zum Predigen erteilte. Eine solche konnte auch korporativ erteilt werden, also einem Orden wie den Bettelorden, die sie sämtlich aus des Papstes als des ranghöchsten Bischofs Hand besaßen. Die Erfurter Augustiner predigten regelmäßig. Sie besaßen zu diesem Zweck an ihrer Kirche eine Außenkanzel, sodass sie nicht an das Platzangebot der Kirche gebunden waren. Denn – eine Predigt zu halten erforderte keinen geweihten Grund – sie konnte überall gehalten werden und auch aus jedem beliebigen Anlass. Sie war auch nicht notwendig Schriftauslegung – sondern sie war eine Mahnrede an das „Volk“, eine Informationsrede zur sozialen, politischen oder auch religiösen Orientierung für alle. Wer wissen will, wie alte Predigten ausgesehen haben, sehe sich die Predigten des Abraham a Santa Clara an, ebenfalls wie Luther eines Augustiners, der allerdings ein gutes Jahrhundert später auftrat. Luthers Predigten werden in seiner Erfurter Zeit



Wittenberg im Jahre 1536

diesem Maßstab entsprochen haben. Jedenfalls gehörte er dem Vernehmen nach nicht zu den Mönchen um deren Predigten sich das Volk scharte – sie verstanden wohl sein Anliegen nicht und das verstand außer ihm ja auch niemand so recht. Doch – eben sein Beichtvater verstand es, deshalb hatte er ihn ja nach Wittenberg

geholt, wo er erstens unbefangenen Theologie studieren konnte – es gab noch kein Geringel der Doktoren und Doktoranden – und zweitens unter seiner, Staupitz, permanenter seelsorgerischer Aufsicht stand.

Wittenberg im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist eine deutsche Landstadt, ein regionaler Markt ohne Fernhandel, ein paar alteingesessene Geschlechter und ein Schloss, das seit die Askanier das Interesse an der Stadt verloren haben, nur noch vor sich hindämmert. Dass es damit bald vorbei sein wird, sieht dieser Stadt mit den ungepflasterten Straßen und dem offenen Abflussgraben vom Schloss hinunter zur Elbe, der alten Marktkirche mit ihrer Fronleichnamskapelle am alten Friedhof noch niemand an. Es ist nichts los in Wittenberg... und es scheint auch nicht so, als solle hier bald etwas losgehen.

Nur – wer meint, was hier los ging, sei dann die Reformation gewesen, irrt. Seit 1485 nämlich baute Friedrich der Weise, nachdem er mit der Kurwürde bedacht worden war, die Stadt als ständige Residenz aus. Er riss das alte, verfallene Askanierschloss ab und baute ab 1489 ein hochmodernes Renaissanceschloss an die Stelle. Auch die dem Askanierschloss beigegebene Kapelle zu Allen Heiligen war derart verfallen, dass Friedrich sie abreißen und an ihrer Stelle die Schlosskirche erbauen ließ. Erst 1506 konnte dieser Neubau dann geweiht werden – mit einer fulminanten Ausstellung des „Wittenberger Heiltums“ der weitberühmten Reliquiensammlung, die mit den Askaniern ihren Anfang nahm und durch Friedrich noch bedeutend erweitert worden war. Nun blühte Wittenberg auf, denn das Heiltum zog Gäste und Geld in die Stadt – aber man konnte das Heiltum nicht permanent ausstellen, es war einfach zu kostbar. Etwas Anderes musste her, das die Stadt kontinuierlich mit Einkünften versorgte. Denn, so war es Brauch, eine Stadt mit Einkünften steuert auch ihrem Herren gut, und dieser Herr war eben besagter Friedrich der Weise, zweiter Kurfürst von Sachsen – Wettin aus der Linie der Ernestiner.

Haus Wettin



Friedrich der Weise (geb. 17. Januar 1463 auf Schloss Hartenfels in Torgau, gest. 5. Mai 1525 in Lochau) war ganze dreiundzwanzig Jahre alt, als sein Vater, Kurfürst Ernst von Sachsen, starb und er selbst Kurfürst wurde.

Friedrich III, auch der Weise genannt, war ein frommer Mann – er unternahm überdies 1493 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem – von welcher er einige bedeutende Reliquienschatze mitbrachte und den übrigen Zertifikate besorgte. Das war wahrscheinlich auch der Grund der Reise, denn einem Jerusalemfahrer glaubte man die Echtheit seiner Reliquien umso mehr. Und Friedrich hatte Reliquien von

Friedrich III der Weise um 1500 - Gemälde von Dürer

einer Güte, dass selbst der Lateran neidisch nach Wittenberg schaute, das sich gerade anschickte, eine gutsituierte kurfürstliche Residenzstadt zu werden. Bis 1505 war seine Sammlung zur drittgrößten Europas angewachsen. Sicher brachten die Reliquien, wenn man sie verehren ließ, auch viel Geld – aber man tut Friedrich Unrecht, wenn man nur die finanzielle Seite seiner Sammelleidenschaft sieht. Viele Reliquien bedeuteten für einen Menschen seiner Zeit auch viel ewiger Seligkeit und viel Sündenvergebung und die hat ein Politiker allemal nötig.



Kaiser Maximilian I (1459 - 1519) Gemälde von Dürer

Friedrich war sogar ein umtriebiger Politiker und bei den deutschen Kaisern deshalb höchst unbeliebt. Der Uru- und Enkel der Stauferkaiser (über Friedrich II Tochter aus dritter Ehe, Margarete) hatte anders als seine Urahnen nichts übrig für eine starke Zentralmacht. Mit seinem Kaiser Maximilian hatte er auch noch persönliche Differenzen, denn der verweigerte ihm standhaft die Hand seiner Tochter – die dann nach Spanien verheiratet wurde und später die Niederlande als Statthalterin für ihren Vater verwaltete. Im Übrigen gehörte er zu den fürstlichen Politikern, die im Krieg nur ein allerletztes Mittel der Politik sehen wollten – wo immer es ging, setzte er lieber auf Diplomatie und er konnte persönlich sehr diplomatisch sein – und politisch war er sowieso mit allen Wassern gewaschen, denn was er dann für seinen

Luther zustande brachte, grenzt an ein Wunder. Jedem anderen hätte ein solches Verhalten, wie er es an den Tag legte, ebenfalls Acht und Bann zugezogen – aber Friedrich blieb nicht nur in seinem Rang unangefochten, er blieb auch, wenn auch nur noch formal, bis zu seinem Tode ein gehorsamer Sohn der alten Kirche. Die Päpste konnte er sämtlich schon nicht leiden, ehe er den Martin Luther kennen lernte und es war ihm egal, ob sie Sixtus, Alexander, Julius, Leo oder sonst wie hießen, für ihn waren sie samt und sonders Schmarotzer. Diese Ansicht stützte sich nicht nur auf irgendein „Bauchgefühl“, sondern auf die Abrechnungen manchen Steuerjahres, in denen die Rubrik „dem heiligen Stuhl“ immer umfangreicher wurde.

Friedrich war ein Ernestiner. Das bedeutete, dass er seine Herkunft von Ernst von Sachsen herleitete, einem der Söhne Friedrichs II von Sachsen, die ab 1464 das Kurfürstentum gemeinsam regierten, 1485 aber sich in Leipzig zur Gewaltenteilung entschlossen, wobei die Kurwürde an Ernst von Sachsen fiel, während Albrecht seine Gebiete – die Landschaften um Leipzig und Dresden und die Lausitz – als Herzogtum Sachsen regierte. Thüringen, das Erzgebirge mit seinen Bodenschätzen und die nachmals anhaltinischen Gebiete, also der Harz und die Region zwischen der mittleren Elbe und dem Brandenburgischen¹⁶ fielen an Ernst. Seit diesem „Leipziger Vertrag“ sprach man von der albertinischen und der ernstinischen Linie der Wettiner, die miteinander durch Erbfolge verbunden blieben – starb eine der beiden Linien aus, so gingen deren Würden und Besitz automatisch an die andere über.

¹⁶ Vordem hatte das Wittenberger Gebiet zu Brandenburg gehört, denn die Askanier waren eine im Kern brandenburgisches Geschlecht.



Friedrich regierte gemeinsam mit seinem Bruder Johann – wobei er selbst die kohärenten Gebiete verwaltete, während Johann sich mit dem „Flickenteppich“, dem übrigen viel verstreuten Terrain der ernestinischen Wettiner befasste. So kam es zum Beispiel auch, dass nicht Friedrich, sondern Johann den Müntzer in Allstedt anzuhören kam. Allstedt war eine kursächsische Exklave, eingeschlossen vom Mansfelder und vom albertinischen Gebiet, über das Friedrichs Vetter, der Herzog Georg, gebot. Johann galt auch als Nachfolger in der Kurwürde, denn Friedrich hatte selbst keine Kinder, wenigstens keine ehelichen, denn eine Kurfürstin gab es nicht¹⁷. Johann aber hatte wenigstens einen ehelich geborenen Sohn, Johann Friedrich, der 1503 in Torgau¹⁸ geboren worden war. Luther wird auch ihn kennen lernen, denn mehr als einmal wird er in Torgau vor der kurprinzlichen Familie predigen. Friedrichs Einfluss unter den deutschen Fürsten aber war gar nicht zu unterschätzen. Viele hielten ihn für einen aussichtsreichen Anwärter auf die deutsche Königs- und Kaiserkrone, während sie die Kinder Maximilians, die nach Spanien vergeben worden waren, für in deutschen Angelegenheiten wenig kompetent hielten. Luther wird von dieser Inkompetenz aber noch seinen Vorteil haben. Aber Friedrich hatte in dieser Hinsicht keinerlei Ehrgeiz – er wollte nicht in eine Funktion geraten, die bei seinen Bundesgenossen, den deutschen Fürsten, denkbar unbeliebt war. Lieber spielte er als „graue Eminenz“ in der deutschen Politik mit und ohne ihn ging tatsächlich nichts.

Aber – seine Stadt Wittenberg nur mit Schloss und Heilum, das war zu wenig. Den Handel konnte man nicht ankurbeln, das Gewerbe auch nicht, hier waren die Würfel bereits gefallen. Aber – mit Wissenstransfer war Geld zu verdienen und den wettinischen Landen fehlte es genau an diesem – es besaß keine Universität. Erst 1558 kam eine Universität in Jena dazu.

Das Schwarze Kloster

Die Wittenberger Augustiner hatten ihr Domizil am Elstertor, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Elbe und zum Übergang ins gegenüber liegende Dorf Pratau¹⁹. Heute führen Straße und Bahnstrecke nach Süden über die alte Furt. So repräsentativ wie sich der Gebäudekomplex heute darstellt, entspricht er aber nicht mehr dem, was sich Luther darbot. Die Augustiner hatten kein eigenes Kloster errichtet, sondern waren 1503 in den Gebäuden des schon bestehenden Heiliggeist – Spitals untergekommen. Sie begannen die verfallenden Baulichkeiten Stück für Stück nach ihren Bedürfnissen umzubauen und waren 1508 wenigstens so weit gekommen, dass sie für sich selbst ein einigermaßen brauchbares Heim geschaffen hatten.

¹⁷ Wohl aber gab es eine Anna Weller und aus dieser Verbindung auch Kinder.

¹⁸ Johann residierte mit seiner Familie in Weimar, den eigentlichen Stammsitz des Geschlechts, besuchten die beiden Brüder aber regelmäßig.

¹⁹ Die gegen 1530 existierende Holzbrücke über die Elbe gab es am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht.



Was brauchen Augustiner?
Zunächst mal eine Kirche.
Sie stand noch vom
Vorgänger her im heutigen
Hof, etwa dort, wo heute
der Wendelstein steht, ein
anspruchloser
Fachwerkbau, eben eine
„Spittelkirche“ mit
Luthers Wohnhaus, der ehemalige
Westflügel des Augustinerklosters

Wittenberg von Osten.

vielleicht wenigstens einer steinernen Apsis für den Altar. Wir kennen solche Kirchen als Dorfkirchen aus verschiedenen Holzschnitten des Jahrhunderts. Dann brauchten sie ein Konventhaus. Es stand in Verbindung mit der Kirche, lag also an in ihrem Osten, also zur heutigen Straße hin. Dann gab es noch das Pfortenhaus, seitlich der heutigen Straße, am ehemaligen Eingang zum Kloster in einer heute aufgelassenen Stichgasse gelegen, in dem wohl auch Gäste beherbergt wurden, und in dem später ein Ordensbruder Luthers, Wolf Brisger, lebte, der aus welchen Gründen auch immer das Kloster nicht hatte verlassen wollen. Luther wohnte „nach hinten heraus“ in einer Zelle im Südwesten des Konventhauses, also ehemals im Winkel zur Kirche. Das Konventhaus wurde im achtzehnten Jahrhundert abgerissen. Luther wohnte mit seiner Familie dann später aber nicht im Konventhaus, sondern im Westbau der Klausur die heute rechts neben dem Treppenturm des Augusteums liegt und ehemals die Studienräume und die Bibliothek des Klosters beherbergte. Der nördliche Verbindungsbau zwischen Ost - und Westflügel existiert, falls er jemals existiert haben sollte nicht mehr. Vielleicht war dort auch nur ein gedeckter Gang, der so etwas wie einen Kreuzgang darstellen sollte. Einen Rest des ehemaligen Baus, da, wo er in den Westbau einschneidet, finden wir vielleicht noch in den Galerien, die nördlich des Westbaues später angefügt wurden und von diesem aus zu betreten sind. Zwischen Westbau und Elbe erstreckten sich Gärten und Wiesen, die später, aber noch zu Luthers Lebzeiten, von den Festungswerken überbaut wurden, die Kurfürst Johann zum Schutz gegen die „Türkengefahr“ bauen ließ²⁰. Wie auch immer - in den fünf Jahren, die der Konvent bestand, hatten die Brüder viel geschafft indem sie Vorhandenes nutzten und ihren Bedürfnissen anpassten.

Das Wittenberger Augustinerkloster Zum Heiligen Geist (so lebte der alte Name fort) befasste sich nicht mit dem Bettel. Statt dessen wurde in seinen Mauern studiert, und zwar Theologie. Was Staupitz seinen Universitätsseminaren zugrunde legen wollte, er probierte es erst einmal mit seinen Brüdern. Der Konvent mit seinem Theologiestudium begriff sich nicht als Konkurrenz zur Universität, sondern sozusagen als pädagogisches Labor. Daher herrschte hier auch eine größere geistige Freiheit, als sie sich das weltliche Institut jemals leisten könnte. Luther, der Neue aus Erfurt, tat begeistert mit - die Kur, die Staupitz ihm verordnet hatte, schien anzuschlagen. Im Jahre 1508 war er nach Wittenberg „überstellt“ worden, ein Jahr später promovierte er an der neuen Universität bereits zum Baccalaureus Biblicus, also zum Fachmann

²⁰ Luther erregte sich damals sehr darüber, dass man ihm die Aussicht zu baute.

in der Bibelkunde (das waren, aufs Ganze gerechnet, vielleicht drei Prozent aller römischen Priester) und übernahm die Pflicht, nunmehr Bibel an der Universität zu lehren, heute würden wir sagen, er übernahm eine Dozentur, damals unterschied man nicht zwischen Dozenten und Professoren, da entschied allein die Lehrbefugnis. Nebenher las und studierte er noch allerhand theologische Literatur, den Petrus Lombardus, den Kirchenvater Augustinus (der ihn dann weiter führte), aber auch den nicht unumstrittenen Engländer Wilhelm von Ockham, mit dessen Theologie der Willensfreiheit die Kirche ihre Probleme hatte, da sie dieselbe aus der Saat des Pelagianismus²¹ aufgehen sah. Zwar wagte sie es nicht, Ockham als Ketzer zu verurteilen – sein Orden, die Franziskaner, stellte sich vor ihn – aber die Kirchenoberen waren von seiner Lehre nach wie vor nicht begeistert. Ockham stellte die Dogmen der Kirche und ihre Traditionen nicht in Frage, aber seine Ideen brachten einen Stein ins Rollen, der seither, erst schüchtern, dann immer mehr Material an sich ziehend, die Lawine bildete, welche die Alleinherrschaft der Römischen Kirche für immer zerschmettern sollte.

Seinem Seelenzustand gab der Wittenberger Aufenthalt zwar keine Lösung, aber doch durch die vielfachen Anregungen eine Beruhigung. In der Bibel, die Luther nun intensiv kennen gelernt hatte, hielten sich Drohungen Gottes und sein Buhlen um die Liebe der Menschen ungefähr die Waage. Ein intensivere Auseinandersetzung mit diesem Grundwerk der christlichen Religion hatte für ihn indes noch nicht stattgefunden – was Luther bisher von der Bibel kannte, war mehr summarischer Natur – erst Schritt für Schritt begann er in die Tiefen ihrer Aussagen einzudringen. Das übrigens nicht aus eigenem Antrieb, sondern es war seine Aufgabe als Dozent für Bibel, dieselbe Buch für Buch durchzugehen und für die Studenten auszulegen. Luther benutzte hierzu den lateinischen Text des Hieronymus, der für die römische Kirche als verbindlich galt. Der Umgang mit den originalsprachlichen Ausgaben bürgerte sich damals erst sehr zaghaft unter den deutschen²² Gelehrten ein – kaum jemand verstand Griechisch und Hebräisch so gut wie keiner. Reuchlins Bemühungen, auch das Hebräische zum Bestandteil theologischer Bildung zu machen, musste sich erst gegen die wütende Opposition vor allem der Dominikaner²³, durchsetzen und dem Griechischen ging es ähnlich. Immer noch galt mehrheitlich: *graecum est, non legitur* – das ist Griechisch, das liest man nicht²⁴. Dennoch – die erste Note dessen, was das Generalthema seines Lebens werden sollte, war angeschlagen worden.

²¹ Pelagius – übrigens ein Ire – hatte noch in der Antike die These aufgestellt, dass der Mensch in seinem Kern gut und aktiv in der Lage sei, sich um die göttliche Gnade zu bemühen und besser zu werden – der theologischen Lehrmeinung entgegen, dass der Mensch prinzipiell böse und verdorben sei und dass allein die guten Werke der Kirche ihm Vergebung bei Gott erwirken könnten.

²² Bei den italienischen Gelehrten, insbesondere denen aus Süditalien, sah das bedeutend anders aus, hier war die Kenntnis des Griechischen bereits seit dem dreizehnten Jahrhundert Bestandteil einer höheren Bildung, bei den übrigen setzte sich diese Einsicht seit dem vierzehnten immer mehr durch.

²³ Die Dominikaner waren ja nicht nur einer der Bettelorden, sie waren auch unmittelbare Träger der Inquisition.

²⁴ Die griechischen Christen galten seit 1054 als abtrünnig – zwar nicht in der Lehre, aber in ihrem Kirchenverständnis. Dennoch setzte sich, vor allem mit dem Fortschreiten der Renaissance in Italien, langsam die Einsicht durch, dass man das Griechische wohl doch in die humanistische Bildung würde aufnehmen müssen.

Rom

Aber anstatt nun, wie es hätte laufen können, in die ersten Überlegungen zur Reformation einzutreten, wird Luther im Auftrag des Erfurter Konvents erst einmal nach Rom gesandt – in übrigens wichtiger Mission, es geht um die Bewahrung seiner Kongregation, die in Fehde mit den „konservativen“ Augustinern liegt. Der Papst – zu dieser Zeit Julius II – hatte befohlen, die Eremiten hätten sich mit den sehr viel liberaleren Chorherren zusammen zu schließen. Die Eremiten aber wollten das nicht und Luther sollte ihren in Erfurt abgefassten Protest nach Rom in den Vatikan bringen. Seit ihrer Rückkehr aus dem Avignoneser Exil residierten die Päpste dort und nicht mehr, wie davor, im Lateranspalast.

Aber Luther war doch in Wittenberg? Nun, formal war er immer noch Angehöriger des Erfurter Konvents, er war nach Wittenberg nur sozusagen ausgeliehen worden. Er war Priester und zudem akademischer Theologe. Aber mit der Gehorsamspflicht dem Orden gegenüber war hier noch ein anderes Element verbunden: eine Reise nach Rom bot erheblich mehr Möglichkeiten der Sühneleistung und Vergebung als jede andere fromme Handlung – seit den Gläubigen der Weg nach Jerusalem versperrt war. In Rom war man der göttlichen Gnade ganz nahe. Und so war es vielleicht auch diese Überlegung, die das Kapitel bestimmte, gerade Luther nach Rom zu schicken, kannten sie doch dessen Bußeifer und Staupitz, von Wittenberg aus, hatte ihnen die Ernsthaftigkeit desselben noch einmal versichert: wenn einer unter uns die in Rom vorhandene Gnade wirklich braucht, dann der Bruder Martin. Und so machte er sich denn – in Begleitung zweier anderer Ordensbrüder – zu Fuß auf nach der ewigen Stadt, denn die Augustinereremiten benutzten gemeinhin keine Pferde und Wagen und – für Luther war diese Reise eben auch Pilgerfahrt.



Die „heilige Treppe“ am Lateranspalast

Luther glaubte, eine fromme Stadt zu finden. Er fand aber eine Stadt, in der die Bigotterie Staatsreligion war. Sicher – an frommen Werken gab es viele zu tun – aber an jeder Ecke bot man Ablasszettel feil und in jeder Kirche standen die Priester Schlange, um ihre versprochenen Messen möglichst schnell zu lesen. Luther, der dies mit gebührender Ehrerbietung tun wollte, wurde von den Nachfolgenden gedrängt, sich doch zu beeilen. Seine Beichten wollte man nicht hören, konnte man oft auch nicht verstehen, aber man machte bereitwillig das Kreuz

über ihm und sprach das „ego te absolvo“ wie am Fließband. Hier mochte man wohl für alles die Absolution erhalten und so war sie, inflationär, völlig wertlos geworden, dabei bekam man diese sogar schriftlich, damit man sie daheim vorzeigen konnte. Auch mit der Buße hielt man es nicht so genau – wer konnte, kaufte sich an der nächsten Ecke einen Ablass der auferlegten Kirchenstrafen und konnte so unbeschwert und fröhlich wieder seiner Wege ziehen. Auch für die armen Seelen im Fegefeuer hielt man Ablässe bereit um ihnen die Zeit der Reinigung zu verkürzen und so kaufte Luther an der Heiligen Treppe einen Ablass für seinen ver-

storbenen Onkel²⁵ und rutschte, für sich selbst, die Stufen empor, um wenigstens ein Jahr lang von Gewissensqualen befreit zu sein, falls die römische Absolution nicht helfen sollte. Denn die „Heilige Treppe“ sollte der letzte Rest des Hauses von Pilatus aus Jerusalem sein. Auf dieser Treppe sollte Pilatus den „Ecce Homo“²⁶ dem Volk gezeigt haben – noch immer, sagte man, wären einige Stufen von seinem Blut gezeichnet. Seit Jerusalem für die – römischen – Christen verloren war, konnte man sich nirgends so eng mit Jesus verbunden wissen wie auf diesem antiken Relikt. Die „Scala Santa“ ist bis heute eine der religiösen Hauptattraktionen des christlichen Rom. Vielleicht hat Luther auch in der „Sancta Sanctorum“²⁷ eine Messe gelesen, in der die Häupter der „Apostelfürsten“ Petrus und Paulus aufbewahrt wurden, dazu kamen noch Reliquien der Maria und des Evangelisten Johannes, sowie Johannes des Täufers.

Luthers Zweifel angesichts seiner Erlebnisse in Rom, sind aber wohl überbewertet worden. Als einem Theologen muss ihm klar gewesen sein, warum die Römer sich derart sorglos, lebenslustig und sogar verrucht gaben und geben konnten. Der Schatz der Kirche an „guten Werken“ war unermesslich und alle Ordensleute, jede Messe und jeder Rosenkranz, jedes Stoßgebet, mehrten ihn unaufhörlich. Gerade in Rom brauchte man nur in eine Kirche zu gehen und ein kurzes Gebet zu sprechen und schon konnte man damit rechnen, wieder von allen Sünden rein zu sein, falls man es als Römer nicht ohnehin war. So ging es nur darum, aus diesem Schatz der Kirche möglichst vielen Pilgern möglichst effizient auszuteilen, die um seinetwillen in die Stadt gekommen waren. Daher das Geschiebe und das standardisierte Verfahren – jeder sollte dran kommen können. Für individuelle Übertreibungen war hier kein Platz, hier war jedes Anliegen gleich wichtig. Aber in der schwiemlichen ekstatischen Atmosphäre der Reliquien und Relikte mag solche Einsicht Luther auch abhanden gekommen sein.

Als Luther – übrigens nicht unverrichteter Dinge – nach Erfurt und später nach Wittenberg zurückgekehrt ist, und seine Erlebnisse reflektiert, wird allerdings deren Bild immer negativer. Warum – weil kein äußeres Zutun den Riss schließen kann, der in seiner Seele ist, seit das geschah, wir wissen schon. Und so wird auch die Erinnerung an die heilige Stadt endlich schal wie ein erfüllter Herzenswunsch schal wird – und eben darin zeigt, dass er entweder doch noch nicht erfüllt worden ist, oder eben kein Herzenswunsch war. Die Enttäuschung darüber, dass es nicht „vorüber“ ist, wie erhofft, verzerrt im Nachhinein das Bild der Pilgerfahrt zu einem Zerrbild. Dieses Zerrbild nun wieder geht ein in die Arbeit, die nun zu tun ist. Luther ist romskeptisch geworden – romkritisch, wie viele Intellektuelle seiner Zeit ist er aber noch nicht, die römische Kirche stellt er nicht in Frage – er wird es aus freien Stücken auch niemals tun.

²⁵ Später witzelte Luther, hätte er nur genug Geld dabei gehabt, es wäre ihm wohl möglich gewesen, den Teufel aus der Hölle frei zu kaufen.

²⁶ Der „Ecce Homo“ ist der Typus des verspotteten und ausgepeitschten Christus, der von Pilatus mit den Worten „schaut, was für ein Mensch“ dem Volk gezeigt und seinem Mitleid anbefohlen wurde.

²⁷ Die Sancta Sanctorum war die ehemalige Hauskapelle des Papstes.



Die Universität

Im Jahre 1512 promoviert der Baccalaureus Biblicus Luther zum Doktor der Theologie. Nun steht ihm der ganze Universitätsbetrieb offen, wird sein Wort im Kollegium der Doktoren gehört, ist er mehr als nur Lehrbeauftragter für die Studenten, sondern alle Beschränkungen in Lehre und Forschung sind für ihn

gefallen, er ist eingereiht in die Kette europäischer Gelehrsamkeit. Fortan ist es ihm auch erlaubt, eigene Meinungen öffentlich zu äußern, statt nur die der Autoritäten zu referieren. Er hält Vorlesungen zu verschiedenen biblischen Themen, aber auch über Moralthologie –

Staupitz hat mit Bedacht anscheinend den Bock zum Gärtner machend, Luther dadurch angehalten, gründlich auch über sein Problem nachzudenken. Göttliches Gebot und göttliche wie menschliche Freiheit der Erfüllung werden zu seinen Themen, christliches Ethos zu seiner Domäne. In der Folge wird ihm darin niemand etwas vormachen können. Aber auch in seinem Leben scheint endlich Ordnung einzukehren – als die Doktorpromotion bekannt wird, reist Vater Luder aus Mansfeld mit dreißig Bekannten und Verwandten an, um mit dem Sohn zu feiern. Denn nunmehr ist der kein armes, nichtsnutziges Mönchlein mehr, sondern eine, wenn auch theologische, Person des öffentlichen Lebens. So etwas wie eine Versöhnung spinnt sich an – der Sohn hat seinen Verstand, wie man sieht, zwar nicht auf die Rechte gerichtet, aber doch nicht vergeudet.

Dass die Universität Wittenberg auch andere Disziplinen beherbergt hätte als die theologische wird oft ganz und gar vergessen und – es kann auch vergessen werden, denn in keiner andern Disziplin ist hier mehr geleistet worden. Aber man konnte hier ebenso seine Artes liberales studieren wie anderswo, man konnte hier auch seinen Doktor in Philosophie erwerben und in den Rechten ebenso wie in der Medizin. Aber es ist schon richtig: wahrgenommen wurde die neue Universität zuerst als Pflanzstätte eines neuen theologischen Geistes – eben des Geistes der Augustiner, die, geschult an ihrem Ordenspatron, nicht dem toten Buchstaben der christlichen Lehre das Wort redeten, sondern Wert legten auf das Begreifen dessen, was man lernte. So waren auch die Vorlesungen der Professoren nicht nur Wissensvermittlung, sie waren immer auch Problembewältigung und vollends kaum eine Vorlesung des „Neuen“ kam ohne Momente aus, in denen sowohl den zuweilen zuhörenden Kollegen als auch den Studenten mulmig wurde. Luther dozierte mit Freimut und unterzog auch Kirchenväter und Konzilsbeschlüsse dem Urteil der kritischen, an der Bibel gebildeten christlichen Vernunft. Neben ihm dozierte ein nicht weniger freimütiger Professor: Andreas Bodenstein, der sich hier nach seinem Herkunftsort Karlstadt nannte. Er galt als Spezialist für die Werke Ockhams und für die menschliche Annäherung an Gott – damit war er als Gesprächs- aber auch Streitpartner für Luther wie geschaffen, und man kann wohl annehmen, dass viele Aspekte seiner späteren Lehre ihren ersten Impuls auch von Karlstadt empfangen. Dann gab es da noch den Martin Pollich, von dem zwar heute niemand mehr redet, der aber ein wahrhafter Polyhistor war, ein in Theologie, Philosophie und Medizin gleichermaßen be-

schlagener und anerkannter Wissenschaftler, den der Kurfürst als ersten Rektor gewonnen hatte.

Kanzler der neuen Universität und Herr der Medizinschranke war Goswin von Orsoy, ein Antoniter und damit in vorderster Front nicht nur der Theologie, sondern auch der Heilkunde stehend, denn die Antoniter waren die Seuchenspezialisten des Mittelalters. Unerschrocken stellten sie sich Herausforderungen, vor denen sonst die ärztliche Kunst versagte. Er konzentrierte sich auf die Lehre, sein Amt nahm ihn nicht allzu sehr in Anspruch, da Pollich alle Aktivitäten in diesen ersten Jahren an sich zog. Die Juristen wurden vertreten durch Christoph Scheurl, einem Nürnberger Bürgersohn und Absolventen der juristischen Fakultät von Bologna – was heute ungefähr einem Harvard – Abschluss gleich kommt. Er war der Spezialist für kanonisches Recht und wir hören seinen Namen später als den eines Rechtsgutachters der Reformation. Das weltliche Recht aber war die Domäne des Hieronymus Schurff, der nebenher noch über den Aristoteles und den Duns Scotus dozierte – Luther, aber auch der Kurfürst, sollten ihn später als ihren Rechtskonsulenten²⁸ und kurfürstlichen Richter weidlich beschäftigen.

Als Bakkalaureus der Freien Künste kam Staupitz' Neffe, Nikolaus von Amsdorf, 1502 nach Wittenberg. Er wurde einer von Luthers ersten und ergebensten Mitstreitern, aber er war nicht Luthers wegen gekommen, sondern der Freiheiten wegen, welche die neue Universität verhieß – Studenten, und dazu zählten Bakkalare auch irgendwie noch, waren neugierig, zumal, wenn die Familie genug Geld hatte, um dem Sohn ein ausgiebiges Studium zu finanzieren. Er kam nicht einmal der Theologie wegen, sondern wurde erst einmal Dekan der Philosophischen Fakultät, ehe er Lizentiat der Theologie, also auch deren Lehrbefugter, wurde. Außerdem gehörte er dem Kanonat der Allerheiligenkirche, der Schlosskirche mit ihrer Reliquienstiftung an, ach, und Rektor der Universität war er bis 1516 auch ab und an. Luther – ach, das war jemand, der über das dozierte, was ihn nicht interessierte. Theologie trieb er schließlich selbst und so war es wohl gut, wenn die Kollegen nicht aneinander gerieten, sondern jeder seine Spur verfolgte. Aber irgendwie schien ihm das Nebeneinander nicht zu behagen – als Luther begann, seine Römerbrief – Vorlesungen zu halten in deren Folge er „seinen gnädigen Gott“ entdeckte, gehörte Amsdorf zu seinen schärfsten Kritikern – aber im Unterschied zu den anderen opponierte er aus innerstem Herzen und so konnte es nicht ausbleiben, dass dieses Herz auf einmal „so nicht weiter“ sagte. Denn der Kerl hatte ja recht mit dem, was er da sagte, es stand so schwarz auf weiß geschrieben und wenn man es nicht annahm, dann war man kein Christ, wie viel Canones man sonst auch auswendig herunter sagen konnte. Ja, genau doch, das war's: ohne des Gesetzes Werke, allein aus Glauben. Das war vernünftig und beendete den ganzen Streit darüber, wie viel Ablass denn für wie viel Gnade zu bezahlen sein sollte. Das kassierte die gesamte Scholastik, die sich bemüht hatte, Gott mit ihren Definitionen gleichsam einzufangen. Und ganz unter der Hand sind wir nun Zeuge eines historischen Moments geworden: des Keims der Reformation, der paulinischen Rechtfertigungslehre.

²⁸ Schurff war also später sozusagen Luthers Hausanwalt ...

Sola fide

Die Bibliotheken des Mittelalters sind nicht nur Schatzkammern des Geistes, sie sind auch Schatzkammern dem Geldeswert nach. Andererseits wären sie tote Sammlungen, wenn sie nicht mit ihrem Bestand denen dienen würden, die sie benötigen. Im Mittelalter legt sich niemand, der lesen kann, Bücher so mal eben als „Wertanlage“ hin. Sie werden beschafft, um sie zu lesen und andere darin lesen zu lassen. Kaum ein Privatmann indes hat genug Geld, sich Bücher anzuschaffen – nur Universitäten, Landesherren und eben Klöster kommen an Bücher – wobei die Klöster auch noch bedeutend zu ihrer Verbreitung beitragen, denn sie schreiben dieselben im Auftrag aller möglichen Institutionen wieder und wieder ab. Es sind nicht immer ihre eigenen Bücher, die sie kopieren, aber – ein Exemplar des Werkes dürfen sie für sich behalten und so füllt die Arbeit in der Schreibstube auch die Bücherstube mit allerhand Literatur, von der ritterlichen Kitschgeschichte über Studentenlieder und Schwänke, Dramen, Epen der Antike, mehr oder weniger ausführliche Rechtssammlungen geistlichen und weltlichen Charakters, natürlich Theologie und auch die Bibel ist vertreten in Einzelbänden versteht sich, aber die Mönche – und Nonnen – unterziehen sich der unendlichen Mühe, und schreiben und schreiben. Medizinische Werke wandern in die Regale und Kochbücher, Minnelieder und sogar ketzerische Literatur kann man finden, wenn man nur sucht, das kommt auf die Klöster selbst an. So wurden in französischen Klöstern katharische Bücher gefunden, für sich und in christlicher Ummantelung. So kam Müntzer in den Besitz seines Thomasevangeliums – er nahm es, natürlich in Abschrift, aus einem Frauenkloster mit, in dem es ehemalige Perfectae, die hier Nonnen wurden²⁹, einst abgelegt hatten.

Aber selbst große Bücher können gestohlen werden – und so legte man in Büchereien, die der Öffentlichkeit zugänglich waren, dieselben kurzerhand an die Kette. Man band sie nicht zu, sie sollten ja gelesen werden – aber man verhinderte, dass ein Student sie mal eben mitnahm und zu Geld machte. Im Augustinerkloster wurde parallel zur Universität ein Studium generale angeboten, das nicht nur von Ordensleuten besucht wurde. Daher war die Klosterbibliothek wie üblich mit Ketten gesichert. So hat auch Luther seinen Band gefunden – quasi gefesselt. Luther wird aber wohl den Schlüssel zur Kette gehabt haben und konnte sich die Paulusbriefe mit auf sein Arbeitszimmer nehmen. Dies Arbeitszimmer war nicht mehr die Klosterzelle – es war bereits der helle Raum mit weiter Aussicht auf die Elbwiesen im Westbau des Klosters. Dort, im westlichen Turm, konnte er forschen, die Vorlesungen vorbereiten und dabei auch einmal laut denken, ohne dass der Klosterbetrieb ihn dabei störte, und er störte auch die Brüder nicht, die ja ihrem eigenen Tagwerk nachzugehen hatten. Nur zu den Essenszeiten und zum Chorgebet ging er hinunter zu den andern – und, seither immer mehr, auch zu den Stunden der gemeinsamen Erholung. Denn was er in seinem Turm las, riss ihm den Schleier von den Augen: so halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein aus Glauben.. so hat es Luther selbst später übersetzt. Und dieses Wort, oft gelesen und jetzt erst begriffen, es änderte alles. Denn – Glauben hatte er, Luther, genug. Allein aber weil er diesen hatte, war sein Bemühen um Versöhnung mit Gott schon angenommen und gelun-

²⁹ .. oder die hier auch „in den Frieden“ kamen, also ins Gefängnis..

gen, es bedurfte keiner Messen, keiner Beichten, keiner Ablässe und keiner Wallfahrten, ja eigentlich auch keines Klosterlebens. Man konnte das alles tun – aber es war die reine Selbstbefriedigung. Du kannst dich abrackern, las er, ohne den Glauben ist alles wertlos und mit demselben kannst du aufhören, dich zu quälen. Am liebsten hätte er wohl die Kutte hingeworfen, als er das begriff – Jahre lang hatte er das falsche Leben geführt.. dabei hatte die Lösung stets so nahe gelegen, immer wieder hatte er darüber weg gelesen.

Keineswegs aber war es so, dass sich Luther in Bezug auf den Menschen geirrt hatte. Er war der Sünder, der Verworfene, für den er ihn – und sich selbst – gehalten. Nur – er war es nicht auf ewige Verlorenheit hin, sondern seit dem Kreuz von Golgatha war er es nur noch so lange, wie er sich sträubte, die Tat Christi als solche anzuerkennen und sich ihm anzuvertrauen. Der Zorn des Vaters war Realität – aber ebenso war Realität die Tat des Sohnes, die diesen Zorn hinfort wenigstens von denen abwandte, die dem Sohn vertrauten. Luther hatte sich nicht geirrt, er hatte nur etwas Wichtiges übersehen und war dadurch auf eine ganz und gar falsche Fährte geraten.



Luther als Augustiner – Kupferstich von Lucas Cranach d.Ä.

Aber er war doch auf dieser Fährte nicht allein? Kirchenväter und Kirchenlehrer waren vor ihm her auf dieser Spur getrabt, Orden waren um ihretwillen begründet worden, um ihretwillen gab es die frommen Werke der Christenheit und den Schatz der Kirche. Menschen hatten sich zugrunde gerichtet um des Vaters Zorn zu bannen, ein Fegefeuer war entstanden, da niemand mehr vor Gott gerecht zu sein vermochte, der auch nur irgendetwas Menschliches noch an sich haben mochte. Nur der Asket, nur der Heilige, der sich alles Menschliche verweigernde Priester hatte überhaupt Aussicht, von Gott angenommen zu werden, unter unsäglichen Mühen waren Menschen zu ihm gelangt – und hätten's doch nicht tun müssen, der Glaube allein hätte

ausgereicht. Nicht ein Leitfaden war gegeben worden wie man mit dem unmenschlichen Richter umzugehen hätte, sondern das ganze

Neue Testament war Zeugnis dessen wie der Glaube und die Liebe im Verein mit der Hoffnung alle Barrieren niederwarfen und Wohnung nahmen in des Vaters Haus. Alle die Kirchenväter, alle die Heiligen, alle die Frommen .. Luther mag schwindelig geworden sein angesichts der Größenordnung, in der hier vom rechten Wege abgewichen worden war. Die ganze für ihn verbindliche Kirchengeschichte und Kirchenlehre stand zur Disposition. Aber der Schwindel wurde überstrahlt von der Freude, das entdeckt zu haben, was ihm aus allen Gewissensqualen heraus half. Der Gerechte wird aus Glauben leben – nicht aus Gebeten, nicht aus Bußübungen, nicht aus Selbstquälereien, aber auch nicht aus magischen Handlungen, nicht aus Reliquien, nicht aus Klostergelübden. Das war alles nicht nötig. Anderthalb Jahrtau-

sende Kirche waren - mit einem einzigen Satz - dahin verweht. Aber - Luthers Gewissensnöte waren auch dahin verweht. Die Frage nach dem Verhängnis war indem sie gestellt worden war auch eigentlich schon beantwortet: es gab wohl ein Verhängnis, das über dem Menschen waltete, Jesus nannte es den Teufel - aber dieses Verhängnis war ohnmächtig, wenn der Mensch sich im Glauben an Jesus Christus nicht etwa im Gebet oder beschwörend wandte, sondern festhielt.

Es ist seither viel über Luthers Entdeckung gesprochen und geschrieben worden, es sind hochweise und sehr intellektuelle Analysen angefertigt worden - aber sie alle vermögen das nicht zu fassen, was in dem Augenblick im Turmzimmer des Schwarzen Klosters geschehen ist. Theologen haben sich die Finger wundgeschrieben, um das deutlich zu machen, was sie selbst kaum begriffen, denn die „Rechtfertigung aus Glauben“ war ihnen, die in Luthers neuem Glauben schon aufgewachsen waren, auch nur noch ein Wort. Sie hatten und haben das Gegenteil nicht erlebt, nicht in ihrem eigenen Leben sind sie ihm begegnet. Sie können das unvermittelte Aufgehen des Himmels nie mehr begreifen - nur ein alter Ketzer wie ich hat wohl noch Zugang zu diesem Empfinden, weil sich auch ihm Himmel aufgetan haben - nur waren es andere. So einfach wie das Problem war auch die Lösung und ebenso unmittelbar und im Leben eines Jeden stehend. Da brauchte es keine verzwickten Theorien, keine Theologien mit ihrer verschnörkelten sich selbst genießenden Sprache. Es brauchte nur das Für Wahr Halten eines Augenblickes - des Augenblicks von Golgatha und wenn man denn noch drei Tage daran hängen mochte, brauchte es noch den Anblick des leeren Grabes. „Weil du vom Tod erstanden bist, werd ich im Grab nicht bleiben“ singt der Dichter später. Ja, man kann klug sein und es ist ja auch die Wahrheit, dass sich in dieser Konstruktion nur antike Mysteriengläubigkeit artikuliert - aber was dieselbe in Luthers Wesen auszulösen vermag, ist ungeheuerlich und die erlösende Kraft derselben ist wahrlich überwältigend. Allein das aber zählt in dem Moment und alles andere halte angesichts dessen einfach mal den Mund.

So wie es Luther geschwindelt haben mag, als er begriff, so schwindelte es auch seinen Ordensbrüdern, als er ihnen seine Entdeckung kund tat. Denn auch ihnen war klar, was sie bedeutete und sie baten Luther, es doch für sich zu behalten. Aber das war ihm unmöglich. Die Entdeckung floss ein in seine Römerbrief - Vorlesung und der Schwindel setzte sich fort, wurde zum ersten Grollen eines Erdbebens - denn auf der andern Seite stand eine Kirche, die auf dem zornigen, unversöhnlichen Gott ein ganzes Imperium errichtet hatte, in dem sie allein die Mittlerin und die unumschränkte Herrscherin über alle Menschen war. Sie würde sich den Raub ihres größten Schatzes nicht ohne weiteres gefallen lassen. Vorerst aber wusste sie noch nichts davon, dass ein kleiner Augustiner in der unbedeutenden Stadt Wittenberg an der Elbe, ein Professor in biblischer Lektüre diesen Schatz hatte rauben und verheeren können. Sie sonnte sich noch in dem eitlen Wahn, dass sie, als sie es verbot, dass Laien die Bibel läsen, solchen Entwicklungen auf immer einen Riegel vorgeschoben hätte. Der tödliche Stoß konnte nur aus ihren eigenen Reihen kommen - und wer sägt sich schon den Ast ab, auf dem er sitzt? Nun hatte sich doch jemand gefunden, der im Vertrauen auf seinen Jesus Christus und diesen beim Wort nehmend, genau das tat. Ihm war nichts übrig geblieben, als das zu tun, weil er den Fehler begangen hatte, nach dem Grund von allem zu fragen. Warum tat er das? Weil ihm nichts anderes

übrig blieb; die Alternative zur Frage war der Wahnsinn, der zwar einige Zeit zurück gedämmt werden konnte, aber irgendwann ganz ausbrechen mochte. Wann das geschah – wir wissen es nicht mehr genau, irgendwann zwischen 1512 und 1515 muss es gewesen sein, denn 1517 war die Entdeckung in Luthers Kopf schon zu Thesen und festen Vorstellungen geronnen.

Der Petersdom

Der Vatikanische Hügel liegt auf der rechten Tiberseite. Diese Seite des Flusses war aus unerfindlichen Gründen³⁰ bei den Römern nie recht beliebt gewesen. Claudius hatte die Juden dorthin verjagt, und ein paar Gutsbesitzer hatten von jeher dort gesiedelt, aber die Römer mieden für gewöhnlich den Ort. Nero wollte das ändern. Da sein „Goldenes Haus“ etliche Quadratkilometer des alten Rom verschlingen würde, wollte er, dass die Römer das rechte Tiberufer besiedelten und baute ihnen dort Stadtviertel und sogar einen Zirkus – aber er schaffte es nicht, dort ein neues Rom zu erbauen. Trastevere, welches das Judenviertel erweitern sollte, blieb Stückwerk. Erst in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrtausends wurde es in die Stadt Rom wirklich eingegliedert. Grund dafür war der Umzug des Papstes vom Lateranspalast in der alten Stadt zum vatikanischen Hügel.

Der Brand von Rom entthob Nero der Überlegung, wohin er die Römer umsiedeln sollte. Denn einerseits gab es nun genug Bauland, andererseits aber waren die Römer nun erst recht ganz und gar nicht gewillt, auf die andere Tiberseite umzuziehen, das zeigte sich nun deutlich und schon gar nicht unter diesen Umständen, die sie, verständlicherweise, dem Kaiser anlasteten. Nun, der war's wirklich nicht, aber um sich zu reinigen von dem Verdacht, musste er Schuldige bringen und er fand sie. Denn unter den Juden lebten einige, die sich als Christen bezeichneten und an einen Messias glaubten, den die Juden ablehnten. Bisher hatten diese Christen auf dem rechten Tiberufer relativ unangefochten mitten unter den Juden gelebt, denen sie sich zugehörig fühlten, aber nun sahen die Juden die Chance, die ungeliebte Sekte los zu werden – über Poppaea Sabina, die Kaiserin, deren Sympathie für die Juden bekannt war³¹, schwärzten sie diese Christen beim Kaiser an und der ergriff dankbar die Gelegenheit. Was folgte, ist als Neronische Verfolgung in die Kirchengeschichte eingegangen. Bei diesen Pogromen sollten der Sage nach auch die beiden Führer der

³⁰ Der Umstand, dass der Vatikan als Gräberstätte genutzt wurde, mag allerdings zu dieser Abneigung beigetragen haben. Nach alten antiken Glauben brachte es Unheil, wenn man eine Stadt auf einem Friedhof baute.

³¹ Schon deshalb waren sie ihr sympathisch, weil das julisch – claudische Geschlecht sie mit Ausnahme Caesars, gerade nicht gemocht hatte.

christlichen Gemeinschaft, Petrus und Paulus, umgekommen sein - der eine vor der Stadt durch das Schwert, dort, wo sich später die Basilika Sankt Paul vor den Mauern erhob, der andere im neronischen Zirkus am Vatikanhügel, den der Kaiser hatte errichten lassen um seine Römer schon mal ans Verlassen der Stadt zu gewöhnen. Er wurde nahebei verscharrt, aber von anderen Christen geborgen und bestattet - und auf der Grabstätte wurde ein Denkmal errichtet, die so genannte Memoria.

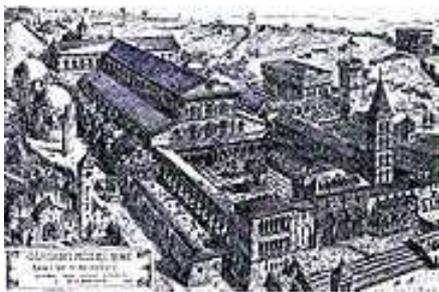
Im Laufe des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wurde Rom christlich. Und um den „ersten Papst“ und „Felsen der Kirche“ zu ehren, errichtete Konstantin ihm eine Basilika über besagtem Denkmal. Ob er das aus christlicher Überzeugung tat sei dahin gestellt, aber er gewann auf jeden Fall die Herzen der römischen Christenheit mit dieser Tat. Er ließ alle Gräber in der vatikanischen Metropole abtragen, die das Petrusgrab umgaben und umgab dann dasselbe mit einer riesigen Basilika, in deren Apsis nun das Grab jedermann sichtbar zu stehen kam. Später wurde der Bau dahingehend erweitert, dass nun das Grab im Schnittpunkt zwischen Transept und Apsis zu stehen kam, damit der Bereich des Klerus mit Chorschranken verschlossen werden konnte, die Pilger aber weiterhin Zutritt zum Grab hätten.

Die Peterskirche Konstantins, die bis ins sechzehnte Jahrhundert, immer wieder erweitert und restauriert, fortbestand, war aber nicht die Kirche der Päpste. Kirche der Päpste war - und ist - die Johanneskirche am Lateran, der ersten römischen Papstresidenz, in der sich auch heute noch wichtige kirchliche Institutionen befinden. Die Peterskirche ist vielmehr die Kirche der katholischen Christenheit insgesamt, also sozusagen die ranghöchste Pfarrkirche weltweit. Sie gehört also streng genommen nicht zum eigentlichen Vatikanstaat, sondern ist Gemeineigentum der katholischen Kirche. Das muss man wissen, will man die Pläne Papst Julius II verstehen und auch verstehen, warum die katholische Kirche den Ablass zum Bau der neuen Peterskirche rechtlich für unanfechtbar ansah und auch heute noch ansieht. Wie wir wissen, hatte gerade dieser Ablass unabsehbare Folgen.

Alt – Sankt Peter

Vom vierten bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stand der Bau von Sankt Peter als Gemeindekirche der römischen Christenheit, vielfach erweitert und oft renoviert, im Kern als der alte konstantinische Bau. Kaiser und Könige waren in ihm gekrönt worden, unzählige Messen gelesen, Millionen von Pilgern hatten das Grab des Apostelfürsten Petrus besucht.

Aber inzwischen sah man dem Bau seine Jahre an und bereits seit längerem trugen sich Päpste mit dem Plan, Sankt Peter grundlegend zu restaurieren. Da das aber mehr Geld kostete als selbst die Heilige Kirche hatte, war der Plan immer wieder aufgeschoben worden. So hatten die Rompilger - auch Luther - immer noch den alten Bau vor Augen, eine Basilika, fünfschiffig, mit einem vorgelagerten Atrium und einer eindrucksvollen Treppenanlage, die zur Eingangshalle führte. An die äußeren Seitenschiffe waren Kapellen angebaut, weitere Nebenbauten umgaben ihn, im Mittelalter kam dann noch ein Glockenturm dazu.



Alt -Sankt Peter nach einem Kupferstich

Ein Pilger hätte sich in Alt - Sankt Peter aber mittlerweile nicht mehr zurecht gefunden, denn eine Unmenge von Altären versperrte beinahe den Blick auf die Confessio mit dem Petrusgrab. Zudem war der Bau dunkel - die kleinen runden Fenster im Obergaden ließen nur wenig Licht herein und mit denen der Westfassade war es auch nicht besser bestellt, von denen des Chores zu schweigen, die der Pilger wegen der hinter der Confessio errichteten Schranken kaum noch sah, denn alle diese Fenster waren bunt und die Farben trugen außen wie innen dicke Schmutzkrusten. So stolperten die Pilger, aber mittlerweile auch die Priester zwischen diversen Barrieren umher und über altersdunkle Bodenplatten, deren einst leuchtende Ornamente längst unter dem Schmutz der Jahrhunderte verschwunden waren. Dennoch - der Ort war steingewordene Geschichte von anderthalb Jahrtausenden römischer Christenheit - und vielleicht auch aus diesem Grunde hatten sich die Päpste bis dahin gescheut, den altherwürdigen Bau trotz seines Zustandes anzutasten.

Herr della Rovere hat eine Idee

Giuliano della Rovere hat ein unverschämtes Glück. Sein Onkel Francesco, der dem geistlichen Stand angehört, ist Papst geworden und kann dem lieben Neffen eine geistliche Karriere eröffnen, ihn aus dem ärmlichen Milieu befreien in dem er sonst verkommen wäre. Nicht dass dieser Sixtus IV ihn besonders liebte - aber für die Familie zu sorgen ist Pflicht, wenn man ein solches Amt errungen hat. So besorgt der Onkel ihm alles, was ein Mensch braucht, um als Geistlicher Karriere zu machen. Und siehe da, er hat keinen Dummen gefördert - Giuliano entwickelt sich zu einem veritablen Kirchenfürsten, wobei er freilich mehr Betonung auf den Fürsten als auf die Kirche legt, aber das ist eine allgemeine Zeiterscheinung. Nachfolger des Sixtus aber wird nicht etwa sein Neffe Giuliano, sondern ein Spanier, Rodrigo Borgia, besser bekannt als Alexander VI. Dieser treibt es nun wirklich toll, seine Geliebte Julia Farnese und die Mutter seiner Kinder, Vanozza da Cattanei, zu der er sich wie zu ihren gemeinsame Kindern öffentlich bekennt, wohnten auf dem Vatikan, wo die Päpste seit dem fünfzehnten Jahrhundert residieren, seine Kinder machten im Vatikan Hochzeit und zum Priester wird Rodrigo erst geweiht, als er schon Kardinal ist. Auch das war damals weder selten, noch unüblich. Aber dass mit seinem Amtsantritt im Vatikan das Gift zu regieren beginnt, ist neu und versetzt die ihres Lebens nunmehr nicht sicheren Kardinäle in Wut, als zwei von ihnen diesem Gift erliegen.

Borgia macht im übrigen mit dem Christentum was er will, schließlich sieht er sich als dessen unumschränkter Herr, aber bei alledem ist er dennoch nicht größenwahnsinnig, sondern nur ein großer Zyniker, ein Renaissancefürst nach dem Zugschnitt eines Nicolo Machiavelli. Den Kirchenstaat betrachtete er als Grundstock für die Begründung einer eigenen Dynastie und suchte dieselbe überall in Italien territorial zu erweitern.

Kein Wunder also, wenn sich Opposition gegen ihn organisiert, und einer der tatkräftigsten Vertreter derselben ist besagte Kardinal Giuliano della Rovere. Dennoch musste er warten, bis Alexander eines natürlichen Todes starb und – er wurde wieder nicht dessen Nachfolger, sondern ein sehr alter Kardinal, ein Piccolomini, wurde als Pius III Papst – allerdings starb der bereits nach sechsundzwanzig Tagen und nun endlich war der Weg für Giuliano frei – den Kardinälen, die erst einen weiteren mächtigen Mann auf dem Stuhl Petri nicht gewollt hatten, blieb nun keine andere Wahl mehr. Man kann die Skepsis der Kardinäle verstehen – Giuliano war mehr ein Feldherr als ein Priester



Raffaello Santi, Papst Julius III

und wie weit es mit seiner Ehelosigkeit her war, zeigten seine drei Töchter – die er allerdings anders als Alexander, etwas mehr auf Distanz hielt. Andererseits – gerade ein

Mann mit mehr politischen als geistlichen Ambitionen schien den Kardinälen schon recht, denn der Kirchenstaat war von allen Seiten her in Gefahr. Umbrien, päpstliches Kernland seit dem Mittelalter war von demselben abgefallen und mit guten Worten allein war es wohl nicht wieder zurück zu bringen. Aber – da war er bereits sechzig Jahre alt.

Ein Mann von sechzig Jahren tut gut daran, sich Gedanken darüber zu machen, wo und wie er begraben werden möchte. Julius, so hieß er als Papst, machte sich aber nicht nur Gedanken darum, sondern beauftragte den besten Bildhauer seiner Zeit, einen gewissen Michelangelo Buonarroti, einen Florentiner, mit der Errichtung seines Grabmals im Petersdom. Aber – wo sollte dieses Grabmal in der mit Grabmälern und Altären bereits voll gepackten Kirche stehen? Sollte man die Grabmäler anderer Päpste abreißen, sollte man Altäre mit der Spitzhacke entfernen? Ganz unmöglich – und so kam Julius auf eine andere, aber dafür durchgreifende Idee: er beschloss, die altehrwürdige Petersbasilika abzureißen und eine ganz neue Peterskirche an die Stelle zu bauen.

Michelangelo



Michelangelo

Der Mann ist Florentiner und besitzt einen ebenso außerordentlichen Ruf als Künstler, wie er als Mensch einen zwiespältigen hat. Seit früher Jugend von den Medici erzogen und gefördert, hat er seine Hauptwerke auch in Florenz geschaffen, seit einiger Zeit aber arbeitet er bereits für den Rovere – Papst, hat dessen Denkmal in Bologna geschaffen, wofür die Bologneser ihn verfluchen, und arbeitet an der Sixtinischen Kapelle, die er mit Fresken ausgestaltet, ein riesiger, ein Menschenleben eigentlich überfordernder Auftrag. Er arbeitet außerdem an dem Grabmal für Julius, das dieser

noch zu seinen Lebzeiten fertig gestellt sehen wollte. Daher belästigt ihn Julius auch erst nicht mit seinen Ideen vom Neubau, sondern wendet sich an einen anderen fähigen Künstler, an Donato Bramante. Auch Raffaello Santi hat übrigens einen Entwurf abgeliefert, der aber von Julius als zu malerisch verworfen wird. Bramante, der Bildhauer und Architekt hat da mehr Fachkenntnis.

Michelangelo, als er es erfährt, bekommt einen seiner berühmten Wutanfälle, vor denen auch ein Papst nicht sicher ist, denn den Bramante kann er auf den Tod nicht leiden, den alten, knickerigen Akademiker und wie Michelangelo scheint, künstlerischen Spießer. Der soll die bedeutendste Kirche der Christenheit neu erbauen, na, das wird was werden, Dutzendware, zehn davon stehen in Venedig herum, zwanzig in Rom, wenigstens sechs in Florenz, nein, was für eine Geschmacklosigkeit, wer ist denn auf diese Idee gekommen? Aber der Signore Buonarroti ist doch kein Architekt – nun, die Entgegnung kommt prompt, wenn Bramante einer sein soll, dann ist er, Michelangelo, schon lange einer und auf jeden Fall ein besserer. Wobei man sich das alles schön mit Flüchen und Wutschreien garniert vorstellen muss, denn Michelangelo ist ein Choleriker wie er im Buche steht. Dass er auch ein Melancholiker ist, wissen nur wenige. Aber hier geht es nicht darum, eine Charakteristik dieses berühmten Künstlers der Renaissance zu entwerfen, sondern darum, dass Giuliano della Rovere just einen Narren an diesem Mann gefressen hat. Er fühlt sich ihm geistesverwandt, ein Herr auf seinem Gebiet dem andern und dass Michelangelo sich nicht dreinreden lässt, gefällt ihm außerordentlich – solange es nicht er ist, der ihm dreinredet. Die Reaktion Michelangelos auf seine, des Papstes, Kritik an den sixtinischen Bildern erzeugt eine nachhaltige Erinnerung: der Maler warf den Papst vom Gerüst und aus der Kirche hinaus. Rovere aber hat ihm verziehen, hat sich selbst in diesem Mann erkannt und fortan ist ihr Verhältnis das beste und ungezwungenste das sich denken lässt. Daher lässt er den Wutanfall des Künstlers wortlos über sich ergehen und fragt, als der sich beruhigt hat, als er sich besinnt, wer sein Gesprächspartner ist, was er, Michelangelo, denn anders machen würde. Er erwartet ein betretenes Schweigen, erwartet Scham – aber Herr della Rovere hat sich geirrt, der Meister hat sein As im Ärmel und zieht es hervor – wohl berechnete Bauzeichnungen und sogar schon ein Modell, das Bramantes braven Entwurf um Längen in den Schatten stellt. Nicht dass die neue Peterskirche nur gigantische Ausmaße gehabt hätte – sie war außerdem noch ein architektonisches Wagnis – seit Brunelleschi die Kuppel des Florentiner Doms vollendet hatte, hatte noch kein Architekt eine Kuppel von derartigen Maßen zu errichten gewagt – es sei denn, man ginge noch weiter in die Vergangenheit und suchte dort in Byzanz die Kuppeln des Isidoros und des Anthemios oder die geniale Kuppel des Apollodoros auf dem römischen Pantheon. Julius, der wie alle italienischen Edelleute zwar nicht so viel wie vom Krieg, aber doch genug von den Künsten verstand um unterrichtet zu sein, was das bedeute, schickte Bramante nach Haus, komplimentierte Raffael hinaus und engagierte Michelangelo.

Ein Kapitel Finanzwirtschaft

Der Vatikan ist ein reiches Unternehmen, aber mit Bargeld ist er nicht gerade gesegnet. Das meiste Vermögen, über das er verfügt, liegt fest in Werten, beweglichen und



Leo X

unbeweglichen, oder ist als Finanzierung für Kriege in Italien unterwegs. In die ohnehin schon nicht endlosen Geldreserven haben vor allem Papst Alexander kräftig hinein gegriffen, der die Schatulle der Kirche als sein Privatvermögen betrachtete, daraus zu Geld zu machen was immer er wollte und dieses Geld mit vollen Händen auszugeben, aber auch Giuliano della Rovere ist nicht gerade geizig, wenn ein Heer seinen Interessen in Italien dienen will. Dazu kommen seit neuestem eigene Soldaten, eine päpstliche Garde, aus den besten Soldaten der Zeit, aus Schweizer Söldnern, rekrutiert. Die wollen gekleidet, behaust, gespeist, getränkt und ausgerüstet werden – mit den besten Waffen der Zeit.

Da also kaum Geld flüssig ist, muss der päpstliche Fiskus sehen, wo er welches her bekommt. Seit unausdenklichen Zeiten gibt es den Kirchenzehnten, von dem aber nur ein Teil in den Vatikan fließt. Das Meiste geht dafür drauf, Kirchen und Kleriker zu bezahlen. Dann kommen die so genannten Stolgebühren, das sind Gelder, die für Trauungen, Taufen und Beerdigungen sowie für diverse andere Sakramentalien zu entrichten sind. Dann gibt es den Peterspfennig, der unmittelbar in den Unterhalt des päpstlichen Haushaltes fließt. Desgleichen die Gelder, die für die Bestätigung einer Bischofswahl an den Papst zu zahlen sind. Auch die Einkünfte aus eigenen Titularpfründen fließen dem Papst selbst als dem höchsten Bischof der westlichen Christenheit zu, und, da er auch weltlicher Fürst ist, Steuern und Abgaben aus seinen Territorien samt Vasallenstaaten. Und selbstverständlich ist der Papst verstrickt in alle möglichen Finanztransaktionen, er hat Geld bei allen Bankhäusern Europas zu stehen, bei den Fuggern und den Welsern in Augsburg, den Gondi in Frankreich, bei den Medici in Florenz, damit er jederzeit überall disponieren kann; kurzum, der Vatikan ist ein international agierendes Finanzunternehmen und der Papst hat seine Hände in allen Taschen – dennoch ist er stets klamm, wenn es um bare Münze geht.

Im Hause des Julius herrscht in finanzieller Hinsicht relative Ordnung – zwar mangelt es am Geld dem leidigen, aber della Rovere hat wenigstens den Überblick darüber, was in welchen Werten steckt und kann entsprechend disponieren. Aber 1513 stirbt er und seine Nachfolge tritt, wie kann es anders sein, ein Vertreter der reichsten Familie Italiens, der Medici, an, ein junger Mann von noch nicht vierzig Jahren. Wie Rodrigo Borgia zuvor, so war auch Giovanni di Medici kein Geistlicher, sondern ein päpstlicher Protonotarius mit Kardinalsrang. Er stand also auf der Gehaltsliste des Vatikan, ohne Arbeit für die Kirche zu leisten – ein Schmarotzer, aber einer mit Renommee. Wäre der Vatikan ein weltliches Fürstentum gewesen, hätte man ihn wohl dort einheiraten lassen. Im zarten Alter von sieben Jahren, in dem man sonst Verlöbnisse stiftete, erhielt Giovanni die Tonsur, die ihn für die – wie auch immer – geistliche Laufbahn bestimmte.

Die Medici an der Macht – das bedeutete Förderung der Künste und Wissenschaften, aber das bedeutete auch, dass nun das Geld selbst an der Spitze des Vatikan und damit der römischen Christenheit stand. Die Kirche hatte ihren Weg in die neue Zeit gefunden, deren Wahrzeichen eben die Geldwirtschaft war. Zu dieser Wirtschaft ge-

hörte, dass man Geld nicht wie vordem in Schatzkammern hortete, sondern in Unternehmungen investierte, die wiederum mehr Geld einbringen sollten.. daher waren die Kassen des Vatikan nur für das Nötigste bestimmt. Wollte man eine Unternehmung starten, die Geld kostete, musste man Kredit aufnehmen. Der Neubau des Petersdomes war eine solche Angelegenheit, ein Repräsentationsunternehmen, keine Geschäftsinvestition. Also nahm Leo einen Kredit bei dem damals gerade potentesten Bankunternehmern, den Fuggern in Augsburg, bei denen übrigens der gesamte europäische Hochadel ebenfalls in der Kreide stand und deren Wohlwollen über die Orientierung der Politik entschied. Der Medici - Papst war den Fuggern jedenfalls für jede Summe gut, die er forderte. Denn die Kirche selbst würde Zins, Zinseszins und Tilgung aufzubringen haben und die Kirche konnte nicht bankrott gehen ohne dass die gesamte Weltordnung zerbrach. Die Frage ist nur, warum er diesen Kredit nicht bei seinem eigenen Bankhaus, den Medici, aufnahm? Ganz einfach - die Medici waren zwar Geldleute und die dicksten in Italien - aber sie waren nicht die reichsten Geldleute insgesamt, das sollten sie erst im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts werden. Das Geld der Medici steckte in diversen Unternehmungen - während die Fugger „flüssig“ waren. Sie suchten für ihr unbeschäftigtes Geld nach Projekten, in die sie es stecken konnten, auf dass es sich vermehre. Da kam ihnen ein Geschäft mit der Kirche als risikoarme Investition gerade recht.

Auf der andern Seite musste Leo zusehen, dass sich das Projekt Peterskirche möglichst unkompliziert refinanzierte, will sagen, die Rückzahlung des aufgenommenen Geldes durfte den Geschäften des Vatikan nicht weh tun. Daher verfiel er auf eine uralte, bereits von den Römern geübte Praxis: er ließ sich das fällige Geld jeweils von seinen Bischöfen vorstrecken - wenigstens soweit es die Grundschuld anbetraf. Im Gegenzug durften die Bischöfe sich dann mittels zu erhebender Abgaben sanieren. Wie viel dabei im Einzelnen über das gegebene Maß hinaus eingenommen wurde, versprach Leo nicht zu kontrollieren - ein verlockendes Angebot also. Blieb nur die Frage, wie einem Nackten die Taschen zu leeren seien - aber auch hier hatte Leo vorgesorgt indem er ein altes und probates Mittel der Kirche einsetzte: den Ablass.

Seit jeher war es der Brauch, dass man sich durch Geldesleistung von Kirchenstrafen freikaufen konnte. Man konnte also, um es zu verdeutlichen, eine Pilgerfahrt antreten, man konnte sich aber auch durch einen Ablass von derselben freikaufen. Ablässe waren an den Besuch heiliger Stätten gebunden, wo man sie erwerben konnte, so wie Luther in Rom Ablass für seinen toten Onkel erwarb, denn auch das Fegefeuer galt als Kirchenstrafe, die man durch Ablässe, also durch Geldspenden an die Kirche, abkürzen konnte. Aber Ablässe konnten auch sozusagen freibleibend angeordnet werden, man musste nicht zu ihnen pilgern, sie kamen zu den Menschen, wurden auf den Märkten und in den Pfarrkirchen angeboten. Und - wer wollte nicht sicher sein, dass seine Eltern, Großeltern und so weiter nicht im Fegefeuer verweilen mussten? Wer wollte nicht, dass eine Sünde von der Kirche nicht mit besonderen Leistungen der Buße gestraft würde? Mit einem Ablassbrief war auch das Beichten einfacher - der Priester hatte die Sünde nur noch im Namen Christi zu vergeben, die zu verhängende Kirchenstrafe aber war bereits abgegolten. Ausgenommen vom Ablass war allerdings die Exkommunikation - sie konnte zwar durch jeden Kleriker verkündet, aber nur durch den Papst selbst aufgehoben werden.

Abläss war im Allgemeinen billig zu haben, denn die Kirche hatte kein Interesse daran, ihn als Luxusgut anzubieten. Vielmehr sollte jeder und jede sich an ihm beteiligen können. Das wurde dann auch gerade von denen, die sich sonst an kirchlichen Segnungen, die gegen Geld zu haben waren, selten beteiligen konnten, dankbar vermerkt und schlug sich in allgemein hohen Umsätzen nieder – auch wenn diese Umsätze in der Mehrzahl aus Pfennigbeträgen bestanden. Wie sagt man so schön: Kleinvieh macht auch Mist – und in diesem Falle war der Mist sogar beträchtlich und die Einnahmen der beteiligten Bischöfe sehr erfreulich. Bis.. ja, bis einer, ein Deutscher, ein ganz Kleiner, das Ganze missverstand. Oder hat er es am Ende vielleicht gar nicht missverstanden? Sehen wir uns erst einmal, ehe wir diese Frage beantworten, weiter im deutschen Land um.

Kardinal Albrecht



Albrecht von Brandenburg

Das Erzbistum Mainz war das reichste Fürstentum in Deutschland. Der Inhaber des Mainzer Bischofsthrones war zugleich Kurfürst, also Wahlmann des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, er war Vorsitzender des „Reichsregimentes“ also sozusagen Premierminister des Kaisers, Erzkanzler nannte man das. Zum Erzbistum Mainz gehörten außer dem rheinischen Land noch das ehemalige Erzbistum Magdeburg, das ehemalige Bistum Erfurt, das ehemalige Bistum Halle, das ehemalige Bistum Halberstadt und das ehemalige Bistum Worms, das ehemalige Bistum Frankfurt. Es gehörten dazu die Bistümer Naumburg und Zeitz in Thüringen, die allesamt ihre Eigenständigkeit an Mainz verloren hatten, sowie das altberühmte Bistum Speyer am Rhein. Kurzum, die territoriale und damit wirtschaftliche Machfülle des Erzbistums war so groß, dass es als einziges Bistum unter Rom den Titel eines „Heiligen Stuhles“ führte und bis in die Gegenwart hinein noch führt. Auch das Kurfürstentum Sachsen gehörte zu seinem geistlichen Einzugsbereich – allerdings nicht zu seinen Territorien.

Als im Frühjahr 1513 der Amtsinhaber Uriel von Gemmingen überraschend infolge eines Unfalls starb, war klar, wer nur seine Nachfolge antreten konnte: der junge Albrecht von Brandenburg. Der war, 1490 geboren, zu dieser Zeit mal gerade dreiundzwanzig Jahre alt, also ein etwas jüngerer Zeitgenosse des 1483 geborenen Luther. Als Hohenzoller entstammte er einem Geschlecht, das mit verschiedenen Kaiserhäusern weitläufig verwandt und überdies in ganz Deutschland verzweigt war. Erst vor einem knappen Jahrhundert hatten die Nürnberger Hohenzollern die Markgrafschaft Brandenburg für treue Dienste vom böhmischen und nachmals deutschen König Sigismund erworben. Damit verbunden war die Erhebung der Markgraf-

schaft zu einem Kurfürstentum, das sich anschickte, neben dem geistlichen Mainz zum bedeutendsten Deutschlands zu werden. Noch allerdings kam dieser Rang dem wettinischen Sachsen zu, dessen Kurfürst Friedrich Luthers Landesherr war und sein Gönner werden sollte – auch aus dem Wunsch heraus, einflussreichster weltlicher Kurfürst zu bleiben und dem von beiden Seiten her andrängenden Brandenburg Paroli zu bieten. Aber der junge Kleriker (der wie so viele seiner Zeit seinen geistlichen Stand nicht besonders ernst nahm) hatte auch eine einflussreiche Partei gegen sich, sodass ein Jahr verstrich, ehe er 1514 als Erzbischof den Heiligen Stuhl von Mainz besteigen konnte³².

Erzbistümer sind eine feine Sache, aber sie sind nicht billig. Um die Gebühren zu bezahlen, musste Albrecht bei den Fuggern – unabhängig von seinem späteren Engagement – einen gehörigen Kredit aufnehmen. Daher kam ihm die Anordnung Leos, dass alles Geld, was über die Kreditpacht hinaus von den Bischöfen eingenommen werden würde, diesen gehören sollte, gerade recht. Er wandte sich an Leo und verbürgte sich unter diesen Bedingungen als einer der ersten für die fristgemäße Tilgung der päpstlichen Schulden bei den Fuggern – unter der Maßgabe, dass die Hälfte aller eingenommenen Beträge ihm gehören sollte. Das war, zugegeben, frech, aber ein Erzbischof von Mainz konnte sich eine solche Frechheit leisten, und für eine Garantie eine Gegengarantie verlangen. Ablasshandel war seit eh und je ein sicheres Geschäft, wenn auch kein eiliges, und wenn der Erzbischof seinem Papst einen Dienst erweisen konnte, warum sollte dann der Papst dasselbe nicht auch mit seinem Erzbischof tun? Also übernahm Albrecht den Löwenanteil der für den Petersdom ausgereichten Kredite bei den Fuggern und warf sie mit seinem persönlichen Kredit für das Pallium³³ zusammen zu einer Summe, die er mit seinem Anteil am Erlös des Ablasshandels gemach abzutragen gedachte.

Da wir Albrecht von Brandenburg zwar immer einmal wieder zu erwähnen haben werden, sein Leben aber ansonsten für das des Luther keine große Bedeutung hat, schauen wir einmal, wie es ihm weiterhin erging, bis die Reformation ihn 1541 erfasst und aus seinem geliebten Halle weg fegte. Albrecht war, daran ist nicht zu zweifeln, ein überzeugter Humanist und als solcher auch durchaus kirchenkritisch gestimmt. Selbst theologisch gebildet (eine Seltenheit unter dem fürstlichen Klerus seiner Zeit) mag er erkannt haben, dass Luther, den er verurteilte, in den Dingen die er zur Diskussion stellte, das christliche Dogma auf seiner Seite hatte. Albrecht berief 1515 Ulrich von Hutten nach Halle, förderte und schützte den der Ketzerei hoch verdächtigen Maler Mathis Neithart und behielt ihn allen Anfeindungen zum Trotz in seiner Nähe, er stellte den Humanisten Wolfgang Capito als seinen Privatsekretär ein und entzog ihn so der inquisitorischen Gerichtsbarkeit. Mit allen humanistischen Größen Europas stand er in Korrespondenz und seine kirchenkritische Haltung war allseits bekannt – er gehörte zu den energischsten Förderern der reformkonziliaren

³² Es ist vielleicht nicht von Bedeutung, aber anzumerken: Albrecht studierte im selben Jahr an der Universität Frankfurt Theologie, in dem auch Thomas Müntzer dort studierte, nämlich 1506 – dem Gründungsjahr der Viadrina.

³³ Die Palliengelder mussten von den Bischöfen für ihre Bestätigung durch den Papst an denselben gezahlt werden – im Gegenzug schickte der Papst ihnen das Pallium, eine bestimmte Halsbinde für den bischöflichen Ornat zu.

Idee und suchte bis 1541 die Verständigung mit den Lutheranern, die er offiziell als Fürst der Kirche bekämpfen musste – nur verstanden die ihn nicht. Seine Stadt Halle förderte er in jeder Beziehung, baute ihr eine neue repräsentative Kirche, die noch heute vorhandene Marktkirche, dachte ihr auch eine eigene Universität zu, die spätere Neue Residenz, die er erst als solche nutzte, nachdem sein Plan sich aufgrund der Wittenberger Konkurrenz zerschlagen hatte. Um die Seuchengefahr zu bannen legte er den ersten städtischen Zentralfriedhof der deutschen Kulturgeschichte an, den „Stadtgottesacker“, und förderte weiterhin den Bau von – in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weitgehend abgerissenen – für die Zeit komfortablen einzeln in Gärten stehenden Wohnhäusern, bestimmt für künftige Universitätslehrer und genutzt dann für weltliche wie geistliche Angehörige seines Hofstaates und seines geistlichen Kollegiums in der Nähe der Neuen Residenz, zu der auch die Moritzkirche als geplante Universitäts- und später Schlosskirche gehörte. Während die Moritzburg über der Saale sein privater Wohnsitz wurde, war die Neue Residenz den verschiedenen Ämtern und der fürstlichen Repräsentation vorbehalten – gewohnt hat Albrecht dort nie.

Die Tragik des Albrecht von Brandenburg besteht darin, dass all sein Streben nach humanistischer Lebensführung sich an seiner Zugehörigkeit zum römischen Klerus brechen musste, er aber eben mit dieser Zugehörigkeit bei Gefahr seiner Entwurzelung nicht brechen konnte. Als der Sturm der Reformation über ihm ausbrach, hatte er sich schon viel zu tief in die Strukturen dieser Machtkirche verstrickt als dass er sich noch persönlich aus ihnen hätte befreien können. Er hätte sein Amt niederlegen können, gewiss – aber davor, was dann über ihn hereinbrach, graute ihm, obgleich es ihn vielleicht gar nicht so arg gepackt hätte wie er befürchtete. Er hat es versucht – er hat versucht, das Erzbistum Mainz in den deutschen Protestantismus hinein zu fädeln, aber die tumben Protestanten empfanden sein Anliegen nur als Provokation und unter solchen Eseln mochte er nicht länger leben – er packte seine Siebensachen und zog um in seine regulären Amtssitze Mainz und Aschaffenburg. Vier Jahre später starb er – in der Mitte der Fünfziger, dahin gerafft von einem im inneren Zwiespalt mit sich selbst verbrachten Leben. Seine Projekte, seine Sammlungen, überlebten ihn um keinen Augenblick. Das Mainzer Domkapitel, mit dem er schon vor seiner Amtserhebung in Zwiespalt geraten war, verkaufte die teilweise unschätzbaren Objekte, um diejenigen Schulden zu decken, mit denen Albrecht das Kapitel belastet hatte. Nachfolger im Amt wurde Sebastian von Heusenstamm – wie gewohnt ein Angehöriger des mittleren hessischen Adels, der sich schon im Domkapitel von Mainz profiliert hatte. Aber Heusenstamm geht uns nicht mehr viel an, denn ein Jahr nach seiner Weihe starb Luther in Eisleben.

Wenn das Geld im Kasten klingt

Nun konnte ein Erzbischof Albrecht von Mainz natürlich nicht mit dem Klingelbeutel über Land ziehen und in den Kirchen Spenden im Tausch gegen Ablässe einsammeln. Er musste den Handel irgendwie organisieren – oder jemanden mit der Organisation beauftragen. Er verfiel auf Letzteres und beauftragte die Dominikaner mit der Durchführung der Angelegenheit in allen ihm botmäßigen Territorien, wozu auch diejenigen gehörten, die ihm nur geistlich unterstanden. Diese, begierig, dem Papst und Sankt Peter zu Diensten zu sein, stürzten sich in die Arbeit und Albrecht befand bei sich, dass solche Arbeit nützlicher sei, als Katzen und Hunde der Häresie zu überführen und zu verbrennen, oder gegen den Überschuss an Frauen und Kindern zu Felde zu ziehen. Als Humanist mochte Albrecht die Dominikaner nämlich überhaupt nicht, als Kleriker hatte er ihre Existenz allerdings zu unterstützen.

In allen Mainzer Gebieten zogen nun die Mönche mit Fahnen und Trommeln als heilige Marktschreier los – keineswegs gewärtig überall willkommen geheißen zu werden, denn die Zeiten waren unruhig und an vielen Orten erhob, seit Jan Hus verbrannt worden war, die uralte Häresie, die vor der römischen Kirche da gewesen war, ihr Haupt. Die Untaten dieser Kirche, namentlich des Ordens vom Heiligen Dominikus, waren überall bekannt und überall verhasst. Nur noch mit Angst und Gewalt, mit Terror und Überwachung herrschte die Kirche im Land. Die ihre Vorkämpfer hätten sein sollen, die Humanisten, entzogen sich ihr so weit sie nur konnten, die ihre Propagandisten hätten sein sollen, die Künstler, richteten offen und versteckt ihre Kritik gegen sie. Der Fall Hus hatte gezeigt, dass mitten in ihrem Schoß die Ketzerei bereits ihr Haupt erhob, denn Hus war mitnichten der Einzige, gegen den diese Kirche Einwände vorzubringen gehabt hätte, wäre sie seiner nur habhaft geworden – aber nicht einmal das war mehr ohne weiteres möglich, da auch viele Landesherrn sich von der römischen Kirche abzusetzen strebten und wohl christlich, aber nicht mehr römisch sein wollten.



Johann Tetzel

Daher wurden die Ablassprediger im Orden selbst sorgfältig ausgesucht und nur die Besten erhielten von ihren Prioren die Order, ins Land zu ziehen. Im Osten war das der Prediger Johannes Tetzel. Dieser Johann Tetzel aus Pirna war ein studierter Theologe. Er war Prior des Dominikanerklosters Glogau in Schlesien gewesen, hatte in Leipzig, wo er studiert, auch Theologie gelehrt, und war Sachsens Inquisitor, also ein Mann von hohem kirchlichem Rang. Auch besaß er bereits Erfahrung mit der Organisation des Ablasshandels – 1504 hatte er denselben im baltischen Livland organisiert und dort auch selbst gepredigt. Nun organisierte er den

Ablasshandel für Albrecht und auch hier ließ er es sich nicht nehmen, auch selbst hinaus zu ziehen. Tetzl, das ist zu beachten, betrieb kein Geschäft – für ihn war der Handel mit Ablässen eine Glaubenssache, er teilte gegen einen symbolischen Obolus aus dem Schatz der Kirche Nachlass der von derselben Kirche verhängten Strafen aus, er war der Bote himmlischer Milde. Wenn neben seinem Kasten schon die Beobachter des Hauses Fugger standen, so war ihm das sicherlich auch nicht besonders recht. Aber er wusste, dass er ihnen die Hälfte des Ertrags zu lassen hatte und die andere Hälfte lieferte er gewissenhaft bei Albrecht in Halle ab – es machte ihm nichts aus, dass er von dem Geld, das er einsammelte, nichts behielt. Er war, das lässt sich nicht anders sagen, ein ehrlicher und gehorsamer Makler seines Bischofs, der ihm als Mund seines obersten Herren, des Papstes, galt. Er war so aufrecht in seinem Glauben an die gute Sache, der er diente, dass seine Aufrichtigkeit selbst seinen eingeschworenen Gegner Luther rührte. Mitten im Streit um die rechte Buße sandte er dem sächsischen Inquisitor, man höre es und staune, einen Trostbrief. Denn es hatte nicht in seiner Absicht gelegen, den Pater Tetzl als Person fertig zu machen und als Christen schon gar nicht. Übrigens: lange vor der Entscheidungsschlacht in Worms starb Tetzl, 1518, im Paulinerkloster zu Leipzig, an der Pest.

Zunächst ließ sich alles erwartungsgemäß prächtig an, ja mehr als das, ein Dominikaner, der nicht kam um Schrecken zu verbreiten, sondern um Schrecken zu lindern war ein derart himmlisches Ereignis, dass die Menschen schon allein deswegen zusammen strömten – der Rest war dann Sache der dominikanischen Beredsamkeit und die war seit Jahrhunderten berühmt. Dass Tetzl und seine Gefährten an die Rechtmäßigkeit ihrer Aktion glaubten, machte, dass sie auch andere daran glauben machen konnten. Natürlich wussten die Mönche, dass sie keine Sündenvergebung gegen Geld verkauften – aber wenn es sich ergab, dass die Menschen sie derart missverstanden, drückten sie auch ein Auge zu, wenn sich das in klingender Münze auszahlte. Wer wollte denn da so genau hinschauen.. sie jedenfalls nicht. Albrecht von Brandenburg konnte nach menschlichen Ermessen sicher sein, dass er seinen Anteil wieder herein bekommen und seine privaten Schulden bei den Fuggern anstandslos würde tilgen können.

Die Wittenberger Nachtigall

Eine unwichtige Begebenheit

Die kursächsischen Lande waren den Ablasspredigern verboten. Aber sie waren es nicht etwa, weil der Kurfürst Friedrich theologische Einwände gegen diese Bußpraxis gehabt hätte, die hatte er ganz und gar nicht – sie waren es aus Konkurrenzgründen. Friedrich beabsichtigte eine erneute Ausstellung seiner Reliquiensammlung und wollte daher jeden Pfennig, den seine Landeskinder besaßen, möglichst in den eigenen Kassen finden, anstelle in denen des Erzbischof Albrecht. Zudem konnte Friedrich Unruhe jeder Art in seinem Fürstentum nicht brauchen – nun, wer braucht die

schon, außer dem, der die Verhältnisse ändern möchte und das wollte Friedrich nun auf gar keinen Fall.

Aber die Einwohner der grenznahen Städte und Ortschaften wussten sich dennoch zu helfen, denn der Ruf der heilbringenden Dominikaner verbreitete sich in Windeseile durch alle deutschen Lande. Man ging einfach über die grüne Grenze, die albertinischen Land waren ja ganz nah und dort war den Dominikanern jede Aktion erlaubt. Wer also seinen Ablass in Wittenberg nicht bekam, der holte ihn sich aus Prora, jenseits der Elbe oder aus Coswig, oder aus dem brandenburgischen Jüterbog, wo die Ablassprediger ihr Wesen ebenfalls treiben durften. Und so kam es, dass Luther in seinem Beichtstuhl immer häufiger Leute fand, die die ihnen auferlegten Strafen keineswegs abgelten wollten, sondern stattdessen mit ihren Ablassbriefen wedelten. Buße - nein danke. Zuerst waren es nur Einzelne - aber dann kamen findige Leute auf die Idee, im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg blanko Ablassbriefe zu kaufen und in Kursachsen mit einem kleinen Aufpreis weiter zu verkaufen, so



Die Ruine des Wittenberger Stadthauses

dass der fürstliche Boykott unterlaufen wurde. Besonders taten sich in dieser Hinsicht die Franziskaner hervor, die ihr Geschäft witterten und auf einmal gar nicht mehr so viel gegen den rivalisierenden Bettelorden hatten. Zwar konnten sie selbst nicht in Erscheinung treten, das hätte Krach gegeben, Riesenkrach sogar, aber sie konnten Mittelsmänner schicken, deren Lohn in den Aufpreis eingerechnet wurde. So konnte man auch im Wittenberger

Franziskanerkloster - es ist im so genannten Stadthaus aufgegangen, das heute in Trümmern liegt - Ablassbriefe

erwerben und die Kirche der Augustiner, sonst beliebter Ort zum Beichten, stand leer, da die meisten Gläubigen meinten, mit dem Ablassbrief die Vergebung ihrer Sünden bereits schwarz auf weiß in der Tasche zu haben.

Geburt und Tod einer Legende

Dass an dieser Praxis etwas faul sein musste, fiel nicht nur Luther auf. Allenthalben witzelte man über den Ablasshandel - aber nur Luther machte sich öffentlich tiefer gehende Gedanken. Warum diese Einzigartigkeit? Bedenken wir: gerade hatte er heraus gefunden, dass nicht „gute Werke“ den Christen der ewigen Seligkeit versichern, nicht der Schatz der Kirche dem Gläubigen half, durch sozusagen einen frommen Kredit aus der Klemme seiner Sünden zu gelangen, sondern ganz ohne Vermittlung irgendeines Dinges, allein durch seinen Glauben an die Erlösung, konnte der Christ in seinen Himmel einziehen.

Der Ablasshandel nun war der auf die Spitze getriebene Werkdienst - nicht einmal die fromme Tat, nein, ein paar Münzen nur garantierten die Seligkeit des Paradieses indem sie dem Christen die zu leistende Buße abgalten. Nanu - war Gott ein Krämer,

der sich für den Einlass ins Paradies bezahlen ließ? Gab es dort vielleicht sogar Preiskategorien, Paradies erster, zweiter, dritter Klasse, je nachdem wie viel ein Gläubiger für seinen Ablass erlegt hatte?

Und – ein Christ hatte nun nichts mehr zu bereuen. Er zahlte und damit war's gut. Läuterung der Seele – pah, was sollte das noch? Man war, solange man nur zahlte, in Ordnung so, wie man war. Mord, Totschlag, Diebstahl, Verleumdung, Betrug, jede Form von Niedertracht, jede Form von Lotterleben – nur zu, die auferlegten Bußen waren mit ausreichend Ablass wohl zu kompensieren. Bereuen – ach woher denn. Des Henkers Wild war man dann wohl, aber dennoch, man kam ins Paradies, denn die Ablassumme stimmte. Leos kluge Idee öffnete nach Luthers Ansicht dem moralischen Verderben und damit auch dem spirituellen Tür und Tor.

Und Luther setzte sich hin und schrieb. Er schrieb in kurzen, prägnanten Formulierungen, denn er wollte die Welt nicht belehren, er wollte sie zum Nachdenken zwingen – zu einem öffentlichen Nachdenken. Fünfundneunzig solcher Sätze, solcher Thesen brachte er zusammen ehe er sich beruhigte. Noch einmal durchzusehen, stilistisch noch einiges zu bessern, Luther schrieb und sprach ein exzellentes Latein und diese Thesen sollten die Erregung nicht verraten, in der sie verfasst worden waren. Da er aber nicht Lateinisch dachte, schrieb er seine Gedanken erst einmal im Deutschen nieder – und diese deutsche Version tat er als Urversion noch nicht beiseite, als die lateinische schon vollendet war. Vielleicht gab es noch einen oder den andern Gedanken... man konnte ja nie wissen. Er sandte einen Studenten mit den Bögen hinüber zur Druckerei der Universität. Zwei Exemplare sollte er drucken lassen, eines für den Senat der Universität und eines für den Erzbischof Albrecht, diesem zuzusenden. Denn das konnte doch nicht sein, dass ein Humanist, dass ein studierter Theologe auf solchen Unsinn verfiel. Auch wenn, dachte Luther, ihn Schulden drücken, was ihm nicht unbekannt war, dann soll er doch Reliquien ausstellen oder irgendetwas in der Art, was den Glauben des Christen nicht so ganz und gar zugrunde richtete.

Was Luther freilich nicht wusste: die weltliche Theologie, vor allem der höhere und hohe weltliche Klerus und ein Teil des Ordensklerus ebenfalls war innerlich bereits vom Christentum abgefallen. Diese Entwicklung war mit dem Wandel von der Sekte zur Machtkirche bereits vorgezeichnet gewesen, war der stete Schatten gewesen, der auf dem Christentum lag, und jetzt, in Konfrontation mit einer neuen Lebensart erwiesen sich die christlichen Maximen endgültig als obsolet. Kein Mensch wollte mehr Christ im Sinne der Bergpredigt sein – wenn es sich zufällig ergab, dann gerne, aber niemand strebte es an. Christliche Demut war nur für die Unterdrückten gut, denen man sie predigte, damit sie still blieben – aber sie galt nicht für die gesellschaftlichen Eliten, weder die politischen, noch die wirtschaftlichen, noch erst recht für die ideologischen. „Wir wissen doch, wie viel uns die Fabel von Christus eingetragen hat“ – das sagte nicht irgendein Häretiker, das sagte Giovanni di Medici, bekannt als Leo X. Ich halte diesen Ausspruch für zeitgemäß und wahrscheinlich. Nietzsche nennt Luthers Frömmigkeit einen Rückschritt, der das bereits geistig überwundene Christentum mit frischem Blut versorgte und so ein eigentlich nicht mehr lebensfähiges Leben ungebührlich verlängerte. Nun, ich möchte von meiner

Warte her nicht ganz so radikal urteilen. Denn es gab in der Christlichkeit jener Zeit mehrfach Brüche. Da waren einmal die Vertreter der herrschenden Klasse (Adel, hoher Klerus, Patriziat), die sich den Teufel um die Religion scherten, sie als reine Kulturinstitution betrachteten. Dann war da der – noch schmale – Mittelstand: Ritter, der untere und der Ordensklerus, städtische und landesherrliche Beamte, freie Berufe, Handwerksmeister und – gesellen, kleine und mittlere Kaufleute, die den christlichen Regeln durchaus auch inhaltliche Seiten abgewannen. Und dann haben wir da die gesellschaftliche Basis – unfreie Bauern, Handlanger, Soldknechte – die in einem magischen Denken befangen waren, und von allen Seiten geistig niedergehalten wurden. Für sie hatte das Mittelalter noch lange nicht aufgehört. Sie hatten einen geradezu archaischen Begriff vom Christentum, vermengt mit einer Vielzahl vorchristlicher Vorstellungen. Luther stammte aus der mittleren Ebene, in der man christlich durchaus dem Wortsinne nach zu sein pflegte, also mit einem Anspruch auch an das allgemeine Ethos der Gesellschaft. Damit trennte ihn ein schier unüberschreitbarer Graben von dem Ausspruch Leos, der den Seelenzustand der Oberklasse repräsentiert. Und Nietzsche hat Unrecht – vier Fünftel der Bevölkerung Europas teilten in jenen Tagen die Anschauung der genannten Oberklasse – und ihrer Schmeichler – nicht. Und von diesen vier Fünfteln konnten aber immerhin zwei mindestens die Gedankengänge Luthers nachvollziehen, während weitere zwei Fünftel in einem mehr oder weniger dumpfen Urzustand verharrten.

Will sagen, der Standpunkt Luthers zur Sündenvergebung war so exotisch nicht, wie Nietzsche ihn erscheinen lässt. Darüber hinaus aber hatte Luther gerade zur Sündenvergebung und zur Frage der Buße und Reue sehr eigene Erfahrungen einzubringen. Dass er aus diesen ein Allgemeines zu gewinnen vermochte, das auf jeden Fall mit der christlichen Lehre in Einklang stand, ist ihm in Ansehen seiner persönlichen Betroffenheit gar nicht hoch genug anzurechnen; dieser Mensch war fähig, von sich selber, von seiner eigenen Problematik ab- und auf das allgemein Gültige hin zu sehen.

Das wäre also dann bereits die zweite Legende, die um den Thesenanschlag von Wittenberg zum Platzen zu bringen war. Die erste war, dass Ablass – auch damals – der Sündenvergebung gleich gesetzt worden wäre. Jeder wusste, dass er seine Sünden nach wie vor dem Pfarrer zu beichten hatte – nur durfte der ihm während einer bestimmten Dauer keine Kirchenstrafen auferlegen, sondern musste ihn so wie er war, von allen Sünden frei sprechen. Die zweite Legende war, dass Luthers Thesenanschlag das im Sterben begriffene Christentum sozusagen als verwesenden Leichnam konserviert hätte. Das Gegenteil ist wahr: Luthers Theologie schuf endlich eine dem Christentum und seinen Grundlagen entsprechende Kirche, daran lässt sich nichts deuten und so wurde diese Kirche dann auch von den Menschen angenommen und wuchs zu einer weltweiten heran – ohne Kreuzzüge und ohne Ketzerverbrennungen, leider aber nicht ganz ohne Zwangsmaßnahmen, schauen wir zu diesem Zweck einmal in die Kolonialgeschichte des siebzehnten bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Allerdings gehen derartige Bestrebungen in der Mehrzahl aller Fälle auf Kosten der kalvinischen Entwicklung, haben mit dem Luthertum also nicht allzu viel zu schaffen.



Ein Exemplar der 95 Thesen

Die dritte Legende aber betrifft nun den Thesenanschlag als solchen. Die Szene ist viel beschrieben worden – in finsterner, regnerischer Nacht schleichen Luther und ein Mitbruder zur Tür der Schloss- und Universitätskirche und nageln dort mehrer Bogen von außen an – das Urexemplar der 95 Thesen in lateinischer Sprache. Nette

Geschichte, nur ist sie so nicht wahr. Luther gab das Manuskript seiner Thesen vielmehr einem Studenten und erteilte ihm den Auftrag, zwei Druckexemplare davon herstellen zu lassen. Eines war für die Universität, das andere für Albrecht von Brandenburg als Luthers oberstem Kirchenherren und Patron des ganzen Ablasshandels bestimmt. Aber der Student ließ ein drittes anfertigen und dieses schlug er öffentlich an, denn er meinte, derart Revolutionäres könne und dürfe nicht unter Gelehrten und Kirchenleuten allein erörtert werden. Möglicherweise ließ unser unbekannter Studiosus auch mehrer Exemplare drucken, die er an alle Kirchentüren Wittenbergs – außer der Schloss- auch noch der Stadtkirche, der Fronleichnamskapelle auf dem Kirchhof, der Franziskaner- und der Augustinerkirche – verteilte. In der Nacht des 31. Oktober soll das geschehen sein und seither feiert die evangelische Kirche diesen Tag als den Beginn der Reformation und gewissermaßen als ihren Geburtstag. Nichts hatte er weniger werden sollen, als das. Sondern still und vernünftig hatte Luther, eine ausgefeilte biblische Theologie als unanfechtbare Rückendeckung hinter sich, die Angelegenheit mit Universität und Erzbischof klären wollen. Dazu konnte es nun nicht mehr kommen, denn am ersten Novembertag strömte alles, was laufen konnte, in die Wittenberger Kirchen zum Allerheiligenfest und – stolperte geradezu von heute auf morgen und von jetzt auf gleich in die Reformation hinein.

Der Blitz von Wittenberg

Gedruckt wurde in diesen Tagen mancherlei, die Jahrmärkte wurden geradezu überschwemmt mit Flugschriften, Holzschnitten und Kupferstichen. Man verbreitete Kunde über Kuriositäten, Kriegsgeschrei, aber auch schon regelrechte Produktwerbung, und vor der Traktätchenflut konnte ein braver Bürger sich kaum noch retten. Jeder, der ein paar Heller erübrigen konnte, suchte seine Geistesergüsse auf diesem Weg unters Volk zu bringen. Dazu kamen noch die mehr oder weniger ernst gemeinten Buchdrucke frommen und weniger frommen Inhalts. Kurzum, an geistiger Anregung herrschte auf den verschiedensten Sektoren des gesellschaftlichen Lebens kein Mangel. Die Tage, da der Mensch in isolationistischer Selbstbezogenheit zu leben gezwungen war, waren auf immer vorüber. Fortan und bis in die Gegenwart sollte der Mensch sich immer enger mit allen anderen Menschen vernetzen und verbinden zu jenem großen Gefüge, das man „die Menschheit“ nennt. Den ersten Dienst hierzu leistete er sich selbst mit dem Buchdruck. Es folgten die Telegrafie, die Telefonie, das Radio, das Kino, das Fernsehen und – last but not least – das Internet. Der gedruckte Buchstabe machte es möglich – die Zahl der Analphabeten sank in den Jahren die der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern folgten, beträchtlich, wie die der städtischen Elementarschulen stetig stieg. Kaum noch ein Kind aus eini-

germaßen gutem Hause, und zwar beiderlei Geschlechts, das nicht lesen und schreiben gekonnt hätte – das Bildungsmonopol der Kirche war zerschlagen. Allerdings – auf dem Lande dauerte der Bildungsnotstand noch durch Jahrhunderte fort, und wurde erst im neunzehnten Jahrhundert wirklich und methodisch beseitigt.

Das deutsche Land war aber überzogen mit einem dichten Netz großer und kleiner städtischer Niederlassungen, die jeweils ihre Beziehungen zum umgebenden Agrarland hatten. So wurden die Bauern am Geschehen dadurch beteiligt, dass sich immer ein Geselle oder eine Dienstmagd fand, die ihnen den neuesten Tratsch brühwarm übermittelte. Zudem hatten die Bauern eine Methode entwickelt, dem Bildungsnotstand ein Schnippchen zu schlagen: sie beauftragten einen oder mehrere Angehörige der Dorfgemeinschaft damit, für sie wichtige Schriften auswendig zu lernen. Diese gaben ihr Wissen dann an die nächste Generation weiter und so fort – übrigens kam so auch das Heilerwissen der Dorfleute zustande, von dem dann wieder die Städte profitierten, da die dörflichen Heiler (zumeist waren es verwitwete oder allein stehende Frauen, die sich auf diese Weise über Wasser hielten) eine Erfahrungsmedizin praktizierten, die der städtischen „studierten“ Spekulationsmedizin manches voraus hatte.

Eine weitere Facette des nicht akademischen Informationsbetriebes waren die Studenten und die gebildeten Fahrenden, zum Beispiel examinierte Akademiker auf der Suche nach einer Anstellung, auch entlaufene oder geschasste Mönche waren darunter, Juden auf der Suche nach einem Ort, an dem sie sich niederlassen konnten, Zigeunersippen, für die Kenntnis des Landrechts eine Überlebensfrage war. Die Straßen jener Zeit formten eine ganz eigene Überlebensgemeinschaft, die ihre Mitglieder vor allem gegen Übergriffe des verwilderten Ministerialenstandes zu schützen suchte. Zwar durften sie keine „ritterlichen“ Waffen tragen, aber auch die breiten Bauernmesser waren scharf und mit genagelten Keulen konnte man effizient zuschlagen, mit Sichelschwertern kaum schlechter fechten als mit Degen und sogar besser als mit dem Langschwert. Bogen und die moderne Armbrust gehörten sowieso nicht zu den ritterlichen Waffen. Die Raubritter mussten also stets gewärtig sein, dass ihre Beute sich zu verteidigen verstand und auch ein fahrender Jude, der rechtens gar keine Waffe führen durfte, Beschützer fand. Auf diesen Landstraßen und in den sie flankierenden Schänken liefen die neuesten Nachrichten ebenfalls von Mund zu Mund.

Das alles muss man wissen, wenn man ungefähr die Geschwindigkeit schätzen will, in der die Wittenberger Thesen sich verbreiteten. Man muss wissen, dass sie keine Rücksicht auf Zollgrenzen nahmen, nicht auf Ströme und nicht auf Sumpflandschaften, sondern überall wo Menschen zogen, zogen sie mit ihnen. Genauer wusste man nicht immer, aber: jemand hatte es gewagt, hatte dem Papst die Stirn geboten.. in vielem sahen die Fahrenden und die es sonst erfuhren klarer als Luther selbst, der das noch ganz und gar nicht sah. Für ihn war das Geschäft um Sankt Peter nur ein Missgriff in einer vielleicht noch zu rettenden Kirche. Denn er hatte diese Kirche als eine lebendige erfahren, hatte Trost und Hilfe in ihren Schriften gefunden, hatte die lebenspendende, erfreuende Kraft der Gnade, wie er sie nannte, am eigenen Leibe verspürt. Er wehrte sich nicht einmal gegen den Ablass als solchen – nur wollte er klar gestellt haben, dass es beim Ablass nicht um die Sündenvergebung als solche ging.

Die Weiterungen aus dieser Idee aber waren ungeheuer und rührten an die Grundfesten der Kirche als Institut der Gnadenvermittlung und damit als Fürsprecher der Menschen bei Gott, der nicht als der unerbittliche Richter des Jüngsten Gerichtes da stand, sondern als der liebende Vater der Menschen, der sie allesamt aufnimmt und mitsamt ihrer Schwäche selig werden lässt. Alles was die Kirche noch tun konnte, war die (biblischen) Sakramente zu verwalten und das Wort Gottes so rein zu lehren wie es aus der Bibel kam. Alles andere war der menschlichen Verantwortung vor Gott überlassen: Wohltätigkeit, Klosterleben, fromme Pilgerfahrten, Heiligendienst, das alles mochte jeder halten wie er wollte.

So weit aber überlegten die meisten denn nun doch wieder nicht – zahlten sie doch auch dem Kaiser Steuern, den sie niemals sahen. Da war der Papst in seinen zahllosen Klerikern weitaus gegenwärtiger. Aber – die hatten selbst nichts davon, alle wussten, wie arm der Dorfpfarrer oder der Verwalter der Stadtkirche war und dass er vom Kirchenzehnt nicht viel abbekam. Was er vom Kirchenzehnt nicht abbekam, musste er sich durch geldwerte Leistungen dazu verdienen: durch Messelesen, aber auch durch Gebete für Leidende, Verstorbene und Verschollene, für das Herstellen von Amuletten und für besonders mächtige Flüche gab es Extrabelohnungen und wenn der Pfarrer wirklich gut war, wenn er Erfolg hatte, sprach sich das herum – die Anzahl der lebenden Heiligen übertraf die der Kalenderheiligen damals noch um ein Vielfaches. Daneben gab es noch die Methode der Pfründe – man kaufte einen Altar in einer Kirche oder bekam einen geschenkt – und die Bezahlung der Messen die an diesem Altar gestiftet und gelesen wurden, kam zum größten Teil einem selbst als Eigentümer dieses Altares zu – nur einen Bruchteil davon erhielt der Priester, der die entsprechenden Messen wirklich las. Denn solch eine Pfründe konnte theoretisch überall stehen, sie war nicht einmal auf das Deutsche Reich beschränkt. Nun aber kam dieser Luther daher und meinte, alle diese „guten Werke“ wären unchristlich und zu verdammen. Wie man sieht, schuf Luther sich mit seinen Thesen nicht nur Freunde. Zudem schuf er sich seine Gegner keineswegs nur unter den Angehörigen des hohen Klerus. Eine große Zahl sehr kleiner Priester fing unter diesen Schlägen zu zittern an. Wenn der Blitz aus Wittenberg wirklich einschlug, würde er ihnen das Haus überm Kopf abbrennen, das wussten sie besser als Luther selbst. Denn sie waren auf Pfründen, auf ihren magischen Kundendienst, auf Ablass- und Stolgebühren aller Art angewiesen. Sie waren darauf angewiesen, dass sich um ihre Kirche herum „was drehte“. Nun aber war gerade in diese Kirche der Blitz eingeschlagen, denn da Luther sich auf das Evangelium selbst berief – das sie zumeist kaum kannten – da er überdies selbst Priester und zudem noch Ordensmann und ein Doktor der Theologie war, da er in seinem Orden durchaus einen hohen Rang bekleidete, des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte sehr wohl kundig war – bestand die Gefahr, dass er sich, anders als manche anderen „Afterprediger“ durchsetzte. Es sei denn... was auf dem Konstanzer Konzil geschehen war, wiederholte sich. Anders, das war ihnen klar, war die alte Kirche nicht zu retten, waren sie selbst nicht zu retten.

Vielen aber sprach Luther aus dem Herzen. Nicht, dass sie nicht selbst Ablass der Buße vorgezogen hätten, einfach weil er bequemer war – aber was Luther von der Besinnung auf das Evangelium, was er von einem Glauben ohne äußeren Druck und Zwang sagte. Aber nehmen wir doch, um uns besser zu verständigen, jene berühm-

ten Thesen einmal im (deutschen) Wortlaut, der bekanntlich von Luther selbst autorisiert worden ist. Lesen wir sie unkommentiert von Anfang bis zum Ende.

Martin Luther: Die 95 Thesen

Aus Liebe zur Wahrheit und in dem Bestreben, diese zu ergründen, soll in Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, Magisters der freien Künste und der heiligen Theologie sowie deren ordentlicher Professor daselbst, über die folgenden Sätze disputiert werden. Deshalb bittet er die, die nicht anwesend sein und mündlich mit uns debattieren können, dieses in Abwesenheit schriftlich zu tun. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Amen.

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: "Tut Buße" usw. (Matth. 4,17), hat er gewollt, dass das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll.
2. Dieses Wort kann nicht von der Buße als Sakrament - d. h. von der Beichte und Genugtuung -, die durch das priesterliche Amt verwaltet wird, verstanden werden.
3. Es bezieht sich nicht nur auf eine innere Buße, ja eine solche wäre gar keine, wenn sie nicht nach außen mancherlei Werke zur Abtötung des Fleisches bewirkte.
4. Daher bleibt die Strafe, solange der Haß gegen sich selbst - das ist die wahre Herzensbuße - bestehen bleibt, also bis zum Eingang ins Himmelreich.
5. Der Papst will und kann keine Strafen erlassen, außer solchen, die er auf Grund seiner eigenen Entscheidung oder der der kirchlichen Satzungen auferlegt hat.
6. Der Papst kann eine Schuld nur dadurch erlassen, dass er sie als von Gott erlassen erklärt und bezeugt, natürlich kann er sie in den ihm vorbehaltenen Fällen erlassen; wollte man das geringachten, bliebe die Schuld ganz und gar bestehen.
7. Gott erläßt überhaupt keinem die Schuld, ohne ihn zugleich demütig in allem dem Priester, seinem Stellvertreter, zu unterwerfen.
8. Die kirchlichen Bestimmungen über die Buße sind nur für die Lebenden verbindlich, den Sterbenden darf demgemäß nichts auferlegt werden.
9. Daher handelt der Heilige Geist, der durch den Papst wirkt, uns gegenüber gut, wenn er in seinen Erlassen immer den Fall des Todes und der höchsten Not ausnimmt.
10. Unwissend und schlecht handeln diejenigen Priester, die den Sterbenden kirchliche Bußen für das Fegefeuer aufsparen.
11. Die Meinung, dass eine kirchliche Bußstrafe in eine Fegefeuerstrafe umgewandelt werden könne, ist ein Unkraut, das offenbar gesät worden ist, während die Bischöfe schliefen.
12. Früher wurden die kirchlichen Bußstrafen nicht nach, sondern vor der Absolution auferlegt, gleichsam als Prüfstein für die Aufrichtigkeit der Reue.

13. Die Sterbenden werden durch den Tod von allem gelöst, und für die kirchlichen Satzungen sind sie schon tot, weil sie von Rechts wegen davon befreit sind.
14. Ist die Haltung eines Sterbenden und die Liebe (Gott gegenüber) unvollkommen, so bringt ihm das notwendig große Furcht, und diese ist um so größer, je geringer jene ist.
15. Diese Furcht und dieser Schrecken genügen für sich allein - um von anderem zu schweigen -, die Pein des Fegefeuers auszumachen; denn sie kommen dem Grauen der Verzweiflung ganz nahe.
16. Es scheinen sich demnach Hölle, Fegefeuer und Himmel in der gleichen Weise zu unterscheiden wie Verzweiflung, annähernde Verzweiflung und Sicherheit.
17. Offenbar haben die Seelen im Fegefeuer die Mehrung der Liebe genauso nötig wie eine Minderung des Grauens.
18. Offenbar ist es auch weder durch Vernunft- noch Schriftgründe erwiesen, dass sie sich außerhalb des Zustandes befinden, in dem sie Verdienste erwerben können oder in dem die Liebe zunehmen kann.
19. Offenbar ist auch dieses nicht erwiesen, dass sie - wenigstens nicht alle - ihrer Seligkeit sicher und gewiss sind, wengleich wir ihrer völlig sicher sind.
20. Daher meint der Papst mit dem vollkommenen Erlass aller Strafen nicht einfach den Erlass sämtlicher Strafen, sondern nur derjenigen, die er selbst auferlegt hat.
21. Deshalb irren jene Ablassprediger, die sagen, dass durch die Ablässe des Papstes der Mensch von jeder Strafe frei und los werde.
22. Vielmehr erlässt er den Seelen im Fegefeuer keine einzige Strafe, die sie nach den kirchlichen Satzungen in diesem Leben hätten abbüßen müssen.
23. Wenn überhaupt irgendwem irgendein Erlass aller Strafen gewährt werden kann, dann gewiss allein den Vollkommensten, das heißt aber, ganz wenigen.
24. Deswegen wird zwangsläufig ein Großteil des Volkes durch jenes in Bausch und Bogen und großsprecherisch gegebene Versprechen des Straferlasses getäuscht.
25. Die gleiche Macht, die der Papst bezüglich des Fegefeuers im allgemeinen hat, besitzt jeder Bischof und jeder Seelsorger in seinem Bistum bzw. seinem Pfarrbezirk im besonderen.
26. Der Papst handelt sehr richtig, den Seelen (im Fegefeuer) die Vergebung nicht auf Grund seiner - ihm dafür nicht zur Verfügung stehenden - Schlüsselgewalt, sondern auf dem Wege der Fürbitte zuzuwenden.
27. Menschenlehre verkündigen die, die sagen, dass die Seele (aus dem Fegefeuer) emporfliege, sobald das Geld im Kasten klingt.
28. Gewiss, sobald das Geld im Kasten klingt, können Gewinn und Habgier wachsen, aber die Fürbitte der Kirche steht allein auf dem Willen Gottes.

29. Wer weiß denn, ob alle Seelen im Fegefeuer losgekauft werden wollen, wie es beispielsweise beim heiligen Severin und Paschalis nicht der Fall gewesen sein soll.
30. Keiner ist der Echtheit seiner Reue gewiss, viel weniger, ob er völligen Erlass (der Sündenstrafe) erlangt hat.
31. So selten einer in rechter Weise Buße tut, so selten kauft einer in der rechten Weise Ablass, nämlich außerordentlich selten.
32. Wer glaubt, durch einen Ablassbrief seines Heils gewiss sein zu können, wird auf ewig mit seinen Lehrmeistern verdammt werden.
33. Nicht genug kann man sich vor denen hüten, die den Ablass des Papstes jene unschätzbare Gabe Gottes nennen, durch die der Mensch mit Gott versöhnt werde.
34. Jene Ablassgnaden beziehen sich nämlich nur auf die von Menschen festgesetzten Strafen der sakramentalen Genugtuung.
35. Nicht christlich predigen die, die lehren, dass für die, die Seelen (aus dem Fegefeuer) loskaufen oder Beichtbriefe erwerben, Reue nicht nötig sei.
36. Jeder Christ, der wirklich bereut, hat Anspruch auf völligen Erlass von Strafe und Schuld, auch ohne Ablassbrief.
37. Jeder wahre Christ, sei er lebendig oder tot, hat Anteil an allen Gütern Christi und der Kirche, von Gott ihm auch ohne Ablassbrief gegeben.
38. Doch dürfen der Erlass und der Anteil (an den genannten Gütern), die der Papst vermittelt, keineswegs geringgeachtet werden, weil sie - wie ich schon sagte - die Erklärung der göttlichen Vergebung darstellen.
39. Auch den gelehrtesten Theologen dürfte es sehr schwerfallen, vor dem Volk zugleich die Fülle der Ablässe und die Aufrichtigkeit der Reue zu rühmen.
40. Aufrichtige Reue begehrt und liebt die Strafe. Die Fülle der Ablässe aber macht gleichgültig und lehrt sie hassen, wenigstens legt sie das nahe.
41. Nur mit Vorsicht darf der apostolische Ablass gepredigt werden, damit das Volk nicht fälschlicherweise meint, er sei anderen guten Werken der Liebe vorzuziehen.
42. Man soll die Christen lehren: Die Meinung des Papstes ist es nicht, dass der Erwerb von Ablass in irgendeiner Weise mit Werken der Barmherzigkeit zu vergleichen sei.
43. Man soll den Christen lehren: Dem Armen zu geben oder dem Bedürftigen zu leihen ist besser, als Ablass zu kaufen.
44. Denn durch ein Werk der Liebe wächst die Liebe und wird der Mensch besser, aber durch Ablass wird er nicht besser, sondern nur teilweise von der Strafe befreit.

45. Man soll die Christen lehren: Wer einen Bedürftigen sieht, ihn übergeht und statt dessen für den Ablass gibt, kauft nicht den Ablass des Papstes, sondern handelt sich den Zorn Gottes ein.

46. Man soll die Christen lehren: Die, die nicht im Überfluß leben, sollen das Lebensnotwendige für ihr Hauswesen behalten und keinesfalls für den Ablass verschwenden.

47. Man soll die Christen lehren: Der Kauf von Ablass ist eine freiwillige Angelegenheit, nicht geboten.

48. Man soll die Christen lehren: Der Papst hat bei der Erteilung von Ablass ein für ihn dargebrachtes Gebet nötig und wünscht es deshalb auch mehr als zur Verfügung gestelltes Geld.

49. Man soll die Christen lehren: Der Ablass des Papstes ist nützlich, wenn man nicht sein Vertrauen darauf setzt, aber sehr schädlich, falls man darüber die Furcht Gottes fahrenläßt.

50. Man soll die Christen lehren: Wenn der Papst die Erpressungsmethoden der Ablassprediger wüßte, sähe er lieber die Peterskirche in Asche sinken, als dass sie mit Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe erbaut würde.

51. Man soll die Christen lehren: Der Papst wäre, wie es seine Pflicht ist, bereit - wenn nötig - , die Peterskirche zu verkaufen, um von seinem Gelde einem großen Teil jener zu geben, denen gewisse Ablassprediger das Geld aus der Tasche holen.

52. Auf Grund eines Ablassbriefes das Heil zu erwarten ist eitel, auch wenn der (Ablass-)Kommissar, ja der Papst selbst ihre Seelen dafür verpfändeten.

53. Die anordnen, dass um der Ablasspredigt willen das Wort Gottes in den umliegenden Kirchen völlig zum Schweigen komme, sind Feinde Christi und des Papstes.

54. Dem Wort Gottes geschieht Unrecht, wenn in ein und derselben Predigt auf den Ablass die gleiche oder längere Zeit verwendet wird als für jenes.

55. Die Meinung des Papstes ist unbedingt die: Wenn der Ablass - als das Geringste - mit einer Glocke, einer Prozession und einem Gottesdienst gefeiert wird, sollte das Evangelium - als das Höchste - mit hundert Glocken, hundert Prozessionen und hundert Gottesdiensten gepredigt werden.

56. Der Schatz der Kirche, aus dem der Papst den Ablass austeilt, ist bei dem Volke Christi weder genügend genannt noch bekannt.

57. Offenbar besteht er nicht in zeitlichen Gütern, denn die würden viele von den Predigern nicht so leicht mit vollen Händen austeilen, sondern bloß sammeln.

58. Er besteht aber auch nicht aus den Verdiensten Christi und der Heiligen, weil diese dauernd ohne den Papst Gnade für den inwendigen Menschen sowie Kreuz, Tod und Hölle für den äußeren bewirken.

59. Der heilige Laurentius hat gesagt, dass der Schatz der Kirche ihre Armen seien, aber die Verwendung dieses Begriffes entsprach der Auffassung seiner Zeit.

60. Wohlbegründet sagen wir, dass die Schlüssel der Kirche - die ihr durch das Verdienst Christi geschenkt sind - jenen Schatz darstellen.
61. Selbstverständlich genügt die Gewalt des Papstes allein zum Erlass von Strafen und zur Vergebung in besondern, ihm vorbehaltenen Fällen.
62. Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes.
63. Dieser ist zu Recht allgemein verhasst, weil er aus Ersten Letzte macht.
64. Der Schatz des Ablasses jedoch ist zu Recht außerordentlich beliebt, weil er aus Letzten Erste macht.
65. Also ist der Schatz des Evangeliums das Netz, mit dem man einst die Besitzer von Reichtum fing.
66. Der Schatz des Ablasses ist das Netz, mit dem man jetzt den Reichtum von Besitzenden fängt.
67. Der Ablass, den die Ablassprediger lautstark als außerordentliche Gnaden anpreisen, kann tatsächlich dafür gelten, was das gute Geschäft anbelangt.
68. Doch sind sie, verglichen mit der Gnade Gottes und der Verehrung des Kreuzes, in der Tat ganz geringfügig.
69. Die Bischöfe und Pfarrer sind gehalten, die Kommissare des apostolischen Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen.
70. Aber noch mehr sind sie gehalten, Augen und Ohren anzustrengen, dass jene nicht anstelle des päpstlichen Auftrags ihre eigenen Phantastereien predigen.
71. Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses spricht, der sei verworfen und verflucht.
72. Aber wer gegen die Zügellosigkeit und Frechheit der Worte der Ablassprediger auftritt, der sei gesegnet.
73. Wie der Papst zu Recht seinen Bannstrahl gegen diejenigen schleudert, die hinsichtlich des Ablassgeschäftes auf mannigfache Weise Betrug ersinnen,
74. So will er viel mehr den Bannstrahl gegen diejenigen schleudern, die unter dem Vorwand des Ablasses auf Betrug hinsichtlich der heiligen Liebe und Wahrheit sinnen.
75. Es ist irrsinnig zu meinen, dass der päpstliche Ablass mächtig genug sei, einen Menschen loszusprechen, auch wenn er - was ja unmöglich ist - der Gottesgebärerin Gewalt angetan hätte.
76. Wir behaupten dagegen, dass der päpstliche Ablass auch nicht die geringste lässliche Sünde wegnehmen kann, was deren Schuld betrifft.

77. Wenn es heißt, auch der heilige Petrus könnte, wenn er jetzt Papst wäre, keine größeren Gnaden austeilen, so ist das eine Lästerung des heiligen Petrus und des Papstes.
78. Wir behaupten dagegen, dass dieser wie jeder beliebige Papst größere hat, nämlich das Evangelium, "Geisteskräfte und Gaben, gesund zu machen" usw., wie es 1. Kor. 12 heißt.
79. Es ist Gotteslästerung zu sagen, dass das (in den Kirchen) an hervorragender Stelle errichtete (Ablass-) Kreuz, das mit dem päpstlichen Wappen versehen ist, dem Kreuz Christi gleichkäme.
80. Bischöfe, Pfarrer und Theologen, die dulden, dass man dem Volk solche Predigt bietet, werden dafür Rechenschaft ablegen müssen.
81. Diese freche Ablasspredigt macht es auch gelehrten Männern nicht leicht, das Ansehen des Papstes vor böswilliger Kritik oder sogar vor spitzfindigen Fragen der Laien zu schützen.
82. Zum Beispiel: Warum räumt der Papst nicht das Fegefeuer aus um der heiligsten Liebe und höchsten Not der Seelen willen - als aus einem wirklich triftigen Grund -, da er doch unzählige Seelen loskauft um des unheilvollen Geldes zum Bau einer Kirche willen - als aus einem sehr fadenscheinigen Grund -?
83. Oder: Warum bleiben die Totenmessen sowie Jahrfeiern für die Verstorbenen bestehen, und warum gibt er (der Papst) nicht die Stiftungen, die dafür gemacht worden sind, zurück oder gestattet ihre Rückgabe, wenn es schon ein Unrecht ist, für die Losgekauften zu beten?
84. Oder: Was ist das für eine neue Frömmigkeit vor Gott und dem Papst, dass sie einem Gottlosen und Feinde erlauben, für sein Geld eine fromme und von Gott geliebte Seele loszukaufen; doch um der eigenen Not dieser frommen und geliebten Seele willen erlösen sie diese nicht aus frei geschenkter Liebe?
85. Oder: Warum werden die kirchlichen Bußsatzungen, die "tatsächlich und durch Nichtgebrauch" an sich längst abgeschafft und tot sind, doch noch immer durch die Gewährung von Ablass mit Geld abgelöst, als wären sie höchst lebendig?
86. Oder: Warum baut der Papst, der heute reicher ist als der reichste Crassus, nicht wenigstens die eine Kirche St. Peter lieber von seinem eigenen Geld als dem der armen Gläubigen?
87. Oder: Was erlässt der Papst oder woran gibt er denen Anteil, die durch vollkommene Reue ein Anrecht haben auf völligen Erlass und völlige Teilhabe?
88. Oder: Was könnte der Kirche Besseres geschehen, als wenn der Papst, wie er es (jetzt) einmal tut, hundertmal am Tage jedem Gläubigen diesen Erlass und diese Teilhabe zukommen ließe?
89. Wieso sucht der Papst durch den Ablass das Heil der Seelen mehr als das Geld; warum hebt er früher gewährte Briefe und Ablässe jetzt auf, die doch ebenso wirksam sind?
90. Diese äußerst peinlichen Einwände der Laien nur mit Gewalt zu unterdrücken und nicht durch vernünftige Gegenargumente zu beseitigen heißt, die Kirche und den Papst dem Gelächter der Feinde auszusetzen und die Christenheit unglücklich zu machen.

91. Wenn daher der Ablass dem Geiste und der Auffassung des Papstes gemäß gepredigt würde, lösten sich diese (Einwände) alle ohne weiteres auf, ja es gäbe sie überhaupt nicht.

92. Darum weg mit allen jenen Propheten, die den Christen predigen: "Friede, Friede", und ist doch kein Friede.

93. Wohl möge es gehen allen den Propheten, die den Christen predigen: "Kreuz, Kreuz", und ist doch kein Kreuz.

94. Man soll die Christen ermutigen, dass sie ihrem Haupt Christus durch Strafen, Tod und Hölle nachzufolgen trachten

95. und dass die lieber darauf trauen, durch viele Trübsale ins Himmelreich einzugehen, als sich in falscher geistlicher Sicherheit zu beruhigen.

Dieses also war und ist der Blitz von Wittenberg. Man sieht, wie er den Papst noch zu verschonen trachtet, wiewohl er bereits Misstrauen und Argwohn signalisiert. Er wird aber, der Blitzeschleuderer Luther, begreifen müssen, dass das römische Christentum bis an die Wurzeln morsch geworden ist.

Herr Medici ist noch nicht zornig

Von den Deutschen erwartete man sich in Rom nur, dass sie zahlen und schweigen würden. Denn kein anderes europäisches Volk hatte die römischen Anmaßungen mit gleicher Demut hingenommen, keines hatte leiser mit den Zähnen geknirscht, als die Deutschen. Während Polen, Skandinavien, Briten, Franzosen und Niederländer, ja selbst die Böhmen mehr oder weniger ihr eigenes „Ding“ machten und auf Rom nur im Ausnahmefall zu hören pflegten – der Vatikan hatte gelernt, sich damit abzufinden – kriegten die Deutschen sozusagen eine Lungenentzündung, wenn der Papst auch nur nieste. Daher war die Ablassaktion auch exklusiv für die Deutschen bestimmt gewesen; Franzosen und selbst die frommen Spanier hätten zu diesem Ansinnen nur mit den Schultern gezuckt, vom Rest nicht zu reden.

Und nun das: ein kleiner Augustiner erfrecht sich, gegen die Aktion nicht etwa zu predigen, sondern sie gleich programmatisch beim Schopfe zu nehmen. Wer ist der denn,.. und eben diese Überlegung veranlasst Leo, den Brief des Kardinals Albrecht von Brandenburg erst einmal beiseite zu legen. In den Thesen steht übrigens nichts, was Leo, er bemerkt es mit lächelnder Gelassenheit, in einer andern Situation nicht selbst geschrieben haben könnte. Was ist denn das für eine öffentliche Diskussion, die der da fordert? An seiner Universität in Wittenberg – Herrgott, wo liegt denn das überhaupt – soll sie stattfinden.; möge sie doch dort stattfinden, mögen sich zehn oder zwanzig Akademiker um das Thema Ablass raufen, wenn sie sich denn überhaupt raufen möchten, denn der Fall ist doch eigentlich klar. Der Albrecht macht, so denkt Leo, viel zu viel Wind um die Sache. Ja, gut, als Bischof, als oberster kirchlicher

Vorgesetzter dieses – wie hieß er doch gleich – kaum auszusprechen, bleiben wir bei Martinus – hat er die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, solche Vorfälle zu melden, das hat er getan und dabei können wir es dann belassen, Leo versteht auch die Aufregung seines Nuntius Aleander und des lieben und klugen Tommaso Gaetano nicht. Immerhin – der Mann ist Augustiner, sollen sich also die Augustiner mit ihm befassen, schließlich gibt es noch so etwas wie Ordensdisziplin und dieser Mönch hat ebenso wie Armut und Keuschheit auch den Gehorsam gegen seine Oberen gelobt. Nein, Herr de Medici ist noch nicht zornig. Er ist noch nicht einmal ärgerlich. Solche Meckerer gibt es in Deutschland doch allerorten und Leo selbst hat sich des Problems längst angenommen, indem er bewies, dass die Deutschen vor allem den Mund zu halten hätten, wenn Rom sprach. Diese Barbaren, die all ihre Kultur den Römern, und das von allem Anfang an, verdankten. Ja, natürlich stinkt das nach Ketzerei, aber na ja, wenn man es recht betrachtet, auch wieder nicht, den Kerl sollte man aufklären, ach was, man lasse ihn bei Gelegenheit nach Rom kommen, soll sich der Generaloberer der Augustiner mit ihm befassen, was geht's den Heiligen Stuhl an, sowohl den von Rom als auch den von Mainz.

Aber dann erreichen alarmierende Nachrichten die Kurie – die Einnahmen im Ablassgeschäft gehen zurück, Albrecht klagt, dass er seinen Einsatz nicht wieder bekommt, andere klagen, dass sie gar nicht erst Nennenswertes zusammen kriegen, die Fugger beklagen sich, dass ihr Kredit nicht ausreichend bedient wird, der Groschen im Kasten zieht, wenn er ausbleibt, weite Kreise in den Finanzen des Heiligen Stuhls. In Deutschland ist jedenfalls Ebbe in der Kasse.. und das, meint nun auch Leo, ist relevant. „Da der Herr uns das Pontifikat gegeben hat, wollen wir streben, Freude daran zu finden“ – war der Wahlspruch Leos und seine Zeitgenossen verstanden wohl die Opposition, die in diesen Worten lag. Denn mitnichten war das Pontifikat dazu bestimmt, seinem Träger Freude im Sinne eines Fürstenlebens im sechzehnten Jahrhundert zu bringen. Gutes Essen und Trinken. Festlichkeiten, Jagden und Theaterspiele, Konzerte und Ballette, Landpartien, die Freuden der Liebe und des ritterlichen Sports, alle diese Dinge waren nicht für den Papst bestimmt. Aber Giuliano hatte sich mit seiner Bestimmung für den geistlichen Stand niemals ausgesöhnt. Nun, Papst geworden, also zumindest geistiger Herr der Welt, suchte er das, was man ihm eigentlich hatte vorenthalten wollen: eben die Freuden eines Herrschers. Der Bau der Peterskirche war ihm eigentlich egal – aber wenn die Finanzen für dieses Prestigevorhaben in Gefahr gerieten, dann war es auch mit dem flotten Leben als Renaissance – Weltherrscher vorbei und das beunruhigte ihn dann doch.

Aber – zornig wurde er deswegen noch lange nicht – die Kirche hatte ausreichend Mittel, einen solchen Unbotmäßigen zu zähmen. Was denn – konnte ein einzelner Mann denn ein Ding wie die römische Kirche auch nur aus dem Tritt bringen? Nein, das konnte er auf keinen Fall. Hunderttausende hatten versucht und mit weitaus stärkeren Argumenten, die römische Kirche von ihrer geistigen – und weltlichen – Vormachtstellung in Europa zu verdrängen, es war ihnen nicht gelungen, Kaiser waren gegen sie aufgestanden, sie waren samt ihren Geschlechtern zermalmt worden – und ein Augustiner aus Ichweißnichtwodasliegt würde es nun erst recht nicht schaffen. Gaetano drängte auf den Kirchenbann – nun mal langsam, sollen sich erst mal die Augustiner der Sache annehmen, wenn nicht die deutschen, dann die römischen,

ehe wir nach weiteren Möglichkeiten Ausschau halten. Wir haben sie ja, wir müssen sie nicht erst erfinden.

Im April des Jahres 1518 findet – turnusmäßig – das deutsche Generalkapitel der reformierten Augustiner in Heidelberg am Neckar statt. Es stehen Fragen zur Ordensregel an, wahrlich wichtige Fragen, sollen sie doch das allmähliche Zusammenfinden der beiden Ordenszweige regeln, bei dem die reformierten Augustiner verständlicherweise nicht die Verlierer sein wollen, zumal sie im Orden das Banner der Gelehrsamkeit hochhalten. Luther wird von Staupitz beauftragt, daran in Vertretung der sächsischen Ordensprovinz teilzunehmen. Nebenher wird ihm die Aussicht eröffnet, seine Thesen in akademischer Disputation vorzustellen. Erst mal im Orden und dann wird man weiter sehen. Was Luther nicht weiß: die Augustiner haben Befehl aus Rom, den Unbotmäßigen zu verhören und zu disziplinieren.

Nachdem die Angelegenheiten des Ordenslebens abgearbeitet sind, verlegt man den Tagungsort an die Heidelberger Universität – und Luther darf dozieren. Was er dort doziert, ist die Feuertaufe für seine Theologie. Er spricht nicht vom Ablass – dieses Thema behält er der – erwarteten – Diskussion mit Albrecht und Tetzel vor. Er entfaltet seine gesamte Theologie, so weit sie bis dahin gediehen ist, vor einem gesamtdeutschen Publikum, denn aus allen Himmelsrichtungen sind Augustiner, aber nicht nur Augustiner nach Heidelberg gekommen um Luther zu hören. Viele Namen die hier zum ersten Mal auftauchen, werden wir uns merken müssen: Martin Bucer – er wird Straßburg reformieren; Erhard Schnepf – er wird, in mehreren Ämtern und Würden, Hessens und Württembergs Reformator werden; Franciscus Irenicus, der aus der Riege der Humanisten kommt und die erste Beschreibung Deutschlands schreibt – Willibald Pirckheimer, der Humanistenfürst aus Nürnberg schreibt ihr das Vorwort. Martin Frecht wurde später Rektor der Universität Heidelberg und beteiligte sich an der Reformation im schwäbischen Land. Johannes Brenz endlich brachte die Reformation nach Schwäbisch Hall und alle zusammen sorgten dafür, dass der Süden Deutschlands sich fast zeitgleich an allen Orten von Rom löste – sie und andere waren das Feuer, das, nun erst noch als Schwelbrand glimmend, im hellen Aufschlagen Schwaben, Franken und Hessen dem Protestantismus zuwenden sollte. Der bedeutendste Zuhörer unter ihnen ist aber eindeutig Bucer, der später auch mit den Schweizer Reformatoren verhandeln sollte und aus dessen Wirken die lutherische Kirche des Elsass hervor geht, deren bedeutendster Vertreter einst Albert Schweitzer heißen wird. Der allerbedeutendste Teilnehmer aber ist Johannes Bugenhagen – er wird Wittenberger Stadtpfarrer werden und Luthers rechte Hand, zudem sein Seelsorger und Beichtvater.

Das bedeutete aber auch, dass Rom seine Absicht, Luther zurück zu pfeifen, nicht erreichte, sondern im Gegenteil seine Ideen gerade durch diese Disputation weitere Verbreitung erfuhren. Der Orden war nicht nur nicht gegen ihn eingeschritten, er hatte ihm auch weitere Öffentlichkeit verschafft. Niemand hatte auch nur versucht, ihn zu verurteilen, sondern eine ganze Ordensprovinz, nämlich die deutsche, hatte sich sichtlich hinter ihn gestellt – freilich ohne sich *expressis verbis* deshalb gegen jemanden zu stellen. Man betrachtete vielmehr Luthers Theologie als Gegenstand rechtgläubiger Diskussion wie es die Theologien der Kirchenväter und Kirchenlehrer

immer gewesen waren. Die Kurie hatte den ersten Gang in dem so einfach erscheinenden Prozess gegen den aufmüpfigen Augustiner verloren. Man musste wohl eine schärfere Gangart wählen.

Dies vorsichtige Vorgehen nimmt uns wunder. Noch kein Jahrhundert zuvor hatte ein Konzil, eine beschlussfassende Versammlung von Bischöfen der ganzen Kirche keinen Anstand genommen, einen Prediger namens Jan Hus, der Ähnliches wie jetzt Luther hatte verlauten lassen, zum Scheiterhaufen zu verurteilen und hinzurichten. Nun beachtete man sorgsam einen Instanzenweg, den man einzuhalten gar nicht verpflichtet gewesen wäre. Wie hatte das kommen können? An den Skrupeln des Papstes lag es gewiss nicht, denn er hatte keine. An seiner Ignoranz konnte es liegen, denn die war geradezu grenzenlos. Aber der Papst hatte Ratgeber wie Aleander und Gaetano, er hatte Korrespondenten wie den Kardinal Albrecht, und Geschäftspartner wie die Fugger, welche die Situation in Deutschland genau kannten. Leo war keineswegs, aller Ignoranz zum Trotz, schlecht unterrichtet oder gar blauäugig.

Aber die Lage in Deutschland hatte sich seit dem Konzil von Konstanz grundlegend verändert. Maximilian, der deutsche Kaiser, war selbst durchaus kirchenkritisch eingestellt und selbst unter den geistlichen Fürsten folgten nicht alle der römischen Spur. Der Humanismus hatte gerade unter der akademischen Elite tiefe Wurzeln gefasst und mit dem Humanismus lebten alle jene Bestrebungen wieder auf, die man ein für allemal glaubte ausgerottet zu haben. Dieser Bewegung jetzt einen Märtyrer zu schaffen, hätte bedeutet, weite Kreise des Adels, der geistlichen Herrschaft und des aufstrebenden Patriziats gegen sich aufzubringen – in anderen Ländern war das schon der Fall, weder die britischen noch die französischen Magnaten waren mehr willens, dem Papst aus der Hand zu fressen. Böhmen hatte sich weitgehend bereits vom römischen Glauben losgesagt, seine alten häretischen Traditionen waren wieder zur vollen Stärke erwacht und die Kurie konnte sich schon beglückwünschen, wenn statt der radikalen Hussiten nur die kompromissbereitere Kalixtiner das Rennen machten. Wenn nun Deutschland ebenfalls offen auf deren Seite trat, dann stand die Kurie gegen eine sie ablehnende Welt und konnte sich nicht behaupten. Der Buchdruck hatte überdies dafür gesorgt, dass Luthers Ideen sich in vergleichsweise Windeseile durch Deutschland und über dessen Grenzen hinaus verbreiten konnten. Luther hatte auch nicht versäumt, dies Medium zu nutzen, er hatte den Thesen noch einen Traktat nachgeschickt, in dem er seine Ideen in Form einer schriftlichen Predigt näher erläuterte – und Luther war, man kann es noch heute nachlesen, ein begnadeter Prediger. Nein – Deutschland, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, musste still gehalten werden und das konnte nur geschehen, indem man mit diesem Luther streng nach dem Recht verfuhr und nicht so, wie man es unter anderen Umständen gekonnt und getan hätte. Übrigens – als Papst Leo vom Ausgang der Disputation erfuhr, wurde er wirklich zornig – aber nicht auf den Bruder Martin, sondern auf die deutschen Augustiner. Diese Bücherwürmer und Federfuchser merkten aber auch gar nichts... wie gut, dass man auf so etwas nicht ultimativ angewiesen war, dachte er bei sich und lud den kleinen Ketzler nach Rom, wo man ihm zweifelsohne die Leviten lesen würde.

Das Tauziehen

Aber der kleine Ketzler erschien nicht. Statt seiner erschien der Ordensgeneral der Augustiner und bedauerte unendlich, aber die deutsche Provinz und der Kurfürst von Sachsen weigerten sich, den Mönch nach Rom zu schicken und insbesondere der Kurfürst berufe sich dabei auf einige deutsche Sonderrechte, die man bereits beim Prozess gegen Jan Hus habe beachten müssen: deutsche Landeskinder durften nur in Deutschland gerichtlich belangt werden. Das betraf auch die kirchliche Gerichtsbarkeit. Zudem – mit Luthers Landesherr, Friedrich, sei in dieser Angelegenheit nun aber gar nicht gut Kirschen essen, denn er bestehe nun erst recht auf seinen Rechten wie sie in den Gravamina Deutscher Nation nun einmal festgeschrieben wären. Dabei gehe es ihm, so war zu verlauten, gar nicht um Luthers Lehre, sondern ums Prinzip. Für seine Person wäre er ein eifriger Verteidiger des christlichen Glaubens und seine Reliquiensammlung wäre in ganz Deutschland berühmt.. wenn er, Leo, an dergleichen glauben würde, dann wäre er wohl neidisch auf dieselbe. Nun, Sie glauben doch selbst nicht daran, war die Antwort und ein lächelndes Achselzucken des Paters die Bestätigung. Nun gut, dann eben in Deutschland, wir können ihn auch dort verbrennen.

Davon, dass Luther verbrannt werden müsse, falls er nicht widerriefe, war inzwischen die ganze Kurie überzeugt. Denn inzwischen waren Mitschriften aus Luthers Wittenberger Vorlesungen eingelangt, die zwar gefälscht waren, aber auf die Echtheit eines Zeugnisses kam es dem Heiligen Stuhl noch niemals an, die Hauptsache war, man hatte eines, ein unmissverständliches. Es war nicht einmal sicher, dass die Mitschriften aus Wittenberg stammten.. aber das waren sie wohl tatsächlich, denn



Die Familie Maximilians, unten Mitte sein Enkel Karl von Spanien, der nachmalige Karl V

Luther hat sie später als gefälschte und entstellte Versionen des eigenen Wortlauts identifiziert. Leo hätte sich über die Proteste hinweg setzen und Luther mit Gewalt entführen lassen können, aber so wichtig war ihm die Sache nun wieder nicht, und, siehe oben, er wollte und konnte es sich mit den Deutschen, als den letzten gutwilligen Zahlern, nicht verderben. Zudem – Maximilian war alt geworden und es galt, die Fühler nach einem neuen, genehmeren Kaiser auszustrecken – da kam der Sachse eben recht.

Aber dann macht Leo einen schweren Fehler – gerade den Mann, den er um nichts in der Welt verärgern darf, macht

er, schlecht beraten, vor aller Welt zum Affen. Statt mit Privilegien und Geheimversprechen um Friedrich zu

werben oder ihm auf altbewährte Weise die Taschen zu füllen, was der immer gut gebrauchen kann, sendet er ihm die „Tugendrose“, ein nutzloses Spielzeug für ego-manische Idioten, sie damit billig abzuspeisen. Friedrich versteht das sehr richtig – und das ist das Todesurteil für alle Bemühungen der Kurie, des Luther und seiner Reformation Herr zu werden. Der Deutsche ist dumm und triefig, versteht er – und damit ist, wie man so sagt, der Ofen aus. Friedrich nimmt, was soll er weiter tun, die Tugendrose mit Anstand entgegen und schwört im Herzen blutige Rache, und die zu üben ist das Werkzeug nicht weit. Die Deutschen sind dem Papst keinen Heller wert, versteht er und von dem Tage an wird er seinen Neffen, den Enkel Maximilians, den König Karl von Spanien, mit allen Kräften unterstützen. Den mag man nämlich bei der Kurie ganz und gar nicht haben, weil er, Urangst der Päpste, den Kirchenstaat als deutscher Kaiser von allen Seiten umklammern kann: Sizilien gehört ihm schon, da es Spanien gehört, und die Lombardei käme hinzu, da sie wenigstens nominell zum Deutschen Kaiserreich gehört. Kein Platz mehr, sich auszudehnen, kein Platz aber auch, an den man vor den Begehrlichkeiten eines solchen Kaisers flüchten könnte als neuerlich nach Frankreich, das sich aber am Ende auch nicht als selbstloser Asylgeber verstanden hat und es sich diesmal weiß Gott etwas wird kosten lassen, den Papst noch einmal zu beherbergen. Noch einmal Avignon – na schön, aber nicht mehr gratis und der Papst Leo ist, unter Brüdern gesagt, pleite bis auf die Knochen. Er lebt auf Pump, wie er geht und steht, alle seine Schätze sind dahin, alles was er hat, sind Kredite und noch einmal Kredite. Mittlerweile fällt es ihm eingeständenermaßen etwas schwer, noch Freude am Pontifikat zu empfinden, wenn die Gläubiger alle Minute auf der Matte stehen.

Leo muss also nachgeben. Dennoch, er muss etwas unternehmen, und er unternimmt etwas. Er schickt den guten deutschen Diplomaten Karl von Miltitz ins Feld, das heißt nach Kursachsen. Gleichzeitig aber ernannte er Gaetano zum Legaten und schickte ihn zum Reichstag nach Augsburg, um Luther dort aburteilen zu lassen. Dagegen konnte nun niemand etwas unternehmen, also zogen Luther und sein Ordensoberer Staupitz dorthin, sich vor Cajetan, wie man ihn in Deutschland nannte – und als guten Theologen überdies anerkannte – für seine Meinung zu verantworten. Dies Unternehmen geht nach Strich und Faden schief – nicht nur, dass Luther gar nicht erst vor dem Reichstag erscheint, nicht nur, dass Cajetan ihm nicht mal den Schatten eines Widerrufs abringen kann, vielmehr will der doch eigentlich schon überführte Mönch auch noch mit ihm diskutieren – der Mönch entzieht sich allem vielmehr im Herbst 1518 durch die Flucht. Und wohin flieht er? Nach Kursachsen natürlich, denn dort kann ihm keiner.

Die Flucht

Nun trat besagter Miltitz in Aktion. Er stellte dem kurfürstlichen Kanzler Spalatin vor, wie viel dem Papst an der Seele Luthers und wie wenig ihm an seinem verbrannten Fleisch gelegen wäre, er drang in ihn, nicht etwa den Ketzer auszuliefern, dass das unmöglich zu erlangen war, wusste er schon, sondern sein Plan war, alles im Sande verlaufen zu lassen – auch dies eine schon oft erfolgreiche kuriale Taktik. Worüber niemand mehr spricht, das vergisst sich. Aber Karl von Miltitz, selbst geborener Sachse, hatte nicht nur den päpstlichen Auftrag, er war auch gesonnen,

wenn nötig eigenmächtig zu handeln, nicht zur Freude der Kurie, aber die erfuhr es ja nicht. Und so war er begierig, obgleich er nur mit dem Kurfürsten verhandeln sollte, dem Luther selbst zu begegnen.

Diese Begegnung erwies sich als den weiteren Interessen der Inquisition wenig dienlich. Miltitz, selbst Theologe und Kirchenmann, war von der Erscheinung wie von den Ideen Luthers fasziniert, kannte er sie doch nur in jener durch Fälschungen verzerrten Weise, wie sie nach Rom gelangt waren. Nun, aus dem Saulus wurde in den Unterredungen mit Luther zwar kein Paulus, aber aus dem konsequenten Gegner der lutherischen Ansätze doch ein dieselben differenziert betrachtender Gesprächspartner. Aber auch Luther, so schien es, profitierte von diesen Gesprächen. Zwar brachten sie ihm nichts Neues, was seine theologischen Ansätze und seine Kritik an der kirchlichen Praxis anbetrifft, aber durch Miltitz erfuhr er manches von den Hintergründen, was ihm vordem unbekannt gewesen war. Er erfuhr, dass Albrecht, der ihn in Rom angezeigt hatte (wohl aufgrund ihm vorliegender Fälschungen aus dem Umkreis der Dominikaner) in vielen Fragen mit Luther durchaus konform ging, dass seine Kritik am Papsttum, die inzwischen immer schärfere Formen angenommen hatte, keineswegs, wie Cajetan ihn hatte glauben machen wollen, ganz und gar unberechtigt wäre. Es lag im Argen – aber die Kirche, so Miltitz, wusste das selber und sobald die Umstände es gestatteten wollte man die dringend nötigen Reformen auch durchführen. Luther, dadurch einigermaßen besänftigt – er wollte ja auch keinen Grundsatzkonflikt mit der Kirche haben – verstand sich dazu, bis zu dem in Aussicht genommenen allgemeinen Konzil zu schweigen. Immerhin – er würde dadurch geistig nicht arbeitslos werden und seiner Entdeckung von der Gnade Gottes durch den Glauben an Jesus Christus tat dieses Schweigen keinen Abbruch. Übrigens – Luther mag damals bereits gewusst haben, dass er in dieser Hinsicht einen äußerst prominenten Kirchenmann als Vorgänger hatte: Bernhard von Clairvaux, der Kreuzzugsprediger, war ebenfalls bereits im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf diesen Schluss gekommen. Es ist nicht bekannt, dass Bernhard deswegen irgendwelche Schwierigkeiten mit der Kurie bekommen hätte. Diese Theologie der Gnade war also kirchlich nicht zu beanstanden – wenn sie innerhalb der Theologie und innerhalb der Klostermauern blieb. Miltitz stand nicht an, Luther in dieser Frage die volle Rechtgläubigkeit zu bescheinigen und Luthers Sache dementsprechend in Rom zu vertreten. Cajetan hatte diesen Mann und seine Absichten, den Fälschungen folgend, die man ihm zugesandt, ganz und gar falsch beurteilt. Luther hatte Recht daran getan, von Augsburg auszureißen, denn dort wäre eine eingehende Prüfung aufgrund dieser Voraussetzungen weder erfolgt noch überhaupt möglich gewesen. Auch Staupitz hatte Recht daran getan, Luther in Augsburg von seiner Gehorsamspflicht dem Orden der Augustinereremiten gegenüber los zu sprechen. Damit hatte er Cajetan nämlich die Möglichkeit genommen, über den Orden der Augustiner Einfluss auf den unbequemen Mönch zu nehmen.

Unbequem – ja, das war Luther und das sah auch Miltitz so. Aber ein Ketzer war er nicht, oder auch der heilige Bernhard, ja der heilige Paulus und Christus selbst wären Ketzer gewesen, das war nun auch Miltitz klar. Cajetan aber war ein Mann der Machtkirche, trotz seines Theologiestudiums eigentlich ein profaner Kopf, der nichts als die Ordnungsinteressen derselben zu vertreten hatte. Nach Rom meldete Karl

von Miltitz die Sache allerdings so, dass ihm selbst keine Schwierigkeiten daraus entstehen konnten und gedachte die Angelegenheit dann mündlich zunächst mit Kardinal Albrecht und dann mit der Kurie zu klären. Daher ist das Bild dieser Unterredungen in der Überlieferung verzerrt worden, als hätte Miltitz den Luther erfolglos zu etwas zwingen wollen. Er konnte doch nicht schriftlich zugeben, dass nur sein anfangs und aus Unkenntnis der Umstände erteilter Auftrag erfolglos geblieben wäre, ansonsten aber die Angelegenheit erfreulich fortgeschritten sei, nachdem er auf diesem Auftrag nicht länger bestanden, sondern den wahren Verhältnisse gemäß agiert habe. Er konnte – und er wollte auch nicht länger – Friedrich überzeugen, den Luther gemäß der ergangenen Order an Rom auszuliefern. Er konnte und er wollte auch nicht zugeben, dass er sich längst nicht mehr als bevollmächtigter Abgesandter der Inquisition, sondern vielmehr als ein Schüler Luthers in dessen Theologie ansah – weshalb sich seine Abreise nach Rom denn auch arg verzögerte. Zehn Jahre blieb Karl von Miltitz in der Nähe des Reformators, zehn Jahre lang korrespondierte die beiden miteinander und trafen sich auch gelegentlich von Luthers Reisen als Visitor seines Ordens. Erst im Jahre 1529, als sozusagen schon alle Messen gesungen waren, machte er sich endlich auf, um persönlich in Rom Bericht zu erstatten – nun nicht mehr Leo X, sondern, seit dem Jahr 1523, Clemens VII (Giulio de Medici). Er kam dort aber, wie auch bei Kardinal Albrecht, der die Tage in Mainz residierte, nie an, sondern ertrank beim Versuch, den Main bei Steinheim zu überqueren.

Luther war entschlossen, sich seinerseits an das mit Miltitz vereinbarte Stillschweigen zu halten. Aber – da man mit Gegenwehr von seiner Seite nicht rechnen musste, erhoben sich nun auf breiter Front Stimmen, die seine Theologie, gestützt auf zweifelhafte, unter seinem Namen ausgegangene Schriften wie sei auch Albrecht und Cajetan vorgelegen hatten, bekämpften. Das hatten allerdings weder Miltitz noch Luther mit ihrem Abkommen bezweckt, vielmehr hatten beide eher an ein allseitiges Schweigen zum Thema gedacht. Man mag das zu Recht unfair finden, aber man kann es den Schweißhunden der alten Kirche auch nicht verdenken, dass sie den Keiler, den sie gefesselt glaubten, nun, da er ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte, unverzüglich angingen. Das ist nun einmal die Natur von Hunden, die man zur Jagd ausgebildet hat, dass sie das zum Erlegen bestimmte Wild mit Gebell und Attacken



Andreas Bodenstein genannt
Karlstadt

nieder halten bis die Jäger zur Stelle sind es abzustecken. Das Stillschweigeabkommen betrachteten sie, anders als Luther und Miltitz, als eine solche Fessel. Allerdings – den Luther konnten auch sie nicht direkt angreifen, das wäre dann doch ein zu offensichtlicher Vertragsbruch gewesen, den ihnen die Gelehrtenwelt vielleicht, und wenn nur aus Formgründen, verdacht hätte. Damit aber hätten sie dem Luther nur weitere Sympathisanten zugetrieben und die eigene Position desavouiert. Stattdessen hielten sie sich an den Nächsten der Wittenberger Professoren, Andreas Bodenstein, der sich selbst Karlstadt nannte und in vielen Dingen sogar radikaler als Luther dachte, da in ihm wohl auch Wurzeln alter Ketzerlehren lebendig geblieben

waren. Aber nicht diese machten ihn zum Sympathisanten Luthers, sondern sein buchstäbliches Bibelverständnis, man würde heute sagen, sein christlicher Fundamentalismus, der in einer Welt der Traditionen, in der die Bibel nur noch theoretische Grundlage einer christlichen Kultur war, fremd und anstößig stehen ließ. Luther nahm seinem Standpunkt die Anstößigkeit, gab seiner Verachtung der Tradition Rückhalt - obgleich er ganz und gar kein Mann des Radikalismus war, er achtete, wo es anging, durchaus auch die Entwicklung, welche die Kirche bis dahin genommen hatte als deren legitimen Bestandteil. Karlstadts Verachtung der Tradition nahm ihm aber auch ein ganz wesentliches Handwerkszeug: die scholastische Rhetorik, die Luther wiederum mit Eleganz beherrschte - seine lateinische Korrespondenz, seine lateinischen Fassungen der reformatorischen Grundschriften beweisen das zur Genüge. So war er einem Johannes Eck, der ihn zur Disputation nach Leipzig forderte, eigentlich von Anfang an nicht gewachsen. Luther drängte ihn auch nicht, die Forderung anzunehmen, da er um Karlstadts Handicap wusste. Aber andererseits wehrte er ihm auch nicht, denn wenn er selbst schweigen musste, dann mussten die andern umso lauter für ihn sprechen, damit gerade das nicht eintrat, was die Römischen mit ihrem Vorgehen beabsichtigten: dass Luthers Ideen in einem neuen Konzil längst wieder vergessen wären.

Einiges lief in diesem Jahr 1519 anders, als es in einem andern Jahr gelaufen wäre, denn es war ein Jahr der Kaiserwahl. In einem andern Jahr hätte man den Luther ganz ohne Federlesens aus Sachsen geholt und den Landesherrn nicht gefragt; kaiserliches Recht, mit dem päpstlichen assoziiert, stand höher als die Ansprüche eines Landesherrn auf seine Landeskinder. Aber man tat es nicht, sondern schickte Militz. Dann, im Juni, war Karl von Spanien als Nachfolger Maximilians bestätigt - gegen den Willen des Papstes - und eigentlich hatte das von vornherein fest gestanden, nur hatte der Heilige Stuhl es nicht wahrhaben wollen, dass er Kurfürst Friedrich, der Stabhalter für die Anwartschaft des Franzosenkönigs François hätte sein sollen, wirklich und wahrhaftig und zudem nachhaltig mit der Tugendrose verprellt hätte. Dadurch geriet die Sache Luther aus dem Blick und dem war ein Jahr der Arbeit an seiner Theologie vergönnt, das er sich auch selbst sehr wohl gönnte. Dabei war ihm Johannes Eck, der nachmalige Disputant von Leipzig sogar eine große Hilfe, denn ohne dessen Protest gegen Luthers Ablassthesen hätte es viele Gedanken in Luthers theologischem System nicht oder nicht so zeitnah gegeben. So aber baute er Schritt für Schritt seine Theologie weiter aus und - all das sollte nun Karlstadt, der zwar sein Doktorvater gewesen war, mit dem ihn aber im Moment gar so viel nicht verband, in Leipzig unter der aufmerksamen Zuhörerschaft eines Disputationsgerichts und vieler Studenten und angereicherter Humanisten, aber natürlich auch Altgläubiger, vertreten.



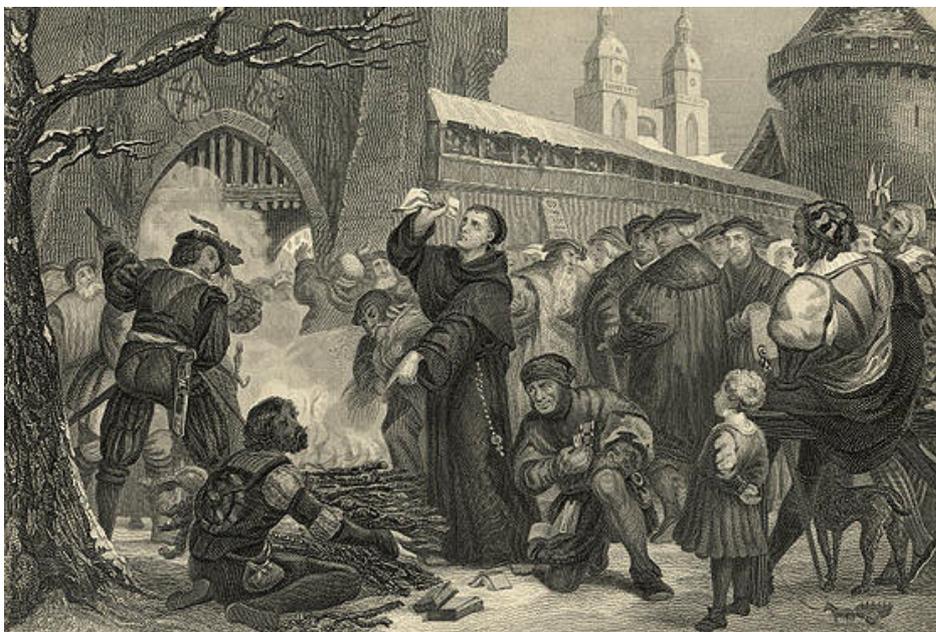
Um es gleich zu sagen: die berühmte Leipziger Disputation war kein reformatorisches Ruhmesblatt. Karlstadt machte es Luther schwer zu schweigen, so dass er, da die Gegenseite sich nicht an das Abkommen hielt, er es auch seinerseits endlich brach und unmittelbar, statt wie bisher aus dem Hintergrund beratend, in die Disputation eingriff. Eck machte es nun ihm natürlich erst recht nicht leicht – und trieb die Entwicklung damit weiter voran in Richtung auf die endliche Kirchenspaltung, obgleich das sicher nicht seine Absicht gewesen war; er wollte Luther lediglich als Theologen unmöglich machen. Das gelang ihm allerdings auch nicht. Der Eindruck der Disputationsrichter war denn auch: unentschieden. Weder waren Ecks Thesen noch waren Luthers Entgegnungen substanziell von der Hand zu weisen. Es würde künftig wohl vor allem auf den Blickwinkel ankommen, aus dem man die Dinge betrachtete und eben dies wies hin auf die Perspektive und darauf, dass diese eigentlich nur eine Sezession sein konnte. Die nun wollten beide, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, aber (noch) nicht. Immerhin: einige Sätze, die Luther gesagt hatte, konnte man nun auf jeden Fall als ketzerisch einstufen. Nur, ob dieser Umstand der Kirche Gewinn eingetragen hatte, musste sich erst noch zeigen.

Kaiser, Papst und ...

Ja, und was? Ich bin versucht zu sagen, .. und Teufel, aber ich sage, mit der Geschichte in Einklang: und ein Augustiner. Irgendeiner – aber irgendeiner war er schon längst nicht mehr, als er im Frühjahr 1521 nach Worms zum Reichstag aufbrach. Sein Name war längst und in ungeheurer kurzer Zeit in ganz Deutschland, ja in ganz Europa bekannt geworden, und als er zum Reichstag nach Worms zog, hielt die christliche Welt soweit sie römisch war, den Atem an. Der Kaiser selbst wollte Luther sehen und hören – nichts mehr mit einem diskreten Verhör unter acht Augen wie damals in Augsburg. Das Protokoll vermeldet, dass der ganze deutsche Hochadel anwesend war, der Kaiser desgleichen, flankiert von Nuntius Aleander und seinem Beichtvater Glapion.

Nach der Leipziger Disputation, sozusagen um die Scharte auszuweiten, aber auch um die empfangenen Anstöße auszubauen, erreichte die Luther'sche Schriftenproduktion einen Höhepunkt. Einundachtzig eigene Publikationen konnte er nachweisen, mehr als heute ein Akademiker in seinem ganzen Leben nachweisen kann, und viele davon wurden in andere europäische Sprachen übersetzt, damit nicht nur die Akademiker, sondern auch die Bürger und die Adligen etwas davon haben sollten. Dazu baut er den theologischen Lehrstuhl an der Universität nach seinen Vorstellungen um und aus, ruft unter anderem den Philipp Schwarzert, genannt Melanchthon, nach Wittenberg, dass er hier an seiner Seite über das Neue Testament doziere. Das tut Melanchthon dann auch, überdies aber wird er zum Freund, das Band zwischen

ihnen wird alle Belastungen, denen es ausgesetzt ist, überstehen, auch Luthers Lebenszeit überdauern und noch seiner Witwe und seinen Kindern ein Freund und Helfer sein. Dass auch die Bauern sich dafür interessieren könnten, daran dachte man zunächst nicht. Aber - nach der Leipziger Disputation war auch klar und erwiesen: dieser Luther war ein Ketzer, der dem Papst und sogar den Konzilien ihre Unfehlbarkeit bestritt, der dem Papst sogar die apostolische Legitimation bestritt, Haupt aller Christen von Petrus und Jesus her zu sein. Eck beeilte sich also, nach Rom zu berichten und hatte den gewünschten Erfolg: der Papst, noch Leo X, drohte im Sommer 1520 Luther mit „Exsurge Domine“ den Bann an, falls er nicht binnen sechzig Tagen widerrufen sollte - teilweise das, was er nie geschrieben noch gesagt hatte, teilweise das, was er so aus dem Zusammenhang gerissen nicht widerrufen konnte. Luther, über solche Schlamperei sicher noch erboster als darüber, dass die Bulle überhaupt kam, nahm seinerseits keinen Anstand und - was er dann tat, ist bemerkenswert.



Luther verbrennt die Bannandrohungsbulle - Historienbild des 19. Jahrhunderts

Was sind doch für großartige Bilder über diese Szene gemalt worden. Luther, hoch aufgerichtet, wirft in großer Geste eine beachtliche Rolle mit langem Siegelband in ein hoch loderndes Feuer und es scheint, als hielte er dabei noch eine Predigt. Die Wirklichkeit war prosaischer. Die Wittenberger

Studenten hatten nach ihrem Brauch eine Demonstration anberaumt, in deren Verlauf - sie fand vor dem Elstertor in der Nähe des Schwarzen Klosters statt - dem kirchlichen Recht, das ihren Luther bedrohte, der Abschied gegeben werden sollte indem dessen Folianten dem Feuer übergeben wurden. Zudem wollten sie den Scheiterhaufen eine Antwort geben, auf denen Päpstliche die Bücher ihres Doktors verbrannten. Die lohende Flamme gab es also wirklich, die alten Schwarten brannten, locker zuhauf geschichtet, zwar langsam an, dann aber doch ganz anständig. Der Augustiner, ausgemergelt noch, in der schwarzen Kutte, stand still und gesenkten Hauptes dabei - mehr nicht. Und während um ihn die Studenten johlten und piffen und immer noch einen Wälzer oder einen Traktat ins Feuer schmissen, zog er aus seinem Skapulier einen dünnen Bogen Papier hervor, ohne Siegel, eine Flugschrift, wie es sie zu Tausenden auf den Märkten gab und warf sie mit einer schnellen, beinahe schüchternen Bewegung in die Flammen. Nur die ihm zunächst Stehenden

konnten hören, was er dabei leise sprach: „Weil du den Heiligen des Herrn geschändet hast, so schände dich das heilige Feuer.“ Aber auf diesen Spruch ist zu achten. Der Inquisitor spricht ihn, wenn er sein Opfer dem Scheiterhaufen übergibt. Der arme Sünder, den Luther da als Inquisitor der Flamme übergab, war, in effigie zwar nur, aber immerhin der Papst selbst, vergegenwärtigt durch einen Druck seiner Bannandrohungsbulle. Er wusste und er wollte was er tat – es gab keine Ausreden mehr, kein Zurück. Rom hatte gesprochen – und nun sprach Luther und er sprach genau diese Worte. Zuvor hatte er mit Leo und seiner Zunft noch abgerechnet: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ schuf in Namen der Heiligen Schrift Ordnung, wo zuvor Willkür geherrscht hatte. Alles andere sieht von hier aus wie ein Nachspiel – aber dies Nachspiel konnte lebensgefährlich werden. Übrigens: der Heilige Stuhl erfährt prompt von der Sache und reagiert darauf mit dem Kirchenbann. Die Bulle *Decet romanum pontificem* zu deutsch „Dem Priester von Rom obliegt es...“ geht hinaus. Luther ist im Interdikt.

Aber – Rom will nicht den Tod Luthers, man braucht keinen neuen Märtyrer, sondern man braucht einen Sieg auf der ganzen Linie und den kann man nur durch einen Widerruf Luthers erreichen. Mit Einschüchterung kann man Deutschland, das ist seit Konstanz klar, nicht mehr regieren. Karl ist kein Sigismund, sondern gegenüber dem Papst ein sehr argwöhnischer und auf seine Rechte bedachter Herrscher. Man muss die Form beachten, die es dem Sünder ermöglicht, sich vom Interdikt lösen zu lassen indem er seinen Irrtum bekennt. Da Luthers Schriften bereits das ganze deutsche Land in ihren Bann gezogen haben, muss der Widerruf das gleiche öffentlich Echo bekommen. Also wird der Augustiner vor den Reichstag zitiert – eigentlich gehörte er nach Rom, meint Rom, aber es muss sich den deutschen Gegebenheiten fügen; es fügt sich sehr, sehr ungern. Wären doch nur diese Gravamina nicht in der Welt – aber sie sind es nun einmal. Deutsche Landeskinder dürfen nur auf deutschem Boden gerichtet werden und der Heilige Stuhl, sonst wenig zimperlich, im Angesicht des Kaisers muss er die Form beachten, denn mit dessen Potenzial kann er sich keinen Ärger leisten. (Er wird ihn dennoch bekommen, aber aus anderem Grund.) Also bekommt Luther für seinen Auftritt in Worms sogar kaiserliches Geleit. Kein Kleriker darf ihn unterwegs aufgreifen. Kein Untertan des Kaisers darf ihn anlangen – denn in die Acht ist er noch nicht erklärt.



Luthers Verhör in Worms - zeitgenössischer kolorierter Stich

Das Schicksal des Jan Hus, den man mit freiem Geleit nach Konstanz gelockt und dann doch dort verbrannt hatte, war noch in sehr frischer Erinnerung – seither hatte sich noch mehr Mehltau über das deutsche Christentum gesenkt. Niemand hatte mehr den Mund aufzutun gewagt und nur in verklausulierten Fabeln war noch Kritik an eben dem laut geworden, was nun geradezu überlaut in jedermanns Ohren lärmte. Man konnte doch nicht ... doch, man konnte immer noch und was mehr,

man wollte auch immer noch. Daher bestand Friedrich bei seinem Neffen, dem neu-

en Kaiser, auf einem Geleitbrief, den er auch durchzusetzen gedachte. Auf dem Weg nach Worms zumindest konnte Luther nichts geschehen, der Wappenherold selbst schützte seinen Zug von einigen Augustinerbrüdern und natürlich dem unvermeidlichen Staupitz, der es sich nicht nehmen ließ, nun auch bis zum Ende mit dabei zu sein. Die Augustiner beteten – aber das Beten verging ihnen, als sie sich umsahen. Überall in den Dörfern und Städten schien man zu wissen, wer da kam und alles lief zusammen, den Luther anzuschauen. Man warf nicht mit Steinen nach ihm, sondern mit Blumen, den ersten Veilchen, Schneeglöckchen, allem, was der Frühling bot. Als er – endlich – in Worms einlangte, wo der Reichstag schon in vollem Gange war, gestaltete sich sein Einzug erst recht zum Triumph. Kaum kam der Karren mit den Mönchen in den engen Straßen weiter und zum Augustinerkloster, wo Luther und seine Begleiter Kost und Logis finden sollten. So, wohl versorgt und – als lieber Gast – bequem gebettet, empfing Luther am nächsten Tag die Humanisten, die extra seinetwegen zum Reichstag geeilt waren, Studenten mit dem gleichen Anliegen, aber auch ernste Ratsherren mit besorgten Mienen und Kleriker, die mit Tränen in den Augen den allem Anschein nach ersten Märtyrer der neuen Lehre bestaunten. Aber Luther – der ließ sich nichts anmerken, war guter Dinge und nicht im Mindesten nervös. So schien es wenigstens – sein Magen sprach eine andere Sprache mit ihm, aber er hatte gelernt, nicht auf ihn zu hören. So verbreitete seine helle Stimme überall Zuversicht wo er auch seine Augen hinwandte. Alexander, der päpstliche Nuntius aber musste sich nach Worms hinein schleichen, ein zugiges und kaltes Quartier beziehen, sich mit schlechtem Essen plagen und seinen Tag mit seiner Dienerschaft allein verbringen, während die



Der letzte Rest des Gebäudes, in dem Luthers Auftritt vor den Reichsständen stattfand

Blüte des Deutschen Reiches beinahe korporativ dem Augustiner ihre Aufwartung machte. Zum Abend dann war das Verhör vor dem Kaiser angesetzt – ganz Worms begleitete den Mönch zu Fuß zur bischöflichen Residenz, die übrigens als Heylshofgarten noch immer zu aufzufinden ist, auch wenn die Bischofsresidenz, der Ort des Reichstages, im letzten Krieg zerstört wurde, als es erklärtes Ziel war, die Deutschen von ihrer Geschichte und Kultur zu trennen. Unser Bild zeigt den

letzten Rest der Residenz, bestehend aus einigen Kreuzgewölben, in dem heute eine Dokumentation angebracht ist.

Das Bild darüber aber führt uns mitten ins Geschehen. Zwar ist der Kaiser auf dem Thron recht alt, was keineswegs der Wahrheit entspricht, Karl war im Gegenteil 1521 ein „junger Erwachsener“, aber die Szene ist eine Zusammenfassung dessen, was auf dem Reichstag zu Worms, der eigentlichen Geburtsstunde einer neuen Christenheit,

geschah. Und das war folgendes: Luther betritt mit Staupitz, seinem Vorgesetzten, den Saal in dem beinahe alle Landesherren des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation versammelt sind – auch sein Landesherr, der Kurfürst Friedrich, ist dort. Vor ihm auf einem Tisch liegen seine Bücher – aber es liegen da auch einige, mit denen er nichts zu schaffen hat, ein Urheberrecht gab es damals nicht. Luther wird aufgefordert, diese Bücher „in Bausch und Bogen“ als seine anzuerkennen. Das geht nicht, wird von Seiten des Publikums eingewandt, eben weil man weiß, es befinden sich Falsifikate und Plagiate darunter. Daher der Zwischenruf: „Man zeige die Bücher mit Namen an!“ Die schlechten werden aussortiert – eine Prozedur, die Zeit kostet und Manchen, der auf eine schnelle Erledigung der Angelegenheit setzt, unwillig macht. Dann wird Luther aufgefordert, seine inzwischen aussortierten Schriften zu widerrufen. Wieder stockt das Prozedere, denn nun ist Luther am Zug und er meint: man könne diese seine Schriften nicht alle über einen Kamm scheren. Es wären solche dabei, die mit der römischen Lehre konform gingen, es wären Erbauungsbücher dabei, die zu lesen keinem Christen ketzerische Gesinnung abverlangt und sicher, dann wären auch solche dabei, in denen er das Evangelium auslegt und die könne man doch nun ganz bestimmt nicht als ketzerisch bezeichnen – also was soll er hier widerrufen? Unwille im ganzen Saal aber besonders auf der Seite der Aleander und Glapion, die wollen die Sache hinter sich bringen und sonst nichts. Sie wollen ein zweites Konstanz und Schluss. Aber die Phalanx der Fürsten – auch der geistlichen – hat da eine ganz andere Meinung, solche Art der Rechtsprechung kommt ihnen verdammt nahe an die Rechtsbeugung heran und zudem – gegen Rom haben die Meisten von ihnen etwas, da Rom sich immer wieder in die nationale Politik einmischt. Gerade eben hat Rom alles getan um die Wahl des neuen Kaisers Karl zu verhindern und nur weil der Sachse sich gegen die Kurie und ihren Kandidaten und für Karl entschied, waren sie überhaupt erfolgreich. Also so geht's dann auch wieder nicht, ist die allgemeine Überzeugung. Der Nuntius, der Beichtvater und dann auch der Kaiser müssen nachgeben. Der Anschein, dass der Heilige Stuhl in Deutschland schalten und walten könne wie er wolle und auf nichts Rücksicht zu nehmen habe, muss vermieden werden. Aleander fügt sich, wie man sich denken kann, nur höchst widerwillig. Und gleich kommt der nächste Keulenschlag: Luther bittet sich angesichts dessen, dass der Nuntius eine „Antwort ohne Krallen und Zähne“ wünscht, Bedenkzeit aus. Denn was kurz und bündig formuliert werden muss, braucht Zeit um auch gut zu sein, gut genug für die Blüte des deutschen Adels. Wieder knirscht man mit den Zähnen, denn Aleander und Glapion wollen doch nur das kurze und bündige: revoco – ich widerrufe. Aber – man ergreift auf der andern Seite die Gelegenheit, den höchst unbeliebten Geistlichen mal wieder zu zeigen, wer hier Herr im Haus ist und so bekommt Luther was er fordert.

Am nächsten Tag – Luther wird später eingestehen, dass er sich sehr wohl dessen bewusst war, was da auf ihn zukommt und dass er mit seiner Verbrennung rechnete und gleichwohl – steht er da, vor Kaiser und Reich, und seine kurze und bündige Erklärung ist dann doch nicht das, was Aleander und Glapion wollen. Sondern er gibt eine kurze und bündige Erklärung, warum er – nicht – widerrufen kann. Überwindet mich mit der Heiligen Schrift, sagt er, dann bleibt mir nichts anderes – aber eben mit der könnt ihr mich nicht überwinden, denn aus der heraus, deutet er an, redet er ja selbst. „[Da] ... mein Gewissen in den Worten Gottes gefangen ist, ich

kann und will nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmöglich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.“ Großes Getöse, denn das ist nun wirklich frech, was erdreistet sich der Augustiner. Der Kaiser verlässt unter Protest den Saal, man hat ihm die Antwort Luthers übersetzt, er kann kein Deutsch. Luther ist nicht widerlegt worden, also widerruft er auch nicht. Alles, was man gegen ihn ins Feld führt, ist eine Tradition, die sich nicht in Gottes Wort wie es da steht begründet und dergleichen lehnt er rundweg ab. Eine Barriere ist durchbrochen – auch in ihm selbst. Er reckt die Faust, wie es die Landsknechte tun, wenn ihnen ein guter Schlag gelungen ist und niemand versteht ihn, wenn er ruft: ich bin hindurch – denn niemand weiß, wo hindurch er gegangen ist. Es war die Hölle der eigenen Angst, des eigenen Minderwertigkeitsgefühls, der Untertanenfurcht, die Hölle des „das darf man doch nicht tun“. Doch, man darf. Nun ist alles klar – man wird ihn verbrennen, aber dieser Scheiterhaufen ist dann auch der Scheiterhaufen dessen was bisher war. Der Tod kann kommen.

Acht und Bann

Auch ein anderer sieht diesen Tod kommen: Luthers Landesherr Friedrich. Er hat sich für diesen Luther engagiert, er hat ihn gegen den Papst beschützt, aber.. kann er den reuelosen Ketzer schützen ohne es sich mit allen andern Fürsten zu verderben? Auch der junge Moritz von Hessen tendiert in Richtung von Luthers Ideen, aber der geht nicht so weit, dem Sachsen gegen Kaiser und Reich beizustehen – in Luther ist auch er an den Pranger gestellt worden, mit Luther hat auch er verloren. Weil er aber nicht verlieren, weil er sein Gesicht behalten will, wagt er das Letzte – er wird bei Karl wegen des Geleits vorstellig, das ja noch gilt. Aber es wird gleich nicht mehr gelten, denn sobald der Kaiser die Acht verkündet haben, ist es hinfällig, dann kann jeder den Luther umbringen der will. Und er, Friedrich, steht bekleckert da, als ein Mann, der sich mit einem Ketzer verbunden hat – nein, die Sache muss dennoch zu einem guten Ende kommen, und das bedeutet für Friedrich, den alten Fuchs in Sachen Politik, er muss sein Gesicht behalten.

Alles, was er erreicht ist dies: Karl wird die Acht erst am nächsten Tag erklären. Bis dahin gilt weiterhin das Geleit. Der Onkel ist dem jungen Kaiser schon seines anti-römischen Standpunkts wegen immer noch sympathisch und der Ketzer, was geht ihn dieser Ketzer im Grunde an. Friedrich ist das genug, denn er hat bereits einen Plan, aber davon später. Erst mal zu den Gegebenheiten von Acht und Bann.

Das Interdikt untersagt dem Christen jegliche Beteiligung an allem, was die christliche Kultur ausmacht. Er darf keinem Gottesdienst beiwohnen, er darf (wenigstens öffentlich) nicht beten und natürlich darf er die Sakramente nicht empfangen. Das nun ist weitaus weniger beiläufig als man heute denkt, denn keine Ehe war rechtsgültig ohne den Segen des Priesters, und kein Friedhof nahm einen ohne den Segen desselben auf, kein Eid galt ohne den Zusatz „mit Gottes Hilfe“, der ein im Interdikt Befindlicher ja nicht mehr gewiss sein konnte. Eine Beichte und Absolution kamen für einen Gebannten natürlich auch nicht in Frage, es sei denn, diese Beichte erfolgte vor dem Papst und war einer der geforderten Schritte zur Aufhebung des Bannes. Dieser, der Papst allein, konnte nämlich den Kirchenbann wieder lösen.

Ein Gebannter gehörte der menschlichen Gemeinschaft, die ja zugleich eine christliche war, nicht mehr an. Aber - selbst Kaiser hatten sich doch im Interdikt befunden und dennoch hatten sie ihre Krone nicht verloren? Es hätte aber ohne Umstände geschehen können - wenn es nicht geschah, dann deshalb nicht, weil diese Kaiser Rückhalt in ihrer Umgebung hatten. Der vierte Heinrich hatte aus dem Kirchenbann sogar noch Gewinn geschlagen, indem er den Papst zwang, denselben gegen seinen Willen zurück zu nehmen und dabei die eigene Überlegenheit anschaulich demonstrierte. Der zweite Friedrich war gleich mehrmals im Interdikt gewesen - er hatte dann eine eigene Kirche aufgerichtet und einen eigenen Primas bestellt, so dass keinem seiner Untertanen das fehlte, was er zum Christsein und damit zum Menschsein nötig hatte. Friedrich der Weise und sein Haus Wettin waren weitläufig mit diesem zweiten Friedrich verwandt, aber es heißt wohl, die Spekulation zu weit zu treiben, wenn man dessen aufgeklärten Geist quasi mit vererbt sehen will. Friedrich von Sachsen hatte eigene Gründe genug, mit der Kurie nicht gut Freund zu sein.

Ans Leben aber ging der Kirchenbann nicht. Auch ein Gebannter durfte nicht einfach mir nichts, dir nichts, erschlagen werden. Er blieb, wenn auch von allen Heilsgütern der Kirche ausgeschlossen, doch ein Mensch und, wenn auch verdammt, so doch - vor Gott und dem Recht - ein Christ. Er konnte bereuen, und sich wieder in die Schar der rechten Christen einreihen lassen. Dazu gab es sogar ein Prozedere, dem der Papst, auch wenn er es nicht wollte, folgen musste. So hatte Heinrich den Papst Gregor ja vorgeführt: Alle Welt wusste, dass er den Kaiser nicht freisprechen wollte, aber - er musste es tun, weil der das Prozedere peinlich und bis in alle Äußerlichkeiten hinein befolgte. Ans Leben ging die Acht. Dabei hatte sie ursprünglich mit dem Kirchenbann gar nichts zu tun. In die Acht, auch Reichsacht genannt, kam, wer sich gegen das Landrecht verging, wer den Landfrieden brach, also auf eigene Faust Fehde führte, es sei denn, um einen Aufstand nieder zu werfen, wer sich eines Kapitalverbrechens schuldig machte, also eines Mordes an einem Angehörigen des Königshauses oder eines Übergriffes auf Kirchengut oder eben allgemeiner Wegelagerei. In die Acht kam, wer einen Aufstand anzettelte und kamen die ihm folgten. Sie waren „Geächtete“, die jeder straflos erschlagen durfte, denen aber niemand Obdach und Nahrung geben oder ihnen sonst weiter helfen durfte, sonst verfiel er selbst dem Schwert. Im Allgemeinen wurden Landfriedensbrecher, deren man nicht habhaft werden konnte, in die Acht erklärt und so „zum Abschuss freigegeben“.

Es war ausgerechnet jener zweite Friedrich, der den Brauch einführte, dass die Acht dem Kirchenbann unmittelbar folgen musste. Ab jetzt waren Gebannte also auch zugleich vogelfrei, was die Arbeit der Inquisition ungemein erleichterte, da nun die weltliche Macht erklärtermaßen auf ihrer Seite stand. Vordem hatte man ihre Zustimmung zu einer Verurteilung immer erst mühsam vom Landesherrn erbitten müssen, jetzt war der Landesherr verpflichtet, die Acht dem Kirchenbann unmittelbar folgen zu lassen und - das galt nun auch für Karl in der Sache Luther. Wenn Karl also Friedrich zuliebe es mit der Acht noch ein paar Stunden aufschob, dann war das das Äußerste in dem er ihm entgegen kommen konnte. Und so ritt Luther und seine Begleitung noch mit Eskorte des Wappenherolds also unter dem Schutz des Reiches, aus Worms hinaus und bis zur Grenze der sächsischen Lande. Sehr zum Unwillen

unserer beiden Anwälte Roms war also bis dahin dem Luther nicht beizukommen und in Sachsen würde ihm wohl erst recht nicht beizukommen sein, aber .. den Wettiner, so dachten die beiden, hatten sie jetzt in der Mangel, er würde ihnen den Luther jetzt wohl ausliefern und für seine eigene Frechheit Abbitte leisten müssen. Auch ein Friedrich von Sachsen und erst recht ein Kurfürst konnte sich nicht gegen Reichsrecht stellen, wenn er auf Kirchenrecht schon keinen Wert legte. Blieb den beiden Herren also nichts als zu beten und zu hoffen, dass ihr Gott sie erhören möge und - siehe da, ihr Gott erhörte sie.

Denn Luther erreichte Wittenberg nicht wieder. Im thüringischen Wald wurde sein Reisewagen - er ging nicht mehr zu Fuß - von visierten Reitern angehalten, Luther wurde heraus gezerrt, bekam einen Sack über den Kopf und Fesseln um die Hände und wurde auf ein Pferd geworfen, das mit unbekanntem Ziel entwich. Beklommen setzten die Begleiter Luthers ihren Weg nach Wittenberg fort - in der sicheren Annahme, dass sie den Luther wohl nie wieder sehen würden. Öffentlich hatten die Papisten nicht gewagt, Hand an ihn zu legen - aber heimlich und verstohlen hatten sie ihr Recht dann doch durchgesetzt und den Luther abgetan. Denn daran, dass die unbekanntenen Reiter den Mönch abtun würden, daran hatten sie nicht den mindesten Zweifel.

Die Reaktion war denn auch die erwartete: allerorten klagten Gebildete wie Ungebildete um Luther, aber sie klagten nicht leise, sondern voll Zorn auf den Papst, auf den Kaiser, den alle verdächtigten, seine Hand im Spiel gehabt zu haben. In Worms, inmitten des Volkes innerhalb und außerhalb der Residenz, hatten sie nicht gewagt, Luther anzutasten - das sah ihnen ähnlich, den Schleichern und Schlangen, ihn dann heimlich aufzuheben. Karl - der im übrigen keine Ahnung hatte, was mit Luther geschehen wäre - sah indes, was er angerichtet hätte, wäre er dem Vorschlag seines Beichtvaters gefolgt und hätte Luther unmittelbar nach seiner Bekundung, er könne und wolle nicht widerrufen, aufheben lassen. Selbst Fürsten schnitten ihn - wie auch immer er seine Unschuld beteuerte. Seine Herrschaft stand wohl nie zuvor und nie danach auf wackligeren Füßen, das wurde ihm mit Schrecken klar. Der kleine Augustiner bedeutete mehr, weit mehr als nur ein „Mönchlein“, er war längst schon ein Politikum ersten Ranges. Der Heißsporn Hutten rief den Adel zum Aufstand um des Luther willen, denn hatte sich der Kaiser nicht als Römling zu erkennen gegeben? Das war Karl zwar dann wirklich - ein Römling - aber das war damals noch überhaupt nicht klar und entschieden. Nürnberg, die Reichsstadt, die mit dem Luther sympathisierte, zog ein saures Gesicht, wenn sie auch nicht offen rebellieren durfte, denn das wäre Landfriedensbruch gewesen und den konnte sich selbst die Freie und Reichsstadt, die Kaiserstadt Nürnberg nicht leisten. Die Fugger in Augsburg aber, die um ihre Gelder gezittert hatten, atmeten auf. Die Kirche würde allein durch ihre schiere Gegenwart den Verstorbenen vergessen machen können. Die Gleise waren wieder frei für den Zug, der die Kirche langsam aus dem christliche - neutestamentlichen Kontext hinaus führen würde, der sie ganz und gar zur normierenden Kulturinstanz Europas machen würde - mit dem Kapital an der Spitze, dem Papst als politischen Aushängeschild und Verwalter der Massen versteht sich, und dem „christlich sind wir doch alle“ als gesellschaftlichem Schibboleth. Nun schien die Weltordnung des Geldes, auch bekannt als Liberalismus, in greifbarer Nähe. Denn in einem hat

Nietzsche doch Recht – Luthers neue Kirche hinderte, eben indem Luther das Kapital zwang, sie zu unterhalten, denn sie selbst war arm und wollte auch arm sein, die neue Gesellschaft an ihrer ethisch schrankenlosen Entwicklung. Er hinderte die Menschen der Zukunft daran, sich selbst als „Humankapital“ zu fühlen indem sie dem Einzelnen einen individuellen Glauben an Jesus Christus nicht nur gestattete, sondern empfahl. In einer Epoche, die danach gierte, den Menschen endlich völlig, das heißt geistig und körperlich zu beherrschen, hielt er ein scheinbar veraltetes Ethos hoch, das mehrere tausend Jahre vor ihm in den Zehn Geboten des Judentums, aus dem ja das Christentum sich herleitete, die Grundwerte der Humanität festgelegt hatte. Aber erst einmal ...

Die Reformation

Totgesagte leben fröhlich



Die Lutherstube auf der Wartburg, heutiger Zustand

... galt er ja als tot und wie sagt man? Totgesagte leben lange. Ich füge hinzu: sie leben auch fröhlich. Als man Luther den Sack vom Kopf zog – und sich vielmals für die Unannehmlichkeiten entschuldigte, die man ihm hatte bereiten müssen – fand er sich in einer adretten Stube, in der alles zum Empfang eines lieben Gastes vorbereitet war: Wasser dampfte im Zuber, neue Wäsche lag bereit, ein frisch bezogenes Bett

winkte dem Müden und auf dem Tisch standen einige herzhaft erfrischende Getränke wie kalte Hühnerkeulen, frisches Brot und eine Kanne mit Wein, eine andere mit Bier. Man forderte ihn auf zu baden und sich neu einzukleiden (ich hoffe, die Wäsche passt) sowie, war beides getan, frohgemut zuzulangen. (Wenn Euch dann noch nach Gesellschaft zumute sein sollte, kommt herüber in die Kemenate..) Dort und in der Vogtei nämlich lebte die Wachmannschaft der Wartburg, einer alten Grenzfestung und ehemaligen Hauptburg der Thüringer Landgrafen. Sie hatte diese Gebäude bezogen, weil sie beide heizbar waren und hielt sie einigermaßen instand. Der Rest der Gebäude verfiel langsam und erst dem neunzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war es vorbehalten das zu schaffen, was der Tourist heute als „die Wartburg“ kennt.

Luther erfuhr, dass er kein Gefangener sei, sondern sich als Gast des Kurfürsten betrachten dürfe, dass er aber keinerlei Kontakt zu seinen Mitbrüdern halten und niemanden von seinem Aufenthalt hier unterrichten dürfe. Zumindest nicht, bis andere Order ergehen würde. Wenn er sich an freier Luft ergehen wolle, so stehe dem nichts im Wege, nur habe er dann weltliche Kleider zu tragen – und man empfahl ihm, damit zu warten bis seine Tonsur zugewachsen wäre. Freilich, er könne dieselbe auch unter der Kappe verbergen. Alles, was er begehrte, würde man ihm besorgen, er solle seine Wünsche nur frei äußern. „Bücher“ mag es ihm entfahren sein, „und die Laute. Außerdem Tinte, Feder und Papier.“ Denn diese Dinge waren es ohne die Luther sich nicht als er selber fühlte. Mit den Büchern würde er besser noch warten, aber eine Laute und Schreibzeug sollten sich auf der Burg selbst finden lassen. Eine Bibel – ja, eine Bibel ließe sich auch finden.

Und so lebte er auf der Burg, lebte sich ein, wurde Junker Jörg, der mit den andern aß und trank, ihnen auf der Laute vorspielte und vorsang, der mit ihnen zur Jagd ausritt und Ausflüge in die Umgebung unternahm, in die Stadt Eisenach, aber auch jenseits der Berge, in Jena, im Schwarzen Bären, soll er inmitten einer lustigen Schar gesehen worden sein. Leicht fiel ihm das alles nicht: der Körper rebellierte, an die magere Klosterkost gewöhnt, gegen den weltlichen Speisezettel, der zur Bescheidenheit erzogene Mönch gewöhnte sich nicht an die Großspurigkeit des ritterlichen Gehabens, der Ehelose stand den amourösen Abenteuern der Gefährten fremd gegenüber. Er galt als schüchtern und überdies zunächst als entfernter Verwandter des Burghauptmanns Hans von Berlepsch (1480–1533), von dessen Dienerschaft er auch versorgt wurde.

Wusste wirklich niemand, wo er sich befand? Nun, Friedrich wusste es wohl und auch Spalatin, sein Kanzler, wusste es, über ihn lief dann auch die Korrespondenz mit den Mitarbeitern in Wittenberg wieder an – aber diese wusste nicht, wo sie den Luther suchen sollten. Nur, dass er lebte, erfuhren sie, damit sie in seiner Abwesenheit nicht unsicher würden. Aber Luther selbst riskierte sein Inkognito, als er seine Verwandten in Möhra besuchte, als er dem Pfarrer von Sankt Georg vorschlug, eine Predigt bei ihm zu halten, und bald ging es die Runde, Luther sei auf der Wartburg verborgen. Friedrich und Spalatin mussten ein gewagtes Spiel spielen und Luther vermahnen, vorsichtiger zu sein. Um gehaltenen Schaden klein zu halten, wurde ihm nahe gelegt, einen Brief zu schreiben, der seine Verfolger auf eine falsche Fährte locken sollte: „wunderbar, dass niemand an Böhmen denkt.“ Es war dünnes Eis, aber es hielt. Denn Friedrich wäre solchen Leichtsinns wegen in des Teufels Küche geraten.

Melanchthon aber und die Wittenberger Freunde – sie hielten dicht. Es mag ihnen manchmal mehr als schwer gefallen sein, aber immerhin – nun gab es schon wieder eine vorsichtige Korrespondenz, Bücher wurden angefordert und zugesandt, Luther wurde über die Tagesereignisse in Wittenberg auf den Laufenden gehalten. Er hielt sich nun auch mit Ausflügen zurück, beschränkte sich auf die – idyllische – Umgebung der Burg und stürzte sich im Übrigen in die Arbeit – um den Teufel, wie er sagte, mit Tinte zu bekämpfen, der da Unrast hieß und Ungeduld und auch leibliche

Verstimmung und Melancholie. Denn dem aufs Geistige orientierten Mann fehlte bei aller Freundlichkeit, bei aller Sorge um sein Wohlergehen, diese Dimension seines Daseins bitterlich.

Das Septembertestament

Was macht ein Mensch, wenn er so wie Luther ohne geistige Beschäftigung einerseits nicht leben kann, andererseits aber auch aus Gründen eben der Erhaltung seines Lebens gerade auf sie verzichten muss? Er stumpft ab – oder er sucht seiner Lebenshaltung irgendein Ventil. Luther befand sich nun in der verhältnismäßig glücklichen Lage, dass er außer seiner Schutzhaft keiner weiteren Zwangsmaßnahme ausgesetzt war, dass man im Gegenteil alles zu tun bereit war, ihm dieselbe nach Kräften zu erleichtern. Aber auch Hans von Berlepsch konnte ihm nicht die gesamte Wittenberger Bibliothek anschleppen lassen, konnte die Vorlesungen der Universität nicht auf die Wartburg verlegen, ja nicht einmal eine Begegnung mit den Freunden und Mitarbeitern konnte, durfte er arrangieren. Allerdings – hier und da einmal eine Kleinigkeit herbei zu schaffen – das war möglich.

Was kann ein Mensch ausrichten, der nur über solch ein Minimum an geistiger Anregung verfügt? Er kann sich etwas zu tun vornehmen, für das solch ein Minimum ausreichend ist. Wenn also eine Bibel vorhanden ist – und davon können wir ausgehen, zumindest der Pfarrer von Sankt Georg hatte eine, aber es kann sich auch eine aus den Tagen auf der Burg befunden haben, in denen es hier noch einen Kaplan gab – dann kann man sich daran machen, diese lateinische Bibel zu übersetzen. Reine Beschäftigungstherapie? Vielleicht – aber auch in gewisser Weise nötig. Bibelübersetzungen ins Deutsche gab es schon, Luther war kein Vorreiter. Es gab solche in niederdeutscher und oberdeutscher Mundart, alles treue Übertragungen des lateinischen Wortlauts, alle insgesamt ernst zu nehmende Arbeiten. Sie alle waren im fünfzehnten Jahrhundert nach und nach entstanden, als die Bibel, gedruckt, weiteren Kreisen der gebildeten Welt zugänglich geworden war. Aber ihnen – und Luther kannte sie wohl – allen fehlte eines: mühelose Lesbarkeit. Zudem – es hatte sich inzwischen Neues begeben, das zu neuen Unternehmungen anregen konnte: der griechische Urtext, in den Tagen der Gutenbergbibel und der älteren Übersetzungen noch unbekannt, war inzwischen verfügbar. Dem berühmten Erasmus von Rotterdam war ein griechisches Exemplar des Neuen Testaments in die Hand geraten und, Gelehrter der er war, ruhte er nicht, bis er es, so wie er es in die Hand bekommen, veröffentlicht hatte. Nun konnte, wer immer das Griechische beherrschte, sich direkt an der Quelle informieren. Das hatte bisher im westlichen (lateinisch geprägten) Sprachraum niemand vermocht. Melanchthon ließ Luther ein Exemplar dieses neuen Testaments zukommen und die Reaktion war die erhoffte: Luther war begeistert von der Möglichkeit, nun nach dem Urtext übersetzen zu können und bat Melanchthon auch gleich um eine Interlinearübersetzung, die er dann in gutes Deutsch bringen könne. Denn wenn auch Luther die Grundzüge des Griechischen ebenfalls beherrscht hätte – es gibt hierfür nur Andeutungen – Melanchthon war ihm darin um Längen über und er war froh, dessen Wissen nutzen zu können. Während die Bögen also hin und her gingen, beschäftigte Luther sich mit dem Text wie in die Vulgata bot und auch gleich nebenher mit Teilen des Alten Testaments, zwecks gefälliger – und

dennoch nicht sinnentstellender – Formulierung. Trafen die Bögen ein, wurde verglichen, umformuliert oder auch stehen gelassen, wo der Text der Vulgata treu war.

In diesen Monaten vom Herbst 1521 bis zum Frühjahr des folgenden Jahres schuf Luther die deutsche Sprache. Das Muster dessen fand er in der sächsischen Kanzleisprache, die Wendungen aus dem ober- und niederdeutschen Raum mit mitteldeutschen Prägungen vermischte. Dies aus dem Grund, weil auf dem Territorium des Kurfürstentums Sachsen sowohl aus dem Niederdeutschen stammende als auch dem Oberdeutschen verwandte Dialekte gesprochen wurden und amtliche Schreiben überall verstanden werden mussten. Von einem einfachen Dorfschulzen konnte man schließlich nicht verlangen, dass er das Lateinische beherrschte, dennoch musste er den Willen und Vorsatz seines Landesherrn (respektive der landesherrlichen Kanzlei) kennen, soweit er ihn und sein Dorf betraf. Hier hatte man also schon einmal etwas – Luther selbst war mit dem sächsischen Dialekt selbst aufgewachsen, wie ihn seine frühen Briefe und Schriften zeigen und entnahm ihm den Grundwortschatz. So sprechen wir heute alle, wenn wir Hochdeutsch reden, eigentlich das alte Sächsisch, angereichert um Vokabeln aus allen anderen Regionen Deutschlands.

Aber Luther tat noch eines mehr: wohl wissend, dass er nicht die Volkssprache, sondern auch in seiner Muttersprache nur die Sprachwelt der Gebildeten wirklich beherrschte, betrieb er als sozusagen als erster Germanist Feldforschung. Als guter Wissenschaftler berichtete er protokollarisch über Methode, Notwendigkeit und Erfolg derselben und benutzte in diesem Protokoll auch schon gleich einmal die neu gefundenen Möglichkeiten. So entstand die deutsche Hochsprache eigentlich als ein Handwerkszeug und Kunstprodukt. Sie wuchs nicht wie in Frankreich, in Italien oder in England langsam aus den Dialekten hervor, sondern wurde ihnen vorgesetzt, sich ihr anzugleichen. Kein anderes Land des europäischen Kulturraums hat seine Sprache auf diese Weise erworben und daher ist es nicht verwunderlich, wenn auch kein anderes Land des europäischen Kulturkreises solch substanzielle Schwierigkeiten mit derselben hat. Aber das sind Betrachtungen aus der Zukunft – in diesem Moment, da die deutsche Sprache erst entstand, war es wie ein Wunder, denn in der Tat konnte jeder, unabhängig von seinem Wohnort, sich diese Aussagen erschließen und mehr noch – sie erschien ihm leicht und unmittelbar zugänglich, eben als „deutsch mit ihm geredet“. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen: Luther erwies sich hier als ein sprachschöpferisches Genie, einem Leonardo, Michelangelo, Dürer, Erasmus ebenbürtig und zudem als ein Dichter von Weltrang. Zwar wurde mit der Zeit der eine oder andere Ausdruck, den er fand oder auffand, aus der deutschen Sprache wieder ausgeschieden, aber im Großen und Ganzen ist Luthers Bibelübersetzung (es folgten in den nächsten Jahren auch alle anderen Partien) noch heute und auch für alle anderen Übersetzungen maßgebend geblieben. Sie ist nicht „korrekt“, sondern „richtig“, dem Geist des Originals oft den Vorzug vor dem Buchstaben gebend. Das sollte auch ihre Rettung sein, denn die Vorlagen, die Luther hat, sind vom heutigen Wissensstand her gesehen erbärmlich. Des Erasmus Testament steckt voller Fehler, die Vulgata gibt den hebräischen Text des Alten Testaments keineswegs korrekt wieder und auch nicht den des neuen, der gehörnte Moses und das durch das Nadelöhr gehende Kamel sind nur Spitzen eines Eisbergs aus Unkorrektheiten und regelrechten Falschübersetzungen. Aber im Geist der Sprache sind die beiden grund-

legenden Schriften der christlichen Welt eben „richtig“ übertragen und dazu noch sprachgestalterisch unerreicht und unerreichbar. Viele haben seither versucht, ihn zu überbieten, wir haben viele Texte, die philologisch genauer und „sauberer“ sind – aber keinen der in der Sprachgestalt derart aus einem Guss wäre, wie dieser. Noch heute gilt: wer die Lutherbibel versteht, der hat den deutschen Sprachschatz „drauf“ und zwar nicht nur den Wortschatz. Nirgendwo sonst kommt neben dem Gläubigen auch der Sprachästhet auf seine Kosten.



Die erste Textseite des Septembertestaments - Matthäusevangelium

Und weil das so ist, schlägt das „Septembertestament“ in nur elf Wochen entstanden, als es dann 1522 in Wittenberg erscheinen darf, alle Absatzrekorde. Die Druckerei kommt nicht nach, Raubdrucke erscheinen, potenzieren die Wirkung, und weil es sich um eine so schmiegsame, vokal- und wendungsreiche pointierte Sprache handelt, wird es seitenweise auswendig gelernt – es kostet gar noch so viel Mühe, wie man denkt, weil die Sprachgestalt so eindringlich und einprägsam ist. Dass man darüber in Rom nun nicht erbaut ist, kann sich jeder vorstellen – denn mit der Offenlegung der Grundlagen des Christentums ist der „Traditionskirche“ erst mal der Boden entzogen, und

wer keinen direkten Vorteil von ihr hat, verzieht sich, geht auf Distanz zu ihr. Man beschlagnahmt und verbrennt die Neuen Testamente wo man sie trifft, aber man trifft sie viel zu selten. Auch in der

allernächsten Umgebung des Kardinals Albrecht sind sie anzutreffen und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass der große Kardinal auch den einen tieferen Blick hinein getan hat – er ist doch auch neugierig, wie es mit dem Mönchlein nun weiter geht, dem er insgeheim vielleicht alles Gute wünscht, wenn er ihn auch vorderhand zähnefletschend hassen und bekämpfen muss – wir werden von weiteren Indizien hierfür noch hören. Den Doktor Eck in Ingolstadt haut das Ganze schier vom Stuhl und er hat nichts Eiligeres zu tun – er hatte ja schon einmal gut gegen den Martinus gespielt – als nun seinerseits mit einer deutschen Übersetzung aufzuwarten, zu welchem Behuf er die Übersetzung Luthers gleich seitenweise abschreibt, denn Besseres gibt es nicht, das sieht auch er; nur steht dann eben nicht des Luthers Name drunter und wo der nicht drunter steht, droht auch die Inquisition nicht. Das trägt ihm bei Luther fortan den Namen „Dreck“ ein, wohl kompiliert aus Doktor und Eck und, behüte, beileibe kein Schimpfwort. „Ein Schelm, wer Arges dabei denkt“ – nun, wir denken Arges und sind damit wohl nicht weit vom Schuss. Allerdings – den Siegeszug seines Testaments kann das nicht mehr aufhalten. Eine Arbeit – eigentlich aus Langeweile begonnen – macht Luther quasi aus Versehen zum ersten großen Dichter der deutschen Sprache, mehr noch als sie ihn zum Prediger macht; das macht sie aber außerdem, denn jetzt kann er seiner Gemeinde in flüssigem und schlüssigem Deutsch darlegen, wovon er spricht uns sie merken lassen, dass „er deutsch mit ihnen redet“ welches er in den nächsten vierzig Jahren ausgiebig tun wird.

Der Sturm

Der Luther ist tot – so ist in Wittenberg die allgemeine Ansicht und die Freunde werden den Teufel tun, daran etwas zu ändern. Sie erweitern den Kreis der Wissenden nicht. So bleiben Karlstadt und etliche andere Mitglieder der Universität in Unwissenheit und meinen, sie sollten nun Luthers Werk in seinem Sinne fortführen – wie sie diesen verstehen. Die Freunde hindern sie nicht, denn es ist durchaus auch in ihrem Sinne, dass wiewohl man den Luther tot glaubt, doch zu sehen sei: sein Werk ist nicht tot. Seine Gedanken, seine Pläne leben weiter. Wittenberg macht Ernst und schert sich dabei weder um seinen Kardinal drüben in Halle, noch um seinen Kurfürsten, der die meiste Zeit in Torgau verbringt. Spalatin ist in Wittenberg und – hält als Eingeweihter eisern den Mund. Der Rat der Stadt aber hält den Luther wie alle andern für tot und ist wütend darüber, denn den meisten gefiel diese neue Lehre sehr wohl, weshalb sie dem Doktor Karlstadt – noch – keine Steine in den Weg legen; es geht ja, wie sie meinen, um Luthers Geist. Sie setzen das um, was Luther bereits 1520 für eine neue christliche Gemeinde vorgeschlagen hat, betrachten das sozusagen als sein Vermächtnis: es wird eine „Sozialkasse“ eingerichtet, es werden Arbeitsmöglichkeiten für Prostituierte geschaffen, denn es sollte niemand aus Not zu diesem entwürdigenden Gewerbe gezwungen werden – wer aber nicht arbeiten will, der wird der Stadt verwiesen. Die Klöster in Wittenberg sehen schlechten Zeiten entgegen – zwar hebt man sie nicht geradezu auf, aber man macht es den Mönchen und Nonnen leicht, das Kloster zu verlassen. Wenn sie hinaus gelangen – der Rat verfolgt sie nicht, und damit sind sie mit ihrem Kurfürsten eines Sinnes, er verfolgt flüchtige Ordensleute auch nicht.



Tempelreinigung - zeitgenössische Allegorie des Bildersturms

Inzwischen ist die Reformation übrigens eine ernst zu nehmende Größe geworden. In Kursachsen schließen sich immer mehr Orte der neuen Art und Weise an, Jüterbog, Zwickau, Naumburg, die katholischen Pfarrer fallen um wie Dominosteine, einen andern stoßend, katholische Pfründen werden aufgehoben und mit „evangelischen“ Predigern besetzt, damit oft zum ersten Mal wirklich als Pfarrstellen eingenommen. Moritz von Hessen guckt ebenfalls durch die Finger, wenn es um die alte Kirche geht – zum ersten Mal wird der Begriff geprägt – die Hansestädte liebäugeln damit.. in Wittenberg merkt man es oft erst, wenn ein Prediger der neuen Lehre für

irgendwo schriftlich erbeten wird. So leert sich auch der Augustinerkonvent mählich – die Brüder, zumeist Luther längst gewonnen und gewogen, gehen hinaus und helfen, wo sonst keine Hilfe ist. Die „altgläubigen“ Reichsstände aber – müssen zusehen. Wir könne davon ausgehen, dass es ihnen schwer fällt, aber die Zeiten haben sich geändert, und Karl V ist kein Philipp von Frankreich, er will erst mal sehen, wohin der Hase läuft – zuschlagen kann man dann, denkt er, immer noch. Außerdem trägt er es dem Heiligen Stuhl und insbesondere dem zehnten Leo nach, dass der ihm Schwierigkeiten gemacht hat. Nicht, dass Karl selbst ketzerische Gedanken hegen würde, er ist im Gegenteil lammfromm, aber er ist, wie auch Friedrich von Sachsen durch den Fehlgriff mit der Tugendrose, durch diesen Misstrauensbeweis ganz persönlich angesäuert. Und so geschieht, allen anders gerichteten Verlautbarungen zum Trotz erst einmal nichts. Es gibt Dekrete, es gibt den Bann, es gibt die Acht – aber sie sind nicht durchsetzbar und im Moment will sie auch niemand durchsetzen. Eigentlich könnte Luther die Wartburg jetzt verlassen, zumindest in Sachsen und Thüringen wird ihm niemand etwas zuleide tun und ausgeliefert wird er auch nicht werden, da sowohl Kurfürst als auch Kaiser dem Heiligen Stuhl eine Lehre zu erteilen wünschen. So springt man mit ihnen jedenfalls nicht um...

Die Reformen, die Karlstadt – im Sinne Luthers – vorschlägt und die den Gefallen der Wittenberger finden, gehen allerdings über das, was Luther unter Reformation versteht, weit hinaus. Aufhebung des Zölibats, Aufhebung der Verbindlichkeit von Klostersgelübden, Schaffung einer öffentlichen Armenfürsorge, ja, das kann man tun, man kann auch das Abendmahl „unter beiderlei Gestalt“ reichen.. aber Karlstadt predigt auch das Bilderverbot, predigt die Aufhebung des geistlichen Standes, predigt allen Ernstes das „Priestertum alle Gläubigen“, predigte überhaupt gegen die Ständeordnung.. ein bisschen viel auf einmal.

So erscheint es dem Rat der Stadt, so erscheint es Luthers Wittenberger Mitarbeitern, so erscheint es ihm selbst, der getreu von allem unterrichtet wird. Ein Mensch, im Maße seiner Zeit gebildet, ein Kunstfreund, der Musik, die Poesie und die bildenden Künste schätzt, wird mit einem andern konfrontiert, der das alles, obwohl er ihm an Bildung nicht nachsteht, ablehnt. Warum tut Karlstadt das? Warum bringt er das ins Wanken, was ihm selbst doch unverzichtbarer Bestandteil seines Lebens hätte sein sollen? Wir werden an Botticelli erinnert, den Florentiner Maler, der unter den Predigten Savonarolas sein gesamtes Werk zum Scheiterhaufen trug. Weil es so in der Bibel steht. „Du sollst dir kein Bildnis machen noch irgendein Gleichnis ...“ das ist dogmatisierte Kunstfeindlichkeit. Nicht einmal die jüdische Kultur aber hat sich an dieses Dogma halten können. Karlstadt nun versuchte es mit aller Kraft durchzusetzen und – er fand ein weites Echo. Er wird es kaum deshalb gefunden haben, weil seine Zeitgenossen ebenso kunstfeindlich gesonnen waren wie er. Sondern er hat es gefunden, weil die Bilder und die Messe für die Masse des Volkes Symbole der geistigen und leiblichen Unterdrückung waren, von der sie sich zu befreien strebte. In dem das Volk sich seiner Vormünder – und das waren in geistiger Hinsicht die Heiligen – entledigte, zerschlug es zeichenhaft deren Bilder wie man dem Freigelassenen die Fesseln zerschlug.

Der erschrockene Rat drang nun, da er schon einiges hatte läuten hören, in Luthers Mitarbeiter und wünschte sich den Herrn der Meute zurück – ein anderer konnte sie nicht mehr bändigen. Die Ordnung, heiligstes Gut jeder menschlichen Gesellschaft, schien in dem Sturm unterzugehen, in dem sich jahrhundertelange Unterdrückung, jahrhundertelanger Betrug entlud. Der Kurfürst war in Torgau bei seinem Bruder und designierten Nachfolger und der Rat hoffte noch immer, man werde ihn nicht zwingen müssen, gegen seine Wittenberger einzuschreiten und die gerade erst begonnene, gegen Kaiser und Reich erfolgreich verteidigte, Reformation im Blut seiner eigenen Landeskinder zu ersticken. Luther, wenn es dich noch gibt, hilf – und Luther half, ließ Acht und Bann Acht und Bann sein, und eilte im schnellstmöglichen Tempo nach Wittenberg, wo er Karlstadt in den Weg trat. Des Luthers Wille? Nein. Erbarmungslos fiel Luther Karlstadt in den Rücken. Dessen Enttäuschung kann man sich vorstellen. Der Mann, der sich da von ihm und seinem Tun distanzierte, hatte einst unter seiner Protektion promoviert. Sie hatten einander vertraut, hatten zusammen gearbeitet, Luther hatte sich dem Urteil des Älteren im Rang unterworfen – und nun das. Im entscheidenden Moment fehlten Karlstadt, wie nicht anders zu erwarten, die rechten Worte. Aber Luther fehlten sie keineswegs, er hatte den Herrn Omnes durch seine Übersetzungsarbeiten gerade erst recht kennen gelernt, er wusste, wie man mit den Leuten reden muss, damit sie tun, was man will. Und – was wollte er?

Luther wollte, wie man so sagt, „den Kuchen essen und ihn doch behalten“, er wollte Missbrauch abschaffen, aber nicht die gesamte christliche Kultur auf ein – angenommenes – urchristliches Ideal zurück führen. Die gesellschaftliche Ordnung anzutasten, von der er doch auch abhing, war ihm unvorstellbar, ihm ging es einzig und allein um die Freiheit jedes Einzelnen, sein Heil mit seinem Gott auf eigene Rechnung, sozusagen ohne Zwischenhändler zu finden, der ja nur den Preis erhöhte, weil er seinen Anteil an dieser Vermittlung auf die Rechnung schlug. Man sieht, in dieser Hinsicht war Luther ganz und gar ein Kind der neuen Zeit – ein mittelalterlicher Mensch hätte niemals so denken können. Aber sein Vater war nicht Bauer oder Ritter, sondern Unternehmer, und das merkt man Luther sogar in seinem innersten Streben sehr wohl an – allerdings nicht unsympathisch. Denn der neue „vierte“ Stand strebte nicht nur nach wirtschaftlicher „Liberalität“ wie heute, da er alt geworden ist (er alterte schnell), sondern nach wirklicher innerer Freiheit des Individuums auch und gerade in seinem Verhältnis zu seinem Gott. Dabei kam ihm Augustinus zu Hilfe, den er gut kannte (er war ja sein Ordenspatron) und dessen Lehre von den Zwei Reichen genau das war, was er seiner Theologie zugrunde legen konnte. Da war das Reich der Welt, das seinen Gesetzen folgte – und da war das Reich Gottes, das keinen Gesetzen folgte, das sich nur aus freiem Willen zu Gnade gewandt und diese Gnade in Christus bezeugt hatte. Beide Reiche waren gottgewollt, der Mensch hatte sich in beiden zu bewähren. So war er in dem einen „ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan(als Gott allein)“ und in dem andern „ein Knecht aller Dinge und jedermann untertan“ und die Weisheit bestand darin, die Eigenschaften beider Reiche, deren beider Bürger er war, einmal durch die Taufe, das andere Mal durch die Geburt, nicht miteinander zu verwechseln und zu vermischen, sondern „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist“. Die Bibel war für Luther kein säkulares Gesetzbuch – für Karlstadt schon. Da in der Bibel nichts von christlichen Priestern stand, wollte er diesen Stand getilgt haben, da in der Bibel

stand „du sollst dir kein Bildnis machen“ riss er die „Götzenbilder“ von ihren Postamenten und wenn der morsche Sack der Ständegesellschaft erst einmal an einem Faden derart eingerissen war, dann kam der Herr Omnes und beseitigte den Rest, denn er meinte, er habe nun genug darunter gelitten. Auch Karlstadt löste also, ebenso wie Luther mit seinen Thesen, mehr aus, als er beabsichtigt hatte. In einer Gesellschaft, die sich im Umbruch befindet, löst oft ein Schneeball, irgendwo geworfen, eine Lawine aus, man sieht es an anderen morsch gewordenen Systemen und Modellen. Das Rom des Augustus wäre wohl an den Heeren der Völkerwanderung nicht zerbrochen, es hätte dieselben höchstens gelehrt, einen Bogen um römisches Hoheitsgebiet zu machen. Die UdSSR und das „sozialistische“ Modell mussten zerbrechen, weil der Mensch eine Diktatur nur dann erträgt, wenn sie ihm gut tut, nicht, wenn sie ihm schadet oder ihn bevormundet. Wenn ein System in sich verrottet ist, genügt ein einziger Faden, der irgendwo heraus gezogen wird, um das ganze System zu Fall zu bringen. Es war nicht, um einmal weiter zu schweifen, Gorbatschow, der den „Sozialismus“ zu Fall brachte, es war ein Tor im Drahtzaun an der österreichisch-ungarischen Grenze, das nur für einige Stunden geöffnet wurde – und sich dann nicht mehr schließen ließ. Aber wir sehen, auch in unseren Tagen ereignen sich Dinge, die denen, die zu Luthers Zeit geschahen ganz ähnlich geartet sind. Luthers Absicht war es ebenso wenig, diese Ordnung zu vernichten, wie dies Karlstadts Absicht war. Nur – während der Eine – Luther – den Rückhalt fand, sich erfolgreich dagegen zu stellen, fand Karlstadt gerade die entgegen gesetzte Klientel, die ihn nun weiter in ihre Richtung trieb. Eine andere hätte sich für seinen Biblizismus auch schwerlich erwärmen können.. Vor allem hätte sie nachgeforscht und unter Umständen auch in der Bibel Gegenbilder zur „Urgemeinde“ entdeckt, sogar im Neuen Testament – man betrachte die nachmals so genannten apostolischen Briefe unter diesem Aspekt.



Insgesamt war der Schaden, den der Wittenberger Sturm anrichtete, materiell eher gering. Einige heute sicher unbezahlbar wertvolle Bildwerke in der Stadtkirche gingen entzwei oder in Flammen auf, etliches Silber und Gold ward eingeschmolzen, aber nicht das Wittenberger Heiltum, das der Kurfürst in seinem Schloss sicher bewachen ließ. Es wurde später Stück für Stück verkauft, zum größeren Teil erst durch Friedrichs Bruder und dann durch dessen Sohn, den unglücklichen Moritz.

Geistig war der Schaden – von Luther aus gesehen – sehr viel größer. Aber wie gesagt: binnen einer einzigen Woche gelang es ihm, aus randalierendem Pöbel wieder ein braves Stadtvolk zu machen. Er stellte seine Predigten, die er in der Stadtkirche hielt, unter das Motto: Man muss nicht alles, was recht ist, auch gleich tun und vor allem nichts davon mit Gewalt. Denn wenn es heilsam gewesen wäre, Gewalt zu tun, hätte er, Luther, es schon längst getan. Dem Christen ziemt es aber unbedingt, zu wissen, was Gott von ihm will, denn danach wird er im Gericht gefragt werden. Wer Grundlegendes verändern will, heißt es, der muss Rücksicht nehmen auf die „Schwachen im Geiste“ und sie nicht verprellen. Und die Menge, die sich schämte, dass sie geduldet hatte, wenn Karlstadt sich als geistiger Testamentsvollstrecker Luthers aufspielte, hielt geduldig still und hörte zu, denn hier sprach Luther selbst und er sprach anders. Zudem – eigentlich – war ihnen der ganze Trubel schon herzlich

zum Hals heraus gehangen, sie wollten zurück an ihre Arbeit, in ihre Häuser, wollten wie ehemals in ihren Schänken sitzen, ihre vertrauten Badehäuser nutzen und ihre vertrauten Spiele spielen. Luthers Invokavitpredigten aber geben bis heute einen Leitfaden reformatorischen Handelns.

Karlstadt, einst Luthers Doktorvater, der sich Luthers Grundsätzen nicht unterwerfen wollte, musste seine Sachen packen und Wittenberg verlassen. Er hat danach noch mehrmals versucht, sein Leben nach den eigenen biblizistischen Grundsätzen zu führen, aber nirgendwo anders mehr recht Fuß fassen können. Im Jahre 1541, fünf Jahre vor Luther, dem er noch einmal, 1524, in Orlamünde und Jena begegnete, ist er in Basel an der Pest gestorben.

Eine unliebsame Begegnung

Aber nicht alle gaben alsbald beschämt auf. Das merkte Luther und er fragte sich und andere, woher ihnen die Kraft dazu kam. Ihm wurde gesagt, es wären Fremde in der Stadt, wohl verborgen, die etwas anderes lehrten als Luther lehrte. Der wurde hellhörig, denn diese Töne hatte er schon einmal vernommen und – er hasste sie, wie nur ein Mensch das hassen kann, was Grund und Anlass hat, ihm in die Quere zu kommen.



Thomas Müntzer, Stich von Christoph van Sichem nach einem zeitgen. Porträt

Im Jahre 1517, just als die Reformation beginnen sollte oder gerade eben als sie begonnen hatte, war er zum ersten Mal nach Wittenberg gekommen. Damals aber waren er und Luther sich nicht persönlich begegnet, der Mann hatte nur unter dem Katheder des etwas Älteren gesessen und eifrig mitgeschrieben. Er war damals bereits selbst ein Magister Biblicus, stand also im akademischen Rang dem Lehrenden kaum nach. Aber viele seinesgleichen suchten in diesem Jahr und in den folgenden Jahren die Wittenberger Universität auf, um diesen Luther zu hören und, wenn möglich, mit ihm auch zu sprechen. Zwei Jahre später kam er erneut nach Wittenberg und jetzt gelang es ihm, zu

Luther vorzudringen. Später (1523) schreibt er an ihn:

Charissimi patrone, tu nosti tomam et conditione et nomine...[„Liebster Herr, du persönlich hast Thomas nach seinem Umstand und nach seinem Namen kennen gelernt].

Da klar ist, dass er sich selbst (er hieß selbst Thomas) nicht gemeint haben kann, kommt nur der Umstand in Betracht, dass dieser Mann das „Ketzer-evangelium“ besaß und Luther dasselbe offeriert hat. Der Mann heißt, mancher wird es bereits erraten haben, Thomas Müntzer. Luther hörte ihn damals (1519) noch freundlich an und war bereit ihn unter seine Mitarbeiter aufzunehmen, er konnte ja jeden klugen Kopf

gebrauchen. Aber ebenso klar ist auch, dass es mit den Beiden in der Perspektive nicht gut gehen konnte. Denn wer das Thomasevangelium kennt, auf das Müntzer sich vornehmlich stützt, der wird selbst erkennen, welche tiefe Kluft selbst Luthers Verständnis vom Christentum von jener Lehre trennt. Dieser Jesus, der des Thomasevangeliums, ist Lichtjahre entfernt vom Jesus des neuen Testaments. Luther konnte aus seinem tiefen und existenziellen Glauben heraus diesen anderen Jesus nicht annehmen, er konnte in ihm vielmehr nur eine teuflische Versuchung sehen.

Aber auch Müntzer brauchte und fand Verbündete in der alten Tradition der manichäisch – häretischen Bewegungen, die fast ohne Unterbrechung die Geistesgeschichte des Mittelalters mit geformt haben: der Katharer, Bogomilen, Paulikianer, der Lollharden, der Taboriten und wie sie alle hießen. Sie alle entsprangen einem einzigen Geist: dem der Erkenntnis, entwickelten diesen Geist in ihnen gemäßen Variationen. So kam es, dass der oft totgesagte Geist der Erkenntnis das Mittelalter weitaus mehr dominierte, als es den Kirchengeschichtlern bis heute genehm ist. Für Müntzer konkret ergab sich das Bündnis just durch Luthers Vermittlung, aber natürlich nicht von diesem beabsichtigt. In Zwickau, wohin Luther ihn 1520 als Vertretungsprediger schickte, traf er auf einen Zirkel solcher Leute, die sich um den Tuchweber Niklas Storch scharten. Begeistert nahm einer die Anregungen des andern auf und aus dem gegenseitigen Lernen ergaben sich für beide neue Perspektiven – so kam es, dass die Zwickauer „Schwärmer“ sich 1522 stark genug fühlten, um (ohne Müntzer³⁴) in Wittenberg ein- und der Reformation zu Leibe zu rücken. (Müntzer war bereits Anfang 1521 wieder aus Zwickau fortgeschickt worden und war nie wieder dorthin zurückgekehrt.) Aus gehabtem Grund konnten sie Luther nicht sprechen, der war auf der Wartburg in Schutzhaft, aber sie kontaktierten Melanchthon, der freundlich mit ihnen sprach, aber dann die Neuigkeit stracks und unverweilt an Luther weiter meldete, während Niklas Storch in Karlstadt einen Wittenberger Reformator fand, der seinen Ideen mehr zugetan war und bereit, sich für dieselben auch offen zu engagieren. Freilich – den wahren Ursprung dieser Ideen kannte Karlstadt nicht und hat sich auch später niemals dafür interessiert. Ein diesbezügliches Bündnis mit Müntzer, der ihn in Orlamünde besuchte, schlug er unter Hinweis auf seinen christlichen Glauben aus.

Ob Luther den Niklas Storch selbst gesprochen hat, ist fraglich, denn mit dem „Herrn Omnes“ pflegte er in der theologischen Diskussion keinen Kontakt, so wenig hochfahrend er sonst, in seinem zivilen Leben, auch war. Der von ihm so genannte Herr Omnes war auch ihm, dem Kleriker, nur wesentlich in seiner Eigenschaft als Mitchrist, Mitbürger und Objekt der Seelsorge, aber nicht als Fachmann in Sachen „was Christum treibt“. Aber er erkannte den unbiblischen Ansatz sehr wohl – und zählte Eins und Eins zusammen, sah alles ganz richtig aus demselben Geist hervor gehen, der auch einen Müntzer erfüllt hatte – und reagierte entsprechend. Niklas Storch und die Seinen wurden aufgebracht und aus Wittenberg ausgewiesen. Mochten sie anderswo ihr Unwesen treiben, hier wo Luther seine neue Lehre auf- und

³⁴ Dass Müntzer sie begleitete haben soll, ist ebensolch eine Legende wie die angebliche Predigt Luthers im März 1522 vom Balkon des Zwickauer Rathauses. Keine Legende ist hingegen der Einfluss der „Zwickauer Propheten“ als prononcierte Vertreter der einfachen Bürger Zwickaus und ihrer Interessen auf die Sozial- und Kirchenpolitik des Rates der Stadt.

ausbauen wollte, hatten sie keinen Platz. Im Jahr 1525 ist Niklas Storch als Flüchtling des Bauernkrieges in einem Münchner Hospital gestorben. Aber in dieser unliebsamen Begegnung war ihm eines klar geworden: er musste sich deutlich und sichtlich von diesen Strömungen abgrenzen. Und noch eines wurde ihm klar: der Umfang, in dem diese Strömungen bereits an der Formung der geistigen Landschaft um ihn herum beteiligt waren. Er sah, was wir wissen: dass im gleichen Maß, wie die Christen von ihrer Kirche geistig verlassen worden waren, genau diese Bewegungen in die Bresche getreten waren und die Seelsorge übernommen hatten. Er sah, dass sie im Volk präsenter waren als seine Reformation, dass man ihn vielerorts für einen Repräsentanten einer solchen Bewegung sah – und er verstand auf einmal auch die römische Kirche, dass sie sich, mit Gefahr des eigenen Bestehens, genötigt gesehen hatte, derart gegen ihn vorzugehen, denn auch sie hielt ihn für einen derer, nur weil sonst niemand die Kirche derart fundamental zu kritisieren gewagt hatte und wagte. Dieses zu sehen mag ihn zunächst einmal mit Schrecken erfüllt haben. Aber Luther war nicht der Mann, der vor einem Schrecken in die Knie ging, das hatte er sich und der Welt nun genugsam bewiesen. Er würde „seine“ Kirche, die ihm die Kirche Christi war, durch alle diese teuflischen Fährnisse hindurch „beim Wort erhalten“. Nun, da er wusste, woher überall ihr Gefahr drohte, erst recht.

Man spricht gern, wenn man an die Beteiligung der Bewegungen am reformatorischen Geschehen denkt, vom „linken Flügel“ der Reformation. Einen solchen hat es aber niemals gegeben. Wo ein solcher aufzutauchen scheint, taucht in Wahrheit eine bis dahin im Untergrund existente Gruppe der häretischen Bewegung auf, die dann zumeist auch rasch wieder abgedrängt wird. Nichtsdestotrotz – ohne den aktiven Anteil jener Gruppen hätte Luthers Reformation sich nicht so rasch und vor allem volkstümlich verbreiten können, wäre Luthers Kirche, von der gleich zu reden sein wird, niemals in diesem Maß „Volkskirche“ geworden. Dennoch war die Entscheidung für die Reformation als solche kein Verrat an diesen Gruppen. Erstens kannte Luther sie und ihre Aktivitäten in den allermeisten Fällen gar nicht und erfuhr sie auch zeitlebens nicht. Zweitens liegt auf der Hand, dass er, wenn er sie gekannt hätte, sich aufgrund seiner eigenen Orientierung mit Sicherheit gegen sie gewendet hätte – Beifall von dieser Seite wollte er nicht, auch wenn er ihre Dienste notgedrungen in Anspruch nahm. Das Missverstehen liegt hier ganz und gar auf Seiten der häretischen Bewegungen. Luther war der Ihre nicht, den sie in ihm sehen wollten. Er war kein zweiter Hus, der das Erbe der Bewegung sanft und still in die Gedankenwelt der römischen Kirche gleiten lassen wollte, er war der Zupackende, der ein neues Christentum nach dem neuen Testament gestalten wollte, und keine von häretischen Gedanken durchsetzte Kirche. Das muss klar sein und klar bleiben: Luther war durch und durch Christ, an ihm ist auch nicht ein Millimeter dessen vorhanden, was man mit „Häresie“ bezeichnen kann. Er vertrat lediglich eine andere Vorgehensweise, eine, die wie gesagt, ein Bernhard von Clairvaux schon lange vor ihm erkannt und gepflegt hatte, aber nur für die Mönchskirche gelten lassen wollte – Luther brachte sie hinaus zu den Laien. Aber – ganz dasselbe war es dann doch auch nicht. Luther fügte dem Rechtfertigungsgedanken Bernhards eine wesentliche neue Komponente hinzu. Bernhard spricht von der Rechtfertigung im Glauben angesichts aller „frommen Werke“ die er seine Mönche tun sieht, billigt sie und meint nur, dass dieselben ohne diesen Glauben ins Leere laufen würden. Luther setzt an diese Stelle

die rechtfertigende Gnade, die solche frommen Werke nicht voraussetzt, sondern sich am Glauben des Glaubenden genügt. An die Stelle der körperlichen oder finanziellen Anstrengung als Glaubensbeweis setzte er die ethisch – moralische. Bis dahin hatte sich das Christentum von „heidnischer“ Religion eigentlich nur in den mythologischen und theologischen Grundlagen unterschieden. In der Ausübung war es das geblieben, was die Religionen der Antike auch gewesen waren: magisch. Man tat etwas, das gegen ethisch – moralische Normen verstieß. Nicht weiter schlimm – man ging zum Priester, beichtete und empfing, verbunden mit einem genugtuenden Mittel die Absolution. Zudem konnte man auch ohne Beichte und ohne Regelverstoß zumindest versuchen, dem erzürnten Gott genug zu tun indem man sozusagen fromme Werke auf Vorrat leistete. Kam dann etwas vor, konnte man auf das schon Geleistete verweisen oder, noch besser, sich etwas von den Leistungen Andere borgen oder schenken lassen – aus dem so genannten Gnadenschatz der Kirche. Luther nun räumte damit auf – er bestand auf der Übereinstimmung der ethischen Norm mit der ethischen Praxis. Dabei war ihm völlig klar, dass der Mensch diese Übereinstimmung niemals erreichen kann, daher die vorab gewährte göttliche Gnade für ihn eintrat – falls er denn auf dieselbige Anspruch machte, indem er glaubte.

Die „Religion“ der Bewegung aber war in dieser Hinsicht noch radikaler. Sie anerkannte keine genug tuenden Opfer und auch keine rechtfertigende Gnade, sondern lieferte den Glaubenden an seinen Gott vollkommen aus – dieser selbst nur konnte in einem visionären Akt der „Erweckung“ dem Glaubenden die Gewissheit der Vergabung gewähren. Da dies sehr unsicher war, hielt man es für besser, sich gar nicht erst eines solchen Verstoßes schuldig zu machen. Daher hielt man sehr auf inneren Zusammenhalt und möglichst wenig Zusammenstöße mit der „Außenwelt“ und ihren „Versuchungen“. Dies beschränkte dann die Zahl der „Auserwählten“ immer auf einen kleinen Kreis. Eine Massenwirkung bekamen diese kleinen Kreise nur durch ihre Seelsorge und – durch ihre individuelle Vorbildwirkung. In das gesellschaftliche Umfeld griffen sie für gewöhnlich nicht ein. Das Auftreten der Zwickauer Propheten in Wittenberg gehört daher zu den außergewöhnlichen Begebenheiten in der Geschichte der häretischen Bewegung. Und – es kündigt zudem eine Entwicklung an, in der, ermutigt durch die Reformation und die scheinbare Ohnmacht der Mächtigen ihr gegenüber, die tiefen gesellschaftlichen Widersprüche des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit aufeinander prallen und sich im flächendeckenden Aufstand entladen werden.

Drum haue, steche, schlage, wer da kann

Wie jeder Aufstand so begann auch dieser in Wellen, die schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert Deutschland und andere europäische Länder immer wieder, aber stets nur territorial, erschütterten. Die Bundschuh - Bewegung des Joss Fritz war die erste, die weitere Kreise vor allem durch Süddeutschland zog, während in der Mitte und im Norden die Verhältnisse erst angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen in Unordnung gerieten – im Norden übrigens sehr viel weniger stark, da hier die Verhältnisse insgesamt erträglicher waren. Aber ab dem Jahre 1523 hörte man immer öfter von Bauernerhebungen, die aber insgesamt so rasch wie aufgeflammt auch wieder erloschen, so dass man schon meinte, es gehe diesmal wie immer nur um



Bauer mit der Bund-
schuhfahne

durch konkrete Übergriffe verursachte Reaktionen. Aber diesmal schien eine Aktion die nächste zu geben und endlich mussten die Landesherren sich eingestehen, dass zumindest der Süden Deutschlands im Ganzen in Flammen stand. Von Franken bis in die Schweiz hatten sich bäurische Milizen gebildet, die Klöster und Burgen, aber auch die reichen Städter in Schrecken versetzten.

Auch nach Wittenberg gelangten solche Nachrichten von grauenhaften Massakern, die angeblich von Bauern verübt worden waren. Dass denen zumeist noch grauenvollere Dinge voran gegangen waren – Luther

verschloss die Augen keineswegs vor dieser Einsicht. Er wusste von dem Hochmut, mit dem Adelige und Patrizier die Bauern und die Einwohner ohne Bürgerrecht betrachteten. Er wusste von der Skrupellosigkeit, mit der Äbte und Äbtissinnen auf pünktlicher Entrichtung ihrer Abgaben bestanden, er wusste um ihren Unwillen, auch ihrerseits – als vorbildliche Christen und Christinnen, die sie ja vorstellen wollten – etwas für ihre Leibeigenen zu tun. Er hieß das alles keineswegs gut und er behielt seinen Unwillen keineswegs für sich. In seinen frühen Schriften bereits hatte er die Ignoranz von Adel und Klerus gebrandmarkt und zu menschlicherem Umgang mit ihnen, auf denen doch die ganze Wirtschaft ruhte, angehalten. Er hatte sich – auch öffentlich – darüber geärgert, wie wenig solche Mahnungen verschlugen und seine Meinung von den Hohen Herren geistlicher und weltlicher Provenienz war keineswegs anschniegssam.

Luther ging, das können und müssen wir festhalten, mit offenen Augen durch seine Zeit. Er sah die monetäre Unmäßigkeit des sich entwickelnden Kapitalismus ebenso wie den Dünkel und die Ignoranz des Adelsstandes, der sich zwar in Auflösung befand, aber dennoch von seiner Vorrangstellung nicht einen Millimeter weichen mochte und den Bauernstand, auf den er doch – wie alle anderen auch – angewiesen war, dabei „verheizte“. Er stritt für eine Gesellschaft, in der Augenmaß herrschte und er stritt konsequent dafür. Aber – er stritt nicht mit dem Schwert, sondern er gedachte mit dem Geist allein und dem Segen seines Gottes dafür zu streiten. Jede handgreifliche Lösung war ihm verhasst – und nicht etwa, weil er selbst bequem gewesen wäre, das war er mit Sicherheit und erwiesenermaßen nicht. Müntzers diesbezügliche Vorwürfe gingen, so verstanden, ins Leere (und meinten auch weniger die Lebensumstände, als Luthers mangelnde Bereitschaft, sich den Mühen der Selbsterkenntnis zu stellen). Er stritt auch nicht gegen die Ordnung, sondern gedachte eine menschenfreundlichere Ordnung auf dem Wege der Überzeugung erreichen zu können, denn es war doch unmöglich, dass gute Christen derartige Ungeheuer sein konnten. Entweder sie waren das Eine oder das Andere. Monster oder Christ. Nur – die Unterdrückten und Gebeutelten auf deren Seite er gern stehen mochte, zeigten sich nun selbst als Ungeheuer und Chaoten, die bis aufs Blut Gepeinigten sofften nun selber Blut. Er war nicht für die Existenz von Klöstern, aber er war auch nicht dafür, sie abzubrennen, Nonnen zu vergewaltigen und Mönche zu foltern. Friedlich und mit guten Perspektiven sollten sie ausziehen aus ihren Gefängnissen. Er war kein Freund der Raubritter, und diese Haltung resultierte bei ihm, wir wissen es, aus sehr

persönlicher Erfahrung. Aber er war auch kein Freund derer, die solche abschlachten. Sein eigenes Erlebnis mag ihm dabei vor Augen gestanden haben, wie er sich Jahre um Gottes Vergebung bemüht hatte – aber konnte jemand, der solches willentlich tat, Gottes Gnade erwarten? Ihm war sie zuteil geworden, aber er hatte auch nicht mit Vorsatz gehandelt, sondern in Gefahr des eigenen Lebens. Es gab sicher einen anderen Weg als diesen... und so zog er im beginnenden Bauernsturm durch die Lande und predigte wo er konnte, für Besinnung und Versöhnung. Mehrmals kreuzten sich seine Wege dabei mit Müntzers Wegen, der ebenfalls, aber in anderer Mission, unterwegs war. Während Luther die Gewalt ohne weitere Fragen und Erörterungen ablehnte, war Müntzer geneigt, sie als letztes Mittel zuzulassen. „Die Herren machen das selber, dass ihnen der gemeine Mann feind wird“ war seine Einsicht und insofern traf er sich mit Luther, der genauso dachte. Nur – er zog andere Schlüsse aus dieser Einsicht, als der Wittenberger Doktor. Während jener zur Besinnung rief – vergeblich, was ihn immer mehr frustrierte – wollte jener ein koordiniertes Vorgehen erreichen, ein bewusstes Streben, das von den Herren des Adelsstandes auch intellektuell ernst genommen werden konnte – und er erreichte ebenso wenig damit, wie Luther mit seinem Konzept. Die einen wie die andern, Adelsstand wie Bauernstand wollten nicht zur Besinnung kommen, sondern, mit auf beiden Seiten gleicher Verbissenheit, ein für allemal die Verhältnisse klären. Und es war durchaus nicht ausgemacht, wer die Oberhand behalten würde, denn zwar waren die Adelsleute traditionell militärisch besser ausgestattet, aber der Bauern waren mehr an Zahl und sie hielten sich an keine schulmäßige Strategie, oder Waffentechnik, sodass ihnen mit schierer militärischer Überlegenheit nicht ohne Weiteres beizukommen war.

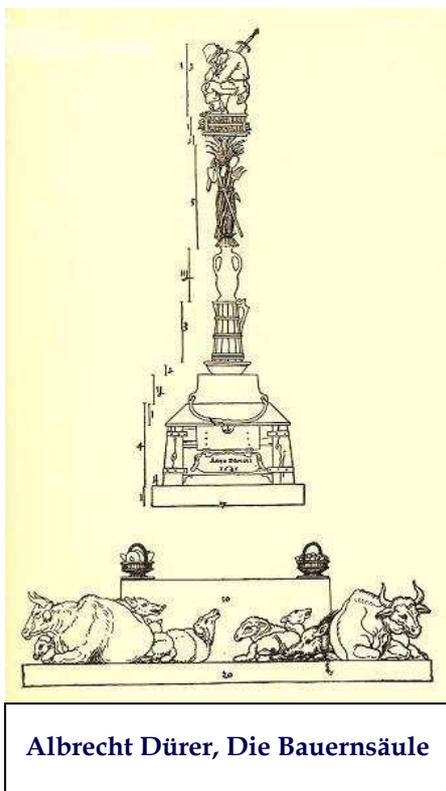
Die Macht des Reiches hingegen hielt sich zurück. Nicht nur, dass der Kaiser in Italien Krieg führte, auch das Reichsregiment, das in seiner Abwesenheit die deutschen Geschäfte führte, unternahm nichts, als Ermahnungen in die Runde zu schicken. Der Grund dafür ist leicht zu finden: ein angeschlagener Adelsstand bot die sichersten Chancen, einen deutschen Zentralstaat zu schaffen und den Einfluss der „Fürsten“ zu beschneiden. Man verschanzte sich also geradezu hinter der den Fürsten vertraglich zugesicherten „Liberalität“ und ließ sie das Ihre, wie sie gewollt hatten, allein besorgen. Reichskanzler und damit Vorsitzender des Reichsregimentes war übrigens traditionell der Mainzer Erzbischof – in diesen Jahren 1524 und 1525 also der uns bereits wohl bekannte Albrecht von Brandenburg. Der mag sich sogar diebisch gefreut haben, dass der reformatorische Gedanke auf diese Art und Weise dazu beitrug, die in Deutschland herrschende politische Anarchie zu beseitigen – armer Albrecht, es sollte in diesem Teil Europas erst mehr als vierhundert Jahre später dazu kommen und dann um einen Preis, den er mit Sicherheit nicht gezahlt hätte – nämlich dem Verlust der geistlichen Fürstentümer, während sich die weltlichen – auf Konföderationsbasis – selbst unter Wilhelms Kaiserreich noch eine Weile halten konnten. Albrecht mag hingegen eine Allianz von Thron und Altar in anderer Weise vorgeschwebt haben: ein Bündnis der weltlichen Macht des Kaisers im Bunde mit der geistlichen Macht, dem Primas von Deutschland – unabhängig von Rom in allen administrativen Dingen, wie es ähnlich mit der Kirche Frankreichs bereits Brauch war und sich in England abzeichnete, wo der Adel übrigens eigentlich und faktisch bereits entmachtet war – nur bis er das merkte, vergingen noch ein paar Jahre.

Aber von dieser – zugegeben gewagten, aber einem Albrecht ist dergleichen zuzutrauen – Spekulation zurück zu den Ereignissen des Bauernkrieges im Hinblick auf Luthers Rolle in demselben. Manche Leute sind nicht mit ihr zufrieden – ich finde das reichlich kurzsichtig und Müntzers Haltung zwar verständlich aber viel zu emotional. Luther war es, der 1524 Müntzers „Projekt Allstedt“ zunichte machte, indem er den Kurfürsten Johann bestimmte, sich nicht von Müntzer beeinflussen zu lassen. Der wiederum war ungeschickt genug, in seiner „Fürstenpredigt“ eben diesem Johann die wie man sagt Pistole auf die Brust zu setzen, so dass Johann Luthers Rat eigentlich nicht gebraucht hätte, ihm blieb ohnehin keine andere Entscheidung offen. Friedrich hatte sich gegen viele Fürsten für die Reformation erklärt – aber Johann konnte sich nicht gegen seine Standesgenossen für einen Aufstand erklären, der ihn als „Landfriedensbrecher“ abstempelte – mit ungeheuren Konsequenzen für seine Untertanen, von ihm selbst gar nicht zu reden, denn das hätte geheißen, den kaiserlichen Heerbann ins Land zu rufen. Alle wären sie gekommen – und die Reformation, die sich im übrigen bereits sehr günstig auf die Wirtschaftslage Sachsens auswirkte, weil sie das bürgerliche Unternehmertum ideologisch förderte, wäre in Blut und Feuer erstickt worden, worauf der Vetter, der altgläubige Herzog Georg in Leipzig, nur wartete, um die Kurwürde zu übernehmen. Um das Neue durchzusetzen waren Krieg und Kriegsgeschrei unbedingt zu vermeiden – und also auch ein Bündnis mit radikalen Gesellschaftsreformern, das früher oder später in eine Konfrontation mit dem Reich münden würde. Das erklärte Johann dem Müntzer natürlich nicht, der hatte sich mit der Entscheidung seines Landesherrn³⁵ zu begnügen. Es so zu handhaben war vielleicht ein Fehler, aber so entsprach es den damaligen gesellschaftlichen Gepflogenheiten. Müntzer hätte begriffen – so aber begriff er nichts und wurde in seiner Ablehnung bestätigt: die Herren wollen nicht mit uns kriegem... nein, sie konnten nicht, selbst wenn sie gewollt hätten.

Bei Luther, wie gesagt, lagen die Dinge grundsätzlich anders, er erwartete sich nichts von einer gewaltsamen Problemlösung, nicht aus politischen Rücksichten, sondern aus der biblischen Anweisung heraus, der Obrigkeit in allem, was weltlich war, gehorsam zu sein. Daher konnte er im Aufruhr der Bauern nur ein unchristliches Gebaren sehen, dem gegenzusteuern war. Wie gesagt: dass es ihnen schlecht ging, übersah er nicht, dass sie sich aber auf gutem Wege dessen selbst sollten entledigen können, sah er ebenfalls nicht. Aber er sah den Aufruhr nicht aus allen Dörfern hervorgehen und so wandte er sich nicht gegen „die“ Bauern, sondern „gegen die aufrehrerischen und mörderischen Rotten der Bauern“. Gerüchte, die ihm zugetragen wurden, mögen das Ihrige noch hinzu getan haben. Aber er schrieb nicht nur diese Kampfansage, er schrieb auch, was ihn zu dieser Kampfansage veranlasst hatte. Die Punkte, aus denen heraus er begründet, stehen im „Sermon/Eine treue Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung“ – aus ihnen habe ich zum größten Teil meine diesbezüglichen Anmerkungen entnommen und sie zeigen Luther sehr viel informierter über die aktuelle Situation in dieser Zeit, als man gemeinhin annimmt. Er war kein „Gelehrter im Elfenbeinturm“ der seine Zeit und Welt nach Statistiken beurteilt. Er war kein „Experte“ dem Hochrechnungen genügen, um eine Prognose zu fällen. Er sah hin und er sah gut und er urteilte keineswegs nach

³⁵ Kurfürst Johann war souveräner Landesherr über den kursächsischen Streubesitz, während Friedrich das kohärente sächsische Terrain regierte. Allstedt gehörte als Enklave zu diesem Streubesitz.

dem Hörensagen, sondern in der Nähe der kurfürstlich – sächsischen Kanzlei, von der Kanzel der Stadtkirche aus und – mit der Bibel unter dem Arm, die er besser als jeder andere Theologe im Deutschland seiner Zeit kannte. Er war nicht „unsozial“, nicht desinteressiert am Schicksal des Herrn Omnes, er fragte aber nach den Perspektiven solcher Aktionen wie der Bauernrevolte, und – er fragte nach Alternativen. Seine eigene bittere Einsicht war, dass es beiden Parteien eben an diesem Willen zu Alternativen mangelte, der einen aus der Not heraus, der anderen aus ihrem Dünkel.. wer besser bei der Beurteilung seiner Uneinsichtigkeit weg kam, können wir uns leicht denken. Sein Leben lang hat Luther selbst in sozialer Hinsicht vorbildlich gedacht und gehandelt, er hat dabei die eigenen Verhältnisse nicht geschont, wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden. Ein „Fürstenknecht“ war er nie.



Albrecht Dürer, Die Bauernsäule

Daher stürzte ihn die Reaktion der „Fürsten“, die ihn, wie konnte es anders sein, in ihrem Sinne mit Beschlag belegten, in tiefe Trauer und Frustration. Er hatte die Gewalt als letztes Mittel gegen diejenigen empfohlen, die sich der Einsicht nicht fügen wollten. Dass ganze Landstriche entvölkert würden, weil aufgebrachte Herrschaften sich an denen rächen wollten, denen sie selbst erst den Anlass zum Aufbegehren gegeben hatten, lag nicht in seiner Absicht. Er hatte keinen Kreuzzug gegen den Bauernstand im Sinn gehabt, sein „drum schlage, haue, steche wer da kann...“ galt nicht den Männern, Frauen und Kindern, die sich in Verzweiflung nur gegen unerträgliche Verhältnisse zur Wehr gesetzt hatten und die nun wie tolle Hunde totgeschlagen wurden. Es galt jenen, die, von der Welle des Aufstandes getragen,

doch auch nur ihre Absichten realisieren und seine Kirche in einer Woge der „Ketzerei“ ertränken wollten. Er sah die Revolte aus dem

Geist jener Häresie hervor gehen, die seit jeher der treue Begleiter der Christenheit gewesen war: der Erkenntnis. Dabei verkannte er zwar deren Charakter grundlegend, aber die vielleicht wirklich von dieser motiviert waren, verkannten ihren Charakter ebenfalls und so kann man Luther diese Verkennung nicht vorwerfen; in einem Zerrspiegel kann man kein klares Bild erkennen, man versuche es, wie man wolle. Da der christliche Glaube aber nicht dazu angetan ist, Verzerrungen zu entlarven, er selber rührt ja aus einer solchen Verzerrung her, hatte Luther auch keinerlei Werkzeug, der misslichen Lage Herr zu werden, sondern wurde vielmehr von ihr getrieben.

Auf dem Hintergrund seiner Auslegung des Christentums und der weiteren Ausbreitung der Reformation freilich hatte Luthers Entscheidung die richtigen Konsequenzen. Er hatte das, was er meinte, als gesellschaftlich annehmbar etabliert. Niemand, der den „neuen“ Glauben angenommen hatte oder beabsichtigte, diesen anzunehmen, musste sich deshalb als gesellschaftlich desavouiert betrachten. Jeder

konnte sein Leben weiterhin so führen wie er es zu führen gewohnt gewesen war oder es auch neu gestalten, wenn es nur im Einklang mit den gesellschaftlichen Normen geschah. „Lutherisch“ zu sein hatte nicht mehr jenen Beigeschmack gesellschaftlicher Unzuverlässigkeit, den es gehabt hatte, solange die Grenzen zwischen DER Häresie und der neuen Lehre nicht scharf gezogen worden waren – nun aber waren sie es unverrückbar. Wittenberg und viele Städte Sachsens und Thüringens, in denen die Reformation bereits eingezogen war, auch Städte im übrigen Reich, die sie eingeführt hatten, konnten ferner nicht als „aufrührerisch“ abqualifiziert werden.

Welcher Teufel mag sie denn haben - Die Braut



Es erscheint gespenstisch: die Ruinen der Dörfer, von Fürstentrache zerstört, rauchen noch, die Ernten stehen verfaulend und vertrocknend auf den Feldern, weil niemand da ist, sie einzubringen, der Friede riecht allenthalben nach offener Verwesung – und Luther hat nichts anderes im Sinn, als sein Katharina heimzuführen? Am 27. Juni des Jahres 1525 ehelicht er an seinem Wohnsitz im Wittenberger Schwarzen Kloster die ehemalige Zisterzienserin Katharina von Bora und lässt die Ehe tags darauf in der Stadtkirche von dem neuen Pfarrer Johannes Bugenhagen feierlich bestätigen und einsegnen. Es klingt wie ein Skandal in unseren Ohren. Es war eine ganz private, ganz

intime Rettungsaktion.

Luther hatte bereits in seinen theologischen Anfängen die Notwendigkeit der Zölibats für den geistlichen Beruf bezweifelt, unter dem Eindruck seiner Neuentdeckung des christlichen Glaubens die verordnete Ehelosigkeit des geistlichen Standes dezidiert verworfen. Gegen die freiwillige aber schritt er nicht ein und ist er auch zeitlebens nie eingeschritten, denn dieselbe fand er in seinem neuen Testament von Jesus selbst und dann von Paulus, dem er ja seine „Befreiung“ verdankte, erwähnt und empfohlen.

Heute wird „evangelisches Christsein“ mit der Akzeptanz verheirateter Geistlicher oft gleichgesetzt. Für Luther hatte diese Möglichkeit allerdings nicht den Charakter eines Ausweises evangelischer Christlichkeit. Man konnte durchaus ein christlicher Seelsorger und ordinierter Geistlicher im Sinne des Evangeliums für ihn sein, ohne sich – als Geistlicher – mit einem Hausstand zu umgeben. Auch er selbst war nicht gesonnen, die von ihm gemachte Entdeckung alsbald selbst zu befolgen. Zwar legte er 1522, nach seiner Rückkehr von der Wartburg, die mönchische Tracht außerhalb des Schwarzen Klosters nicht mehr an, sondern trug die der Akademiker, aber im Kloster trug er nach wie vor zwar nicht mehr den Augustinerhabit, aber eine helle Kutte. Sie war ihm einfach bequemer. Auch die mit ihm freiwillig im Schwarzen Kloster ausharrten trugen diese Tracht. So gesehen stellen sie das Urbild aller späteren evangelischen Kommunitäten dar, die wir heute kennen und die nicht durch äußeren Zwang, sondern durch ihren eigenen freien Willen sich bestimmen lassen, ein „geistliches“ Leben, auf Zeit oder auf Lebenszeit, zu führen. Will sagen, auch die zö-

libatäre Lebensweise ist, wenn auf dem eigenen Entschluss gegründet, in der evangelischen Christenheit legitim.

Bei Luther kam hinzu, dass er bis noch weit nach 1522 mit einem gewaltsamen Ende rechnete. Nur nach und nach und auch angesichts des Bauernkrieges begriff er, dass die Tage des Widerstandes für ihn beendet waren, dass er sich nun im täglichen Leben entfalten konnte, dass man auf ihn hörte, er sich nicht mehr gegen eine Welt von Feinden stellen musste, sondern ihm Gegenteil endlich eine Welt von Freunden gefunden hatte, die ihn hielt und aushielt, ihn trug und ertrug. So stellte er sich den durch sein Wort begründeten Eheschließungen von Geistlichen und ehemaligen Ordensleuten an keiner Stelle in den Weg, auch wenn er selbst noch nicht gesonnen war, diesen Weg mit zu gehen. Er wies aber in Perspektive diesen Weg nicht von sich – meinte vielmehr zu seinen Freunden, die ihm rieten zu heiraten, dass er „sicherlich vor seinem Ende sich noch im Ehestand finden wolle, und sollte es eine verlobte Josepsehe sein.“ Nur eben - jetzt noch nicht.

Zu derselben Zeit als Luther den Ordenshabit ablegte und sich der Welt in ihrem Gewande zeigte, lebte im Zisterzienserinnenkloster Nimbschen bei Grimma im herzoglichen Sachsen eine junge Frau, die mit bürgerlichem Namen Katharina von Bora hieß. Ihren klösterlichen Namen kennen wir nicht einmal. Sie lebte dort seit ihrer Kindheit unter der Obhut ihrer Tante, zudem mitten in einer Gemeinschaft nähere und fernerer Verwandtschaft, und anfangs war es überhaupt nicht ausgemacht, dass sie Nonne werden sollte. Als aber wirtschaftliche Schwierigkeiten oder auch erbrechtliche Rücksichten ihren Vater zwangen, über die Zukunft seiner Tochter nachzudenken, da fand er, dass sie in dieser klösterlichen Umgebung wohl am besten aufgehoben wäre und legte der Tante, seiner Schwester Magdalena, nahe, das Kind nunmehr doch zum Nonnenleben zu motivieren. Im Jahr 1515 legte sie in Nimbschen ihre Gelübde ab und war von da an eine von vielen Zisterzienserinnen, die nicht aus frommer Berufung, sondern auf den Wunsch ihrer Familien hin in Klöstern lebten.



Die Ruinen des Klosters Nimbschen

Was der Wille der Eltern für ein Kind bedeutete, haben wir ja bereits bei Luther gesehen, als sich der über denselben hinweg setzte.

Aber man unterschätzt diesen Willen, wenn man ihn auf weltliche Erfordernisse reduziert. Wenn ein Kind ins Kloster gegeben wurde, war nicht nur die Versorgungsfrage entscheidend. Sondern – ein Kind im Kloster bedeutete auch eine

Versicherung für die Ewigkeit, denn durch ein solches Kind hatte der mittelalterliche Mensch Anteil am „Schatz der Kirche“. Ein solches Kind war ein Opfer, das die Familie Gott darbrachte – eine uralte „heidnische“ Angelegenheit, vergleichbar den Kinderopfern, die beim Hausbau gebracht wurden und deren Rudiment noch immer unsere Grundsteinle-

gung ist. Die Gebete dieses Kindes (man ließ ihm ja das Leben) sollten überdies den als gnadenlosen Richter gesehene mittelalterlichen Gott für die Familie gnädig stimmen und ihre Zeit im Fegefeuer abkürzen. Katharina beteiligte sich voller Sendungsbewusstsein an diesem Auftrag und bekennt noch später, wie man im Kloster „hitzig gebetet“ habe. Das Kloster Marienthron in Nimbschen muss ein frommes Kloster gewesen sein, in dem man seine „Christenpflichten“ ernst nahm. Das war damals keineswegs mehr die Regel. Vielmehr hatte Luther als Visitator seiner Ordensprovinz das Klosterleben von einer anderen Seite kennen gelernt. Auch dies war nur verständlich, wenn man bedenkt, dass es immer eine Mehrzahl junger Leute, Frauen wie Männern, in den Klöstern gab, die ihre Jugend auch unter diesen einschränkenden Bedingungen ausleben wollten und dabei, wie konnte es anders sein, mit ihren Gelübden über Kreuz gerieten.

Eine Nonne konnte lesen und schreiben, sie verstand sich auf Musik und Handarbeiten ebenso wie auf die Wirtschaftsführung und zumindest die Anfangsgründe des Lateinischen (bei Katharina war es entschieden mehr) und der Theologie, sie war also eine nach den Maßgaben der Zeit gebildete Frau. Zuweilen und je nach Aufgabenbereich im Kloster verstand sie sich auf heilkundliche Fragen. Auch Katharina besaß zumindest heilkundliche „Basisausbildung“, von der Luther dann profitierte. Aber – wie kamen die beiden überhaupt zusammen? Es ist eine oft erzählte abenteuerliche Geschichte: Schriften Luthers fanden den Weg über die Klostermauern von Nimbschen hinweg.. welche es waren, die den Nonnen in die Hände gespielt wurden, wissen wir nicht mehr genau – nur ihre Wirkung ist bekannt. Zwölf Schwestern, neun davon aus den Albertinern untertanen, aber sämtlich adeligen Familien, jugendlichen aber auch gesetzteren Alters fassten den Entschluss, das Kloster zu verlassen. Katharina war eine von den Neun, die nach einer Flucht nicht mit der Hilfe ihrer Familien rechnen konnten. Allerdings war, ein Kloster auf dem Territorium des herzoglichen Sachsens zu verlassen keine einfache Angelegenheit. Klosterflucht galt in diesem altgläubigen Territorium als Kapitalverbrechen. Man richtete die Entflohenen zwar nicht, sondern gab sie den Klöstern zurück, aus denen sie geflohen waren, aber das kam in der Praxis einem Todesurteil gleich. Denn die Klöster hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit und die kannte durchaus keine Gnade. Argula von Staupitz wandte sich an ihren Bruder und dieser wandte sich auftragsgemäß an Luther. Der begriff die Brisanz der Sache und dass kein Aufhebens davon gemacht werden durfte. Aber er kannte in Torgau, wo er der Kurfürsten und Spalatin wegen schon mehrere Male zu Gast gewesen war, einen vertrauenswürdigen Mann und Anhänger der neuen Lehre; an ihn, den Fischhändler Leonhard Koppe, wandte er sich mit der Bitte, den Nimbschener Nonnen zu helfen, da er wusste, dass er im herzoglichen Sachsen mit seinem Handel unterwegs war. Er traf es glücklich, denn besagter Koppe war nicht nur willens, sondern auch fähig zu helfen, da er das Nimbschener Kloster regelmäßig mit Salzheringen belieferte. In der Fastenzeit – es war die Zeit vor Ostern – hatte er sogar mehr als zu andern Zeiten mit dem Kloster zu schaffen und so war es ein leichtes, dass er zum Ende der Fasten- und vor Beginn der Osterzeit seine leeren Heringstonnen wieder aus dem Kloster schaffte, da sie dort als zeitweilige Vorratsgefäße nicht mehr benötigt wurden. Am Karsamstag ließ er aufladen, wie er alle Jahre am Karsamstag aufladen ließ, niemand schöpfte Verdacht – aber kurz bevor Koppes Wagen das Kloster wieder verließ schlüpfen die zwölf Nonnen zwischen die

Fässer und fuhren als heimliche Fracht mit ihm fort. Als die Flucht bemerkt wurde, waren Koppe und seine Fracht schon längst außerhalb des herzoglichen Territoriums und vom Kurfürsten in Torgau war in einer solchen Sache Amtshilfe nicht zu erhoffen. Margaretha von Haubitz, die Äbtissin, musste ihr Recht verloren geben. Koppe aber lieferte die Frauen, die nicht nach Hause gehen konnten, nicht in Torgau, sondern bei Luther in Wittenberg ab – mochte der sich weiterhin um sie kümmern, er, Leonhard Koppe, beabsichtigte auch weiterhin mit dem andern Sachsen Geschäfte zu machen und wusch daher seine Hände in Unschuld. Die Sache kam erst heraus, als auch das Leipziger Sachsen zur Lehre Luthers übergang. Das geschah nach dem Tode Georgs des Bärtigen, noch zu Luthers Lebzeiten.

Nun waren die Nonnen in Wittenberg – und was mit ihnen tun? Da die Neun nicht mehr nach Hause zurückkehren konnten, musste man sie in der Stadt unterbringen. Sie kamen also als „Haushaltshilfen“ in verschiedene Bürgerhäuser, wo sie, als Gegenleistung für ihre Arbeit, in die Familiengemeinschaft aufgenommen wurden. Auch Luthers Bekanntschaft machten sie in dieser Zeit und eine von ihnen, Ave von Schönfeld, gefiel ihm nicht übel, aber sie entschied sich anders, sie nahm den Basilius Axt zum Manne. Auch die andern jungen Frauen fanden nach und nach Ehemänner, wobei Luther durchaus die Hand im Spiele hatte. Das war mitnichten Kuppelei, denn er vertrat an den heimatlos Gewordenen sozusagen Vaterstelle. An eine Verbindung mit Katharina, die erst ins Haus der Reichenbachs, dann zu den Cranachs kam, dachte er nicht. Vielmehr galt diese junge Frau bald als Braut Hieronymus Baumgärtners, eines Nürnberger Patriziersohnes, der in Wittenberg die Rechte studierte. Die beiden waren einander herzlich zugetan und dass die Familie Baumgärtner dem Sohn die Heirat untersagte, traf beide hart. Aber Hieronymus war der Erbe und durfte sich nicht gegen Vater und Familie entscheiden ohne sein Leben auf immer zu zerstören und Katharina war bei aller Verliebtheit bodenständig und weltläufig genug, das, wenn auch mit Schmerzen, einzusehen. Aber auch jetzt dachte Luther noch nicht an Katharina – sondern er ließ ihr den Prediger Kaspar Glatz als möglichen Ehemann empfehlen. Der muss irgendetwas „an sich“ gehabt haben, man sagt, er sei ein zänkischer Geizkragen und zudem unansehnlich gewesen, denn Katharina lehnte das Anerbieten nicht nur ab, sondern sie war regelrecht aufgebracht. Wenn Luther selbst oder der Nikolaus von Amsdorf sie haben wollten, verwahrte sie sich, so wolle sie wohl, aber der Kaspar Glatz könne sie nicht haben. Was eigentlich nur heißen sollte: jeden, nur nicht diesen – aber Luther, dem ihre Antwort überbracht wurde, merkte auf, verstand diese Antwort durchaus nicht sofort als Fingerzeig, sondern war eher verdrossen über die „Hoffart“ der jungen Frau, die es sich doch bestimmt nicht leisten konnte, wählerisch zu sein. In diesem Zusammenhang fiel auch das harte Wort vom Teufel. Dieser Teufel aber sollte er selbst werden. Denn irgendetwas an diesem Selbstbewusstsein zog ihn auch an, und er begann, sich mehr um die junge Frau, die ja so arg jung nun auch nicht mehr war, zu kümmern und sich die Sache unter dem Aspekt einer Heirat einmal genauer anzusehen. Im Cranachschen Haus ging er ohnehin ein und aus. Er fand eine resolute Person, die wusste, was sie wollte die weder zu töricht noch zu „beschlagen“ war, die einen klaren Blick für die praktischen Dinge des Lebens besaß und – genau so jemanden konnte er an seiner Seite brauchen, also tat er das, was alle künftigen Ehemänner tun – er hielt

bei ihr um ihre Hand an und sie, die sich ja schon vorab erklärt hatte, stimmte zu. Man kann sagen, dass eigentlich sie den Luther geheiratet hat.

Aber nun sollte man doch meinen, dass Luthers Freunde hoch erfreut gewesen wären – das Gegenteil war der Fall, denn mindestens einer von ihnen war wohl auch schon bei Katharina „abgeblitzt“ und so sahen sie den Freund bereits im Rachen einer zähnefletschenden Hydra zappeln. Dass Katharina in der Tat „Haare auf den Zähnen“ hatte, wollen wir nicht bestreiten, aber ihren „Doktor“ hat sie bis zu seinem Tode herzlich geliebt und er – ja, er sie auch. Die Hochzeit wurde groß gefeiert, der Kurfürst kam zwar nicht selbst zu Gast, aber spendierte Bier und Braten für die ganze Gesellschaft und schenkte den Eheleuten zudem das Schwarze Kloster mit allem Inventar und Einkünften zum künftigen Wohnsitz für sich und ihre Nachkommen. Interessant ist, dass auch Kardinal Albrecht dem jungen Paar ein Hochzeitsgeschenk sandte. Noch eine Angelegenheit bereinigte sich jetzt. Auch Luthers Vater, Hans Luder aus Mansfeld kam mit seiner Frau und seinen übrigen Kindern und – versöhnte sich endgültig mit seinem nun wieder völlig in den Stand eines „anständigen Menschen“ eingetretenen Sohn, der sich eine eigene Existenz geschaffen hatte und nun auch einen eigenen Hausstand schuf wie es sich gehörte. Fortan sollte das Band zwischen den Mansfeldern und den Wittenbergern nie mehr reißen und daran hatte Katharina ihren wohlbemessenen Anteil, denn sie zeigte alsbald, dass ihr alle hausfrau-lichen, aber auch alle Künste der Wirtschaftsführung wohl bekannt waren und erlang fast im Sturm die Achtung von Schwiegervater und Schwiegermutter. Mit der Achtung und gar mit der Liebe der Freunde sollte es noch etwas währen und zeitlebens wurde Luther von ihnen beargwöhnt, dass er dem „Herrn Katherin“ wie er seine Frau nannte, zu viel Mitspracherecht auch in anderen als häuslichen Angelegenheiten einräume.



Eines ist sicher: Katharina konnte mitreden. Sie verstand Luthers Denken und Fühlen und begegnete ihm mit dem Ihrigen. Aber sie redete mit – nicht darin. Sie dachte mit – nicht für Luther. Ihre praktische Sicht machte ihm vieles leichter, und mit Eifer ging sie daran, ihm den Rücken von des Alltags Sorgen und Mühen frei zu halten. Die Ausgangslage war ziemlich katastrophal – zwar gehörte das Schwarze Kloster nun ihnen, aber es war in schlechtem Zustand, die Zellen standen leer, der Kreuzgang, heute nicht mehr vorhanden, war verwildert, die Dächer waren undicht und das Fachwerkkirchlein nur mehr eine Ruine, wenn auch Luther nach wie vor in diesem „Schuppen“ gerne predigte und dort sein intimstes Publikum hatte. Das Inventar des Klosters bestand aus den für die

Haushaltsführung notwendigen Geräten auch Bett- und Leibwäsche waren vorhanden, aber für Frauenkleider gab es, wie wir uns leicht denken können, keinerlei Vorräte an Meterware. Katharina konnte nur einige der vorhandenen Kutten als „Rohmaterial“ nutzen und so bestanden ihre ersten Kleider aus grobem dunklen Stoff, dem sie nur mit ihren Schneiderkünsten einigermaßen modische Schönheit abringen

konnte. Sie tat es, sie bestickte den widerspenstigen Stoff mit den Garnen, die sie in der Paramentenkammer fand, nähte sich Hauben aus dem feineren Altartuch, und verwandte Borten, die eigentlich für die Antependien und zum Flickern der Messgewänder bestimmt gewesen waren. Sie nahm die Ahle zur Hand und machte Hosenböden aus dem Leder, das zur Fertigung von Sandalen ins Kloster gekommen war. Sie reinigte die Zellen der Mönche im Ostflügel und stattete sie mit dem Nötigsten aus – dann heftete sie eine Nachricht ans Schwarze Brett der Universität, dass im Hause Luther Alumnen willkommen wären, und um ein geringes Kostgeld dort wohnen könnten. In der von Studenten überlaufenen Stadt stieß dies Angebot rasch auf offene Ohren und das einkommende Geld (selbstverständlich verlangte Katharina Vorauszahlung) erlaubte es ihr, wenigstens einen Knecht und eine Magd anzustellen, die sich auch auf die – einfache – Kochkunst verstand. So wurde das Refektorium wieder zum Esszimmer auch des Ehepaars Luther, das im übrigen aber den Westflügel des Klosters bewohnte, der heute noch als einziger Rest des Schwarzen Klosters vorhanden ist. Im verwahrlosten Kreuzgang grub sie die Unkräuter und Gräser um und pflanzte ihre Kräuter, sowie schnell wachsende Obstbäume und Beeresträucher. So entstand jener Garten, in dem sich Luther oft mit Gästen erging. Zur Elbe hin erweiterte sie die bereits bestehenden Wirtschaftsanlagen – sie sind heute samt und sonders verschwunden – kurz und gut, schon wenige Monate nach der Hochzeit war das Schwarze Kloster nicht wieder zu erkennen, es summte und brummte darin wie in einem Bienenstock, nur – so sehr Luther anerkannte, dass sich etwas tat, eines ging ihm doch vielleicht etwas zu nahe: Katharina hatte die Angewohnheit, ihn jederzeit aufzusuchen, nicht nur, dass er die altgewohnte Beschaulichkeit des Lebens nicht wieder fand, er sah sich auch im Fortgang seiner Arbeiten behindert. Allerdings schwand diese Unannehmlichkeit wohl schnell, da auch Katharina einsah, dass Luther einen Kreis der Stille um sich brauchte. Auch sie hatte schließlich die Erfahrung des kontemplativen Lebens. Nun, wie auch immer, eine „Sexsklavine“ war Katharina aber keineswegs. Erstens war Luther auch in Sachen Sexualität eher „bürgerlich“ gesonnen, wir kennen seinen Rat vom zwei Mal wöchentlichen Beischlaf, den er für ausreichend erachte, zweitens aber war klar, dass die Herrschaft über „Haus und Hof“ der Frau und nicht dem Manne gebührte – der sich freilich Katharina gegenüber seine Oberhoheit ausbat „... in Haus und Hof gestehe ich dir die Herrschaft zu unbeschadet meines Rechts“ schrieb er an sie. Und – eine dumme Tucke war Katharina auch nicht. Sie konnte in politischen Diskussionen gut und gerne mithalten, warf auch einmal ein Wort über den Tisch, das den akademischen Feuerköpfen einen Kübel Wasser über die Scheitel goss, zumal dann, wenn Luther sich für die Löschkaktion noch ausdrücklich bedankte. Unter dem Pantoffel – stand Luther jedoch nie, noch stand sie unter der Knute ihres Mannes, sondern wir dürfen zwischen den Beiden wohl von einer echten Partnerschaft in Geben und Nehmen ausgehen. Solch Geben und Nehmen nennt man Liebe.

Die neue Kirche

Der Anfang

Wo eigentlich ist der Anfang der neuen „evangelischen“ Kirche? Dort, meine ich, wo Luther, von der alten Christenheit, die er eigentlich erneuern wollte, verstoßen wurde und dennoch nicht von seiner Arbeit ließ. Dort, wo seine Ideen sich auch von den Ideen derer abgrenzten, für die sein Evangelium nur Sprungbrett in eine wirklich neue, vom Geist allein getragene „Frömmigkeit“ sein sollte. Von Konservatismus wie von Avantgardismus geschieden aber stand diese Kirche seit dem Jahre 1525 als Kirche da, akzeptiert von den Mächtigen wie von den Ohnmächtigen, von den Einen mit Erleichterung, von den Andern mit Resignation.

Und – wie sah diese Kirche aus? Sie ähnelte an ihrem Anfang noch sehr der altgewohnten. Luther entfernte die Bildwerke nicht aus den Kirchen, sondern übernahm sie wie sie lagen und standen in den Dienst der neuen Lehre. Er entfernte auch die Heiligen nicht aus den Kirchen, sondern nahm ihnen lediglich ihren halbgöttlichen Charakter. Sie blieben aber, auch ohne ihre Rolle als Fürsprecher der Gläubigen, Vorbilder christlichen Lebenswandels. Allen voran stellte Luther, auch dies durchaus noch im Sinne alter Intentionen, Maria als Inbegriff der Ergebung in den Willen Gottes. Er entfernte alte, vielen lieb gewordene Gewohnheiten nicht aus den Kirchen, so ließ er den Weihrauch zur Heiligung des Abendmahles und die festlichen Gewänder sowie die Kerzen zur Abgrenzung des Sakramentalen vom Profanen bestehen. Nur zur Predigt erschien Luther im weltlichen Gewand eines Akademikers – am Altar trug er das Messgewand. Über die Ödnis eines „volkskirchlichen“ Gottesdienstes der „Kaiserzeit“ hätte er sich sehr gewundert. Seine „Veranstaltungen“ waren denkbar vielfältig, er behielt das Ordinarium der Messe bei, tolerierte auch das Lateinische weiterhin, nur konterkarierte er es mit deutschen Gemeindeliedern anstelle der lateinischen Antiphonen, Psalmen, Gradualen und Hymnen. Er ließ auch die Beichte bestehen und übernahm ohne Abstriche die Taufriten der alten Kirche samt dem Exorzismus und alledem, was uns heute an einer Taufe „katholisch“ vorkommen mag. Er nahm weder das Weihwasser noch das Kreuzzeichen fort aus dem Glaubensleben, empfahl es vielmehr seinen Mitstreitern. Auch die letzten Riten ließ er so wie sie waren bestehen – tilgte nur die Anrufungen der Heiligen. Ein Mensch, der sich also 1525 meinethalbs in die nunmehr „evangelische“ Stadtkirche zu Wittenberg und in einen Gottesdienst des Johannes Bugenhagen verirrt, merkte außer dem Gebrauch der deutschen Sprache und einigen – freilich schwerwiegenden – Änderungen am liturgischen Formular nicht viel an Unterschieden. Das Gemeindevolk kniete, bekreuzigte sich, schlug sich an die Brust, neigte zum Glaubensbekenntnis – Luther betete das Nicaeno – Konstantinopolitanum wie es auch die alte Kirche betete, ließ aber daneben das Apostolicum für einfachere Anlässe zu – das Haupt und der Pfarrer am Altar ließ sich, wie gewohnt, von Diakonen und Ministranten assistieren – zumindest im feierlichen Hochamt. Er hörte die Orgel und er hörte den Kirchenchor, die alte Schola, ihre alten und neuen Gesänge anstimmen, entweder im altherwürdigen gregorianischen oder im hoch modernen polyphonen Stil. Er roch den Weihrauch, der um das Evangelium und die eucharistischen Gaben geschwenkt wurde und er sah am Ende des Gottesdienstes, der noch durchaus Messe hieß, den Priester

wie er mit erhobenen Armen und mit dem Zeichen des Kreuzes die Gemeinde segnend entließ.

Dennoch war einiges anders an dieser Kirche, was auch dem flüchtigen Beobachter auffiel. Zur Kommunion traten alle Gemeindeglieder jeden Sonntag zum „Tisch des Herren“ und der Priester und seine Helfer reichten ihnen nicht nur die Hostie, sondern auch den Kelch. In der alten Kirche war derartiges gemeinsames und regelmäßiges Kommunizieren nur geistlichen Gemeinschaften vorbehalten und auch dort – obwohl ihnen der Kelch gestattet blieb – nur mit einem „Element“ nämlich dem Brot. Die Laien begnügten sich damit, der Messe beizuwohnen und „innerlich“ zu kommunizieren. Die Predigt erschien ihm länger als gewohnt, und dieser Eindruck war durchaus richtig – die Auslegung der Bibel beanspruchte weiten Raum im gottesdienstlichen Geschehen; in der alten Messe hingegen fiel sie meistens ganz aus, dafür gab es dann besondere Predigtzusammenkünfte. Die gab es hier aber auch, sodass dieser Eindruck für einen „Neuen“ ziemlich verwirrend sein konnte. Aber auch sonst war manches anders: die Fastentage nämlich hatten sich in eine Vorfestzeit der Besinnung verwandelt, neben denen das weltliche Leben wie gewohnt seinen Gang ging. Wer fasten wollte, sollte das aus freien Stücken tun, die neue Kirche verbot es nicht, wollte es aber auch nicht unter die Verdienste gerechnet sehen.

Die neue Kirche verbot überhaupt nichts, denn sie hatte nichts zu verbieten. Der alte Glaube wurde auch unter den sächsischen Kurfürsten (Friedrich war 1525 gestorben und sein Bruder Johann hatte die Herrschaft über ganz Kursachsen übernommen) von offizieller Seite nirgendwo auch nur verächtlich gemacht. Neben den neuen Predigern aus Luthers Schule amtierten geweihte Priester der römischen Kirche, lasen die Messe, nahmen die Beichte ab, trauten, taufte und beerdigten nach alter Weise. Wenn eine Pfarrstelle sich, wie an der Wittenberger Stadtkirche, durch Tod erledigte, trat einfach ein neuer Pfarrer an, der sich zur Lehre Luthers bekannte, die Messe nach seiner Ordnung las und die Predigt nach Luthers Auslegung des Evangeliums hielt. Manchmal war ein solcher Pfarrer verheiratet, manchmal aber auch nicht. Niemand warf Mönche und Nonnen gewaltsam aus ihren Klöstern, die immerhin ja ihr Zuhause waren. Nur – wo ein Kloster sich leerte, da richtete man es nicht wieder ein, sondern widmete die Baulichkeiten um – zu Schulen, zu Spitälern, zu Gutsbetrieben. So, nicht in großen Gewaltaktionen, sondern Kirche um Kirche, Dorf um Dorf, Stadt um Stadt wuchs in Sachsen und Thüringen die Zahl der Geistlichen, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichten und Weib und Kind ihr eigen nannten. Seit 1523 war dieser Prozess im Gange, mehr und mehr entwickelte sich Wittenberg mit seiner Universität zu einer „Kaderschmiede“. Neben Luther standen und lehrten immer mehr Mitarbeiter das neue Christentum – das ja, wie wir gesehen haben, eigentlich das alte war. Die meisten aber wurden von Luthers Gestalt überstrahlt – nur einer konnte neben ihm ein eigenes Profil bewahren: der kleine, schwächliche Philipp Melancthon, der „Lehrer Deutschlands“.

Die Frage ist und sie wird immer wieder gestellt: wollte Luther diese Entwicklung? Am Anfang, als er die Thesen formulierte, als er nach Augsburg ging um sein Bekenntnis abzulegen, als er dem Papst seine Schriften widmete – wollte er diese Entwicklung mit Sicherheit nicht. Sondern er glaubte an die „ecclesia semper reforman-

da“ und war der Ansicht, dass er die nötige Qualifikation besaß, eine solche Reformation seiner Kirche anzuregen. Er wollte sie aber nicht selbst durchführen, sondern die Durchführung denen überlassen, die, wie ihm schien, von Gott dazu vorgesehen waren: dem Papst und seinen Bischöfen. Aber bereits in Worms änderte sich seine Haltung: er begriff, dass diejenigen, die er meinte, unfähig waren, die Notwendigkeit auch nur zu sehen und wandte sich nun auch innerlich von ihnen ab. Als er Worms verließ, war Luther nicht mehr „katholisch“. Er war im wahrsten Sinne des Wortes „hindurch“ und auch schon Lichtjahre von allem Römischen entfernt. Wenn etwas noch dem Alten glich, dann war es nur aus dem einen Grund: dass man die Menschen nicht, wie er in seinen Invokavitpredigten erläutert hatte, vor den Kopf stoßen darf. Ab Worms war er der unermüdete Organisator einer bewussten Gegenbewegung zum Bisherigen, die aber das Herkommen unbeschwert für ihre Zwecke mit nutzte wo es sich anbot. So entstand die Zwitterform des „evangelischen“ Verständnisses, das einmal sich ganz neu orientiert, dann aber auch nach der Seite der Tradition tendiert. Noch waren die Geistlichen, die von Wittenberg kamen, nach alten Herkommen geweihte Priester – aber es war absehbar, dass die nächste und übernächste Generation das nicht mehr sein würden, denn die Eucharistie hatte aufgehört, Opfer zu sein, das – gut heidnisch – nur ein geheiligter Priester vollziehen konnte, der „weniger als Gott, aber mehr als Mensch“ war, wie Innozenz III das einmal formuliert hatte. Der Geistlichkeitsbegriff Luthers und der neuen Kirche war der eines Primus inter Pares, den nur der erteilte Auftrag zur Verwaltung von Wort und Sakrament von seinen Mitchristen unterschied. Wer diesen Auftrag erteilte, ob der Landesherr, der Bischof, oder die Gemeinde, darum sollte noch ein erbitterter Streit entbrennen. Alles das aber hat Luther ganz bewusst in Szene gesetzt, es ist ihm nicht „unterlaufen“, wie mancher annimmt. Er wurde zwar in die Rolle des Neugründers gedrängt, aber er hat diese Rolle dann sehr aktiv ausgestaltet. Übrigens – er hat gestaltet ohne zu dominieren, er hat Vorschläge gemacht, die wohl nur mangels Alternativen angenommen wurden – als die Bewegung stark genug geworden war, kamen wir werden es hören, solche Alternativen auf die Tagesordnung und sorgten für jahrelange Unstimmigkeiten, ja sogar für einen Bruch in der Bewegung als solcher. Denn – Luther, der so vielen vertrauten Sichtweisen den Abschied gegeben hatte, war kein biegsamer Charakter. Über „evangelische Wahrheiten“ war eine Diskussion mit ihm nicht möglich, und was in der Bibel, vornehmlich im neuen Testament stand, war sakrosankt für ihn.

Aber – nicht alles, was er verteidigte, war auch biblisch und Luther wusste das nur zu gut. Da war die Tauffrage, für die es gute biblische Argumente auf Seiten der „Täufer“ gab, mehr als dünne hingegen auf Seiten der Verfechter der Kindertaufe. Da war die Frage der Transsubstantiation, die Luther zwar als Aberglauben verwarf, die er aber doch nicht ganz verleugnen konnte – an ihre Stelle trat die Lehre von der Realpräsenz, die man doch, so wie Luther sie vertrat, eine „abgespeckte“ Transsubstantiation nennen kann. Der Priester als Magier wird dabei zwar überflüssig, aber die „Elemente“ nehmen für den Gläubigen dennoch die Natur von Leib und Blut Jesu Christi an. Der Unterschied zur Transsubstantiation besteht lediglich darin, dass die „Elemente“ nur durch den Glauben „realpräsent“ werden, während sie in der katholischen Eucharistielehre dies vom Konsekrationsakt an objektiv sind. Daher konnten dann Geschichten von „Hostienfreveln“ entstehen, die auf dem Hinter-

grund der Realpräsenz unmöglich sind, denn wo die Elemente nicht geglaubt werden, da sind sie auch nicht vorhanden. Daher kann bis heute nicht verbrauchter konsekrierter Wein auch zu einem guten Schluck nach Tische dienen und können nicht verbrauchte konsekrierte Hostien ohne weiteres im Mülleimer entsorgt werden. Ohne den Glauben des Empfangenden sind es nur noch die Dinge die sie zu sein scheinen. Man kann mit ihnen daher auch nicht „zaubern“ noch sie „schänden“, was übrigens für alle andern „Zeichen“ ebenfalls gilt: ohne den Glauben sind Tauf- und Weihwasser nichts als Wasser und eine Absolution ist ohne den Glauben gar nicht ausgesprochen. Luther wird nicht müde, diesen „Ernst“ anzumahnen, stand er doch einer Generation gegenüber, für die Sakramente noch etwas an und für sich Gegebenes, vom Glauben des Glaubenden Unabhängiges, Magisches waren, Taufwasser eben für immer Tauf- und Weihwasser für immer Weihwasser blieb, auch ein unbußfertiger Sünder absolviert werden konnte und die Hostie auch nach der Kommunion ihre Eigenschaft als Leib Christi behielt. Er war bei diesen Bemühungen allerdings nur mäßig erfolgreich, wie noch die vorige Generation von Lutheranern beweist, die noch immer Schwierigkeiten hat, das „Sakrament des Altars“ im Sinne Luthers zu fassen und es – unwillkürlich – noch immer als „Wandlung der Substanzen“ begreifen will.

Der Abendmahlsstreit wurde just in dieser Periode der Konstituierung nach 1525 von dem Schweizer Zwingli losgetreten, der 1524 in der Schweiz eine der deutschen ähnliche Bewegung konstituiert hatte. Allerdings orientierte sie sich wesentlich an der Religiosität von Humanisten, will sagen, sie beschränkte sich auf eben jenes Mindestmaß an Glauben, das auch den späteren reformierten Protestantismus auszeichnet und daneben noch ein ethisch durchaus zwiespältiges weltliches Leben zulässt. Emotional gibt und gab dieser reformierte Protestantismus schweizerischer und französischer Prägung wenig her, Karlstadt hätte wohl an ihm seine Freude gehabt, denn er warf die Bilder aus den Kirchen und tünchte sie neu in einem freundlichen Grau, er warf die Orgeln aus den Kirchen und beschränkte sich nur gezwungenermaßen dann aufs a cappella – Singen (später war auch eine einfache Mehrstimmigkeit erlaubt), er warf die Messgewänder aus den Kirchen, seine Geistlichen zelebrierten im Straßenkleid, er duldet weder Kerzen noch Weihrauch, nicht einmal kostbare Abendmahlsgeräte oder Kruzifixe und natürlich stand er dem sakramentalen Gedanken dann auch zumindest skeptisch gegenüber. Im Zentrum des „reformierten“ Glaubens stand das Wort, und zwar das nüchterne Wort der Vernunft, das von den gewählten Repräsentanten der konkreten Gemeinde ausgelegt wurde. Dabei



Das Marburger Schloss

übten „Älteste“ eine geistliche Gerichtsbarkeit auch über diese Repräsentanten der Gemeinde aus. Freizügigkeit zeichnete diese Christen nur aus, wo es gegen die Sitten der „Ungläubigen“ ging, ansonsten und stritt einer gegen den andern um das rechte und wahre Christentum und der Streit ging zuweilen um Haarspaltereien. Auf diesem Hintergrund einer „Minimalreligion“ lässt sich dann auch ein rein äußerliches Abendmahlsverständnis begreifen, das lediglich „zum Gedächtnis der Verordnung Jesu Christi und

zur Festigung der Gemeinschaft in Christo“ abgehalten wurde. Die neutestamentlichen Belegstellen von Leib und Blut Christi waren, als stünden sie nicht darin, wurden allegorisch weg interpretiert.

Bis in die siebziger Jahre des Jahrhunderts zog sich der Streit, wurde vertagt, verschleiert, Einigkeit beschworen und doch nicht gehalten, und zuletzt mündete er doch im inneren Bruch der Bewegung, da auch viele „Lutheraner“ am reformierten Brauch Gefallen fanden – er kam ihrer trockeneren, weniger existenziellen Frömmigkeit entgegen. Im Grunde war und ist die reformierte Frömmigkeit nämlich katholischer als die lutherische. Viel mehr als diese genügt sie sich am kulturellen und kultisch - formalen Konsens. Allerdings konnte er die Bewegung nicht im Kern spalten – gegen die Papisten hielten beide Zweige der Reformation zusammen und Luthers Haltung wurde, wenn auch nicht akzeptiert, so doch zumindest respektiert. In den Marburger Religionsgesprächen, die 1529 unter der Aufsicht des ebenfalls evangelisch gewordenen Landgrafen Philipp von Hessen stattfanden, herrschte ein anderer Ton als in den Begegnungen Luthers mit der alten Kirche. Aber der Bruch, das wussten eigentlich alle Beteiligten, konnte nur hinausgezögert, nicht verhindert werden. So tritt hier bereits zu Tage, was zu einem Kennzeichen insbesondere der reformierten Kirche werden sollte: ihrer ungeheuren Vielfalt von Abspaltungen. Denn des Menschen Geist sinnt alleweil nach neuen Wegen – und wenn sich ihm ein Damm entgegen stellt, so wird derselbe weggesprengt. Der Damm waren die reformierten Normen, die immer wieder Christen zu eng wurden – oder ihnen auf der andern Seite auch nicht eng genug waren, da wie gesagt der formale Konsens mehr galt als die existenzielle Übereinstimmung. Hier beginnen alle diese Fäden sich fortzuspinnen und die Rückkehr zum „Christentum des Ursprungs“ intendiert dasselbe wie es im Anfang war, nämlich eine Bewegung die aus tausenden Sekten bestand. Was beweist, dass Luther wirklich ein „Urchristentum“ gefunden hat, wohingegen alle spätere Entwicklung der Traditionskirche Abkühlung und Erstarrung brachte – konterkariert immer wieder von ekstatischen Ausbrüchen, denen mit Feuer und Schwert gegen gesteuert wurde. Das aber wollte Luther nicht – er sah nicht sich, sondern die Bibel als Richtschnur des rechten Glaubens an, daher sagte er wohl seine Meinung zu den Dingen, aber er überließ es den Obrigkeiten, mit solchen nach Gusto umzugehen. Wir werden noch Näheres davon hören. Hier erst einmal dies: im Anfang der sich organisierenden neuen Kirche ist bereits alles vorhanden, was später ihre Schwierigkeiten, aber auch ihre Triumphe möglich machen wird. Die Volkskirche ist da, die pietistischen Konventikel sind da, die Erweckungs- und die Hochkirchliche Bewegung sind da, aber auch die leeren Kirchen der Gegenwart sind da, sind begründet in der Individualisierung, der „Entmystifizierung“ des christlichen Glaubens, wie er durch die enge Verbindung mit den neuen Testament entsteht und entstehen muss. Denn dasselbe ist, entgegen der landläufigen Ansicht, von sich aus nicht gemeinschaftsstiftend. Erst die Institution Christentum, die nur relativ locker mit dem neuen Testament zusammen hängt und dasselbe, wie man an der Entwicklung der Dinge sieht, auch „unter die Bank legen“ kann, bringt den korporativen Gedanken.

Wie erging es der Reformation nach außen, im politischen Spiel der Kräfte? Sie war nunmehr als gesellschaftlich tragbare und tragfähige Bewegung etabliert, die Absage

an die radikalen Kräfte war irreversibel. In rascher Folge traten nun insbesondere nord- und mitteldeutsche Fürsten zur Reformation über und ermöglichten den oben beschriebenen allmählichen Wechsel zum „Luthertum“. Ich habe, nebenher bemerkt, ein wenig Bauchweh bei dem Gebrauch der Worte „neue Lehre“, „Luthertum“ und „neue Kirche“ und dergleichen, denn genau betrachtet handelt es sich ja nicht um neue Ideen, sondern, und das bitte ich stets zu beachten, diese Begriffe dienen nur der Abgrenzung von der bisherigen „altgläubigen“ Institution. Aber zurück zu den deutschen Herrschaftsgebieten, die sich nun in rascher Folge formierten: es waren neben Kursachsen bereits im Jahre 1526, die Landgrafschaft Hessen, beide mecklenburgischen Herzogtümer, ferner die Herzogtümer Brandenburg – Ansbach, Braunschweig – Lüneburg (hier spielte traditionelle Opposition zum Kaiserhaus mit und auch bei dem Herzogtum Braunschweig – Grubenhagen), außerdem traten als protestantische Territorialherren die Grafen von Mansfeld dem Bund bei, sowie der Fürst von Anhalt – Köthen und, in einem sehr kühnen Balanceakt, die Stadt Magdeburg. Die Zunahme der reformatorischen Länder bedingte nun wieder steigende Kompromissbereitschaft der Altgläubigen – Fraktion, der die „Evangelischen“ gern entgegen kamen, denn auch für sie waren Konfrontationen kein wünschenswertes Ziel und an ihrer Mitwirkung in der Reichspolitik und am Erhalt ihrer Besitzstände und Ränge waren sie naturgegeben weiterhin interessiert – denn auch ein „lutheranischer“ Christenmensch war letztlich ein Christenmensch und demzufolge allen gesellschaftlichen Notwendigkeiten untertan. Auf dem ersten Speyrer Reichstag 1526 erreichte der Torgauer Bund als Sprachrohr der reformatorischen Fürsten denn auch eine Übereinkunft dergestalt, dass man die Angelegenheit bis zu einem einzuberufenden allgemeinen Konzil ruhen lassen wollte. Das unsägliche Wormser Edikt von 1521, das die Schriften Luthers verbot und ihren Besitz unter Strafe stellte, wurde kassiert. Es stand also eigentlich nicht schlecht um die Reformation und sie konnte sich in Ruhe um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Drei Jahre später allerdings schienen schon dunkle Wolken aufzuziehen, als auf den zweiten Reichstag zu Speyer, 1529, klar wurde, dass der Kaiser an der neuen Lehre nicht nur keinerlei Interesse hatte, sondern ihr auch noch dezidiert feindlich gesonnen war, wohl vor allem, weil er um die sowieso schon traditionell instabile Botmäßigkeit seines Hochadels fürchtete. Auf dem Reichstag zu Augsburg im folgenden Jahr fiel dann die endgültige Entscheidung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gegen die Reformation und zwang die reformatorischen Fürsten – inzwischen waren es wieder mehr geworden – ihre Reihen noch enger zu schließen. Nach innen aber herrschte in jenen Jahren emsige Tätigkeit und alle Tätigkeit kulminierte in einem Haus am Stadtrand von Wittenberg, nahe der Elbwiesen.. dem ehemaligen Schwarzen Kloster, nunmehr Luthers Wohnhaus.

Im Lutherhaus

Von diesem kennt man, wie ich schon schrieb, nur noch die heutige Gestalt: den Westflügel an der Elbe, den man heute durch das vorgebaute Augusteum erreicht und einen Teil des ehemaligen Verbindungsganges zum heute durch das Augusteum bis auf Reste des Gewölbekellers verlorenen Ostflügel, der die Bursa, die

Studentenzimmer und im ehemaligen Kapitelsaal einen Raum für größere Treffen und Vorlesungen enthielt. Die Kirche, die sich im Norden zwischen die beiden Flügel legte, ist heute ebenso verloren, sie war ein einschiffiger Fachwerkbau und wie schon erwähnt bereits zu Luthers Zeit in sehr schlechtem Zustand. Eine vierflügelige Anlage, wie sie die nebenstehende Rekonstruktion (die meines Erachtens etwas überdimensioniert ist) zeigen will, ist das Wittenberger Augustinerkloster aber wohl nie gewesen. Für ein Bettelordenskloster war eine solche auch, anders als für kontemplative Orden (Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser), niemals Pflicht. Sie durften mit dem vorlieb nehmen, was man ihnen als Unterkunft bot. Dennoch schlossen Gang, die beiden Häuser und die baufällige Kirche, die längst einer andern, repräsentativen Platz gemacht hätte, wären es noch die alten Zeiten gewesen, das Ensemble zu einer Klausur zusammen. Der Raum dazwischen, der eigentlich der Kreuzhof gewesen wäre, wurde Katharinas erster Hausgarten. Im Westflügel aber, der noch in den Grundzügen erhalten ist, wohnte nun die Familie Luther. Im Erdgeschoss befanden sich die Küche und ein großes Empfangs- und Speisezimmer, das alte Mönchsrefektorium, in dem auch die Alumnen gepflegt wurden, vielleicht auch noch ein paar Vorratsräume, darüber lagen die Räume Luthers und der Familie. Das Quartier war nicht großzügiger als andere Bürgerhäuser. Beheizt wurde das Haus von der Küche aus – im Ostflügel gab es keine Heizung, was aber insofern weniger ins Gewicht fällt, als die Witterung damals grundsätzlich wärmer war als heute. Kaum einmal fiel die Temperatur unter die Marke von 5°C und im Gesellschaftsraum der Bursa gab es einen Kamin. Selbstverständlich war das Kloster unterkellert – insbesondere im Westen, wo die gesamte klösterliche Wirtschaft stattfand, während der Ostflügel allein den Mönchen zum Schlafen und zum eigentlichen Ordens- und Gebetsleben vorbehalten war. Ein Anbau im Westen beherbergte die Bibliothek und – im Erdgeschoss – sanitäre Einrichtungen. Im Saal der Bibliothek, nicht im nachträglich eingerichteten so genannten Luther – Hörsaal hielt das theologische Studium generale der Augustiner seinen Betrieb und auch Luther seine privaten Vorlesungen. Luther brauchte nur eine Türe zu öffnen und befand sich im Saal der Bibliothek und in der Nähe seines Katheders. Flure gab es im Lutherhaus nicht, alle Räume fluchteten, nur im Ostflügel, in der Bursa, gingen die ehemaligen Mönchszellen von



Modell des Wittenberger Augustinerklosters

einem an der Außenwand entlang laufenden Flur ab, der auf der südlichen Seite zu einer Treppe zum – zweistöckigen – Verbindungsgang, auf der Nordseite zur Kirche führte. Klausuren lagen traditionell an den Südseiten der Kirchen, da dieselben sie vor den kalten Nordwinden schützten. Heute ist von all diesen Dingen, wie gesagt, nicht mehr viel zu sehen, auch

das Lutherhaus selbst hat Um- und Ausbauten erfahren, von der ursprünglichen Raumaufteilung ist nur

noch die so genannte Lutherstube erhalten, die wohl Wohn- und Empfangszimmer der Familie war, denn Luther spricht selbst davon, dass sein Arbeitszimmer „über dem Fluss“, also wohl eher im westlichen Anbau gelegen war. Von dort konnte er über die Elbauen hinweg rechter Hand auf die Silhouette Wittenbergs und gerade-

aus in die weite Ebene der Dübener Heide schauen. Unten im Anbau befanden sich, wie gesagt, die sanitären Anlagen (Abtritt und Badestube), die zur Elbe hin in einem eigenen System entwässert wurden – ein damals fortschrittliches Verfahren. Das Haus stand auf einem durchgehenden Keller – für einen klösterlichen Westflügel, der traditionell die Wirtschaftseinrichtungen aufnahm, nicht ungewöhnlich. Dieser Keller nun war das Reich der Katharina. Hier bewahrte sie ihre Vorräte, sofern sie nicht trocken lagern mussten, auf: Wein, Rüben, Lagerobst, Pökelfleisch und Eingemachtes, aber auch die Fässer mit eingesalzenem Kohl und mit dem Hausbier, das in einem Gelass neben der Küche angesetzt und gebraut wurde, kamen hierher. Der trocken zu lagernde Vorrat hingegen, Korn und Speck sowie die Würste, die in einer Räucherammer im Winkel des Anbaus konserviert wurden, Salz- und Räucherhering und Stockfisch. Öl und ausgelassenes Schmalz, sowie getrocknete Küchen- und Heilkräuter lagerten in Bodenkammern. Man holte den Wochenbedarf in die Küche hinunter und verstaute ihn dort in Tongefäßen und Truhenfächern. Auf diese Dauervorräte griff man besonders im Winter und im Frühjahr zurück, wenn der Garten keine Erzeugnisse lieferte – und ergänzte sie im Sommer und im Herbst aus der anfallenden Ernte wiederum.

Aber nicht alles säte, pflanzte und erntete man im Lutherhaus. Vieles, Korn, Fische, Fleisch, Öl, Rüben (die wie heute Kartoffeln verwendet wurden) musste man kaufen – und die Wittenberger Händler waren zumindest zu Anfang nicht besonders entgegenkommend in der Preisgestaltung, stand Luther doch im Ruf, ein reicher Mann zu sein und vom Kurfürsten wie von anderen reformatorisch gesinnten Landesherren reiche Gaben zu kassieren. Das war nicht der Fall, Luther bezog zeit seines Lebens nur ein Professorengehalt von der Universität, dazu kamen gelegentliche Zuwendungen, aber von regelmäßigen Nebenverdiensten war nie die Rede. Aber er ließ doch zeitlebens Bücher drucken, verdiente er denn nicht Unsummen an ihrem Vertrieb? Das war damals nicht üblich. Man ließ Bücher nicht drucken um daran zu verdienen, sondern darum, dass bestimmte Ideen unter die Leute kamen. Im Gegenteil, man hatte die Druckkosten und die Drucker noch selbst zu bezahlen und wenn man das nicht konnte, und Luther konnte es nie, floss der Erlös der Exemplare ganz und vollständig in die Taschen des Druckers. Der also, Hans Luft, machte das gute Geschäft mit Luthers Schriften, nicht er selber. Was Wunder, wenn Katharina bald begann, Groschen von den Einkünften aus der Bursa beiseite zu legen und Zuwendungen abzuzweigen und darauf aus war, eine eigene Wirtschaft zu betreiben, ihren Haushalt von Marktpreisen unabhängig zu gestalten. Da sie selbst keine Pacht- und Kaufverträge abschließen durfte, hören wir einiges von ihren Erwerbungen aus Luthers Korrespondenz und Tischreden – es muss um manches Stück Land auch heiß her gegangen sein, ehe Luther sein Einverständnis gab und zwar nicht nur zwischen Katharina und ihm, sondern auch zwischen Konkurrenten um Kauf und Pacht. Sie erwarb Gärten vor der Stadt, aber auch Gutsbetriebe, die sie mit viel Energie und Umsicht verwaltete, so das Gut Zülsdorf, aber auch, nach Herzog Georgs Tod, das väterliche Anwesen Lippendorf. Vor allem in den späteren Jahren ihrer Ehe hielt sie sich auch oft auf diesen Gütern und in diesen Gärten auf, die man heute am ehesten mit Plantagen vergleichen würde – Ziergärten waren in bürgerlichen Haushalten unbekannt. Den Überschuss ihrer Güter verkaufte sie an Händler und gab ihnen dabei je nach Gelegenheit den einen oder andern gesalzenen Preis zurück. Am Ende

und unterm Strich war es ihre erfolgreiche Wirtschaft, die es Luther ermöglichte, sein Leben ganz und gar seiner innen und außen zu errichtenden Kirche zu widmen.



Dazu kam noch die Familie. Sechs Kinder gebar Katharina ihrem Luther, von denen vier am Leben blieben. Eines starb noch im Kindes-, die andere Tochter, Magdalena, an der Schwelle zum Jugendalter. Damit zahlte die Familie Luther der damaligen Lebenserwartung keinen höheren Preis als üblich, eher einen geringeren, denn zwei Kinder von sechsen war ein durchaus gängiger Zins. Einmal auch schwebte Katharina selbst über Wochen in Todesgefahr und was Luther darum empfand, lässt ahnen, wie sehr er seine Katharina als Mitte und Achse seiner menschlichen Wohlfahrt begriff. „Herr“ betete er, „wenn du sie mir sündigem Menschen schon nehmen willst, so erbarme dich doch wenigstens der unschuldigen Kinder!“ Der Herr erbarmte sich, aber um einen hohen Preis. Monate dauerte

Katharinas Genesung und wenn sie auch wieder „ganz die Alte“ schien, so wurde sie doch in Wahrheit die Katharina von vordem nie mehr. Sie überspielte ihre Schwächen, indem sie sich, anders als vordem, mehr auf die Kontrolle dessen, was geschah, beschränkte, aber sie selbst mag den Unterschied gespürt haben.

Die Kontrolle dessen.. die Kontrolle welches? Was hatte Katharina zu kontrollieren? Von den verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben, die es dem Schwarzen Kloster gestatteten, ziemlich autark zu existieren, sprachen wir schon. Aber nicht alles konnte man selbst herstellen und da galt es, vorteilhafte Bedingungen auszuhandeln, damit das Notwendige in guter Qualität und zudem zu vertretbarem Preis im Hause eintraf. Man brauchte: Wein, Geschirr, kupferndes und zinnerne Gerät, Messer und Scheren, feine Tuche (Wollstoffe und Leinen konnten man selbst produzieren, seit Katharina auch die Güter bewirtschaftete) feines Leder, die Häute dafür konnte sie selbst zum Gerben geben, aber nicht selbst gerben, die Fuhrwerke mussten in Schuss gehalten werden, am Bau gab es stets etwas zu zimmern und zu bessern, die Küche war zu beaufsichtigen und die Reinigung der Zimmer – die Studenten reinigten ihre Unterkünfte allerdings selber. Heizmaterial für den Winter und für die Küchenherde war bereit zu stellen, nach dem Brunnen zu schauen der, heute versandet, im ehe-



maligen Kreuzgarten sprudelte, und natürlich waren die Kinder zu versorgen und nicht nur mit Nahrung und Kleidung, sondern auch mit Zuwendung wie sie nur eine Mutter geben kann. Daneben mussten die Erträge sofern sie ins Haus kamen, gut gelagert werden, damit sie nicht verderben. Die Hausapotheke musste stets auf dem neuesten Stand sein, denn in der Hauptsache wurde sie vom Hausherrn selbst gebraucht – Luther war, je weiter er an Jahren fortschritt, ein immer kränklicher Mann. Über Katharina aber lief auch ein Großteil der Wittenberger Korrespondenz und vor allem die geschäftlichen Beziehungen zu Luthers Drucker – wir hören von ihren diesbezüglichen Klagen aus ihren Briefen, aber auch von ihrer eigenen Korrespondenz mit ihrer und Martins weit verzweigten Familien. Zu den Studenten nahm sie, im Einverständnis mit ihrem Mann, noch Verwandte von Luthers und Boras Seite ins Schwarze Kloster auf – und auch so manchen „Windbeutel“, der es nur auf Luthers überall bekannte Gutmütigkeit abgesehen hatte. Solche Windbeutel, von Katharina meist rasch entlarvt, sorgten dann dafür, dass sie als geizig und zänkisch verschrien wurde. Wir wissen ja, dass der Ruf eines Menschen nicht von denen begründet wird, die ihm wohl, sondern von denen, die ihm Arges wollen. Nur wenn sich solche nicht finden, kommen auch irgendwann die „Guten“ zu ihrem Recht. Katharina konnte in ihrem so weit gefächerten Arbeitsfeld indes nicht nur Freunde finden.

Ebenso erging es Luther, der sich auch nicht jedermann zum Freund machen konnte. Den einen behagte sein bürgerlicher Lebensstil nicht, den andern ging seine Freigebigkeit nicht weit genug. Dabei ging er stets so weit wie er irgend gehen konnte, zuweilen sogar, zu Katharinas Verdruss, etwas weiter, Denn Geld und Geldeswert waren allezeit knapp im Hause, wenn auch das Lebensnotwendige stets reichlich zur Hand war. Die Luthers waren, wenn auch eine wohlhabende, nie eine reiche Familie. Dennoch taten sie was sie irgend vermochten, um unglücklichen Mitmenschen zu helfen – nun, manchem Mitmenschen werden sie wohl nicht auf die Weise geholfen haben, die er sich erhoffte; darum nicht, weil sie es nicht konnten. Aber – im Schwarzen Kloster wurden Mädchen und Knaben erzogen und umsorgt, wurden arme Freunde und Verwandte beköstigt und behaust, fanden Durchreisende Quartier, und davon, dass Luther über das Ganze wie ein Patriarch geherrscht haben sollte, ist nichts überliefert. Vielmehr ordnete er sich dem Rhythmus des Hauses ein und unter – Katharina bestimmte, wann gegessen und was gegessen wurde, worin man sich kleidete, wann die Betten frisch aufgemacht wurden und die Öfen geheizt waren, sie sorgte für das Licht der Lampen und dafür, dass Luther stets genug Papier, Tinte, Sand und Federn in seinen Laden fand, und – ja, eine Ehefrau war sie ihrem Martin auch – aus ihrer Korrespondenz geht hervor, dass die beiden ein sehr vertrautes, inziges Verhältnis zueinander hatten, auch wenn Katharina ihren Martin vor andern Leuten nicht duzte. Sie musste ihr besonderes Verhältnis zu ihm nicht herausstellen, sie hatte es und das unverbrüchlich – auch dann, wenn sie ihm gerade wegen einer Erwerbung in den Ohren lag und ihn nach Strich und Faden nervte oder ihn zu überzeugen suchte, dass er seine Mildtätigkeit gerade an den falschen Kerl verschwendete. In der Öffentlichkeit aber brachte sie ihm den gleichen Respekt entge-

gen, auf den er vor seiner gesamten Umgebung Anspruch hatte – und er vergalt es ihr mit Gleichem, so dass auch seine Umgebung sich daran gewöhnte, Katharina ernst zu nehmen. Sie war die Herrin und Luther hielt sehr darauf, dass man sie auch als eine solche behandelte – was den Freunden zuweilen schwer zu fallen schien, da sie ihre Frauen weitaus mehr aus dem eigenen Umkreis ausschlossen als Luther. Der nämlich sprach mit seiner Katharina auch über das, was nicht unbedingt den Haushalt anbetraf, holte sich Rat auch in Fragen, in denen sich ein Mann seiner Zeit nicht unbedingt bei Frauen Rat holte. Jedenfalls war Katharina jederzeit gut über das im Bilde, was ihr Mann da gerade auf dem Schreibtisch hatte und durfte gern auch ihre Meinung dazu haben und kundtun.



Die Familie Luther, Gemälde von Spangenberg aus dem 19. Jahrhundert

Luther als Vater: er muss ein guter Vater gewesen sein, denn wir hören dass er seine Kinder auch in seiner Studierstube spielen ließ, also für sie stets präsent und erreichbar war. Es gab keinen „Sicherheitschirm“ zwischen ihm und seinen Kindern, er war für sie jederzeit erreichbar und ließ sich von ihnen anspre-

chen. Und – er sprach sie auch selbst an, wollte von ihren großen und kleinen

Sorgen und Freuden wissen, überließ nichts dem Gutdünken der Kindermädchen. Sein Vorbild nämlich im Verhältnis zu seinen Kindern war kein anderes als das Vorbild seines Gottes. Den begriff er als Vater und so wie er wollte auch er seinen Kindern ein Vater sein: jederzeit da, jederzeit ansprechbar, jederzeit mit Rat und Hilfe



PAULUS LUTHERUS THEANDRI FILIUS. MED. D. ARCHIDIAKON. ELECT. BRAYDENBURG ET SAXON. UTRIUSQUE CONSILIARIUS.

zur Stelle, aber auch mit Orientierung und Korrektur – Luther lehnte zum Beispiel die körperliche Züchtigung nicht ab, wollte sie aber auf ihre Funktion als letztes Mittel beschränkt und nur dann angewandt wissen, wenn alles andere nicht gefruchtet hatte. Wo die Rute nicht vorgerichtet hätte, pflegte er zu sagen, da müsse dann der Henker nachrichten, und das wollte er seinen Kindern verständlicherweise ersparen. Um die Söhne vor allem rasch zu weltgewandten Menschen zu machen bestand er darauf, dass sie bereits im zarten Alter zu Fremden gegeben wurden – sehr zum Unwillen der Mutter, die im Gegenteil die Wirkung fürchtete, die der Verlust der mütterlichen und überhaupt der elterlichen und häuslichen Geborgenheit haben könnten. Aber Luther setzte sich durch – und hätte zumindest in einem Falle

doch auf den Rat seiner Frau hören sollen, denn Hans, dem ältesten der Lutherkinder, bekam die Trennung vom Elternhaus gar nicht gut und hatte sehr negative Auswirkungen auf sein späteres Leben.

Luther erwartete von keinem seiner Söhne, dass er die geistliche Laufbahn einschlagen sollte, aber er erwartete, dass sie einen akademischen Beruf ergriffen. Von seiner Tochter und von seinen Pflögetöchtern erwartete er, dass sie gleich der Mutter den Haushalt zu versehen lernten, sie konnten darin ja keine bessere Lehrerin haben, und im übrigen wenigstens die Bildung hatten, die er bei Katharina fand – also für eine Frau jener Zeit eine erhebliche. Die gleiche Erziehung ließen er und Katharina übrigens auch seinen Pflegekindern zugute kommen, sie machten da außer vielleicht in der intimen Vertrautheit, keinen Unterschied. Kam die Zeit heran, so wurden die Töchter und Pflögetöchter im Schwarzen Kloster zur Ehe ausgestattet, denn Luther war nicht der Ansicht, dass sie ihre Jungferschaft lange bewahren müsste, Jungfrauen, sagte er, wären kein Lagerobst. Nur – sollte eben alles „ehrbar“ zu gehen und auch nicht zu früh sollten sie in die Ehe gegeben werden. Melanchthon, der seine Tochter viel zu früh hatte heiraten lassen, war ihm dabei ein warnendes Beispiel, denn das Mädchen, von der neuen Situation als Hausfrau völlig überfordert, wurde ihrem Ehemann bald zur Last, von der er sich anderweitig zu erholen suchte. Margarethe, die einzige überlebende Tochter Luthers, heiratete allerdings erst nach dem Tod ihres Vaters und auch Paul, der jüngste und erfolgreichste der Luthersöhne führte erst nach 1546 eine Braut ins Haus.



Margarete Luther

Dass für die religiöse Erziehung gesorgt wurde, war im Hause Luther wohl selbstverständlich. Die Kinder wurden zum täglichen Gebet angehalten, sobald sie die Hände falten konnten, und zum Erlernen der christlichen Standardgebete sobald sie die Sprache flüssig beherrschten. Schritt ihre Aufnahmefähigkeit weiter fort, wurden sie auch mit der Bedeutung derselben bekannt gemacht wie auch mit den ethischen und theologischen Grundinhalten des christlichen Glaubens. Eine Zusammenfassung dessen, was im Lutherhaus den Kindern an religiöser Bildung „zugemutet“ wurde, gibt uns der Kleine Katechismus, für den Luther vor allem wohl aus der Erfahrung mit der religiösen Erziehung seiner Kinder und

Pflegekinder schöpfte. Sonn- und feiertags ging es im besten Staat zur Kirche und zwar keineswegs nur dann, wenn der Vater mit

dem Gottesdienst daran war. Man ging zu Fuß, auch wenn die Stadtkirche vom Schwarzen Kloster aus eine gute Wegstrecke entfernt war, die Allerheiligenkirche lag näher, war aber als Schlosskirche und Kirche der Universität auch weniger populär. Luther predigte übrigens in beiden Kirchen, als der Zustand der kleinen Augustiner-

kirche keinen Gottesdienst mehr zuließ. Alltags wurde eine kleine familiäre Andacht gehalten, in deren Rahmen die Kinder langsam und ihrem Verständnis entsprechend in die Welt des Christentums hinein wuchsen, so dass sie verstehen konnten, was sie Sonntags taten, wenn sie, wie es üblich war, das Abendmahl mit ihren Eltern nahmen. Sie wurden auch zur Beichte angehalten und zwar wurde darauf gesehen, dass sie dieselbe nicht bei ihrem Vater ablegten, der ihnen aber ansonsten mit geistlichem Rat stets zur Seite stand. Auch Katharina beichtete nicht bei Luther, sondern bei dessen Beichtvater Johannes Bugenhagen, der auch ihre Ehe eingesegnet und ihre Kinder getauft hatte. Bigott im Sinne einer formalen „Frömmigkeit“ war aber im Schwarzen Kloster niemand. Alles ging ungezwungen seinen Gang und das Christentum war zwar Grundlage von allem, aber niemals vorangetragener Habitus. Wer im Hause Luther aus und ein ging, konnte es leicht mit jedem andern bürgerlichen Haushalt in Wittenberg vergleichen. Es hing keine „Fahne des wahren Christentums“ über der Tür, durch die Gefährte und Menschen an „Brisgers Häuschen“³⁶ dem ehemaligen Pfortenhaus im Süden, vorbei, in das Anwesen gelangten. Es wurde gelacht, geweint, geflucht und gearbeitet und es wurde gefeiert wie in jedem andern Haushalt jener Zeit. Denn Luther war ein lebensfroher Mensch gewesen, ehe er ins Kloster ging (und wir wissen ja nun, weshalb er es tat) und diese Lebensfreude kehrte in den folgenden Jahren rasch zurück und bestimmte die Atmosphäre im Haus.



Dennoch und bei aller Selbstverständlichkeit des Christseins verschonten doch die schrecklichen Vorfälle des Lebens das Schwarze Kloster nicht. Von Katharinas schwerer Krankheit sprachen wir schon, aber der Tod griff früh schon nach dem Familienglück und raubte Luthers erstgeborene Tochter Elisabeth schon ein Jahr nach ihrer Geburt. Luther war traurig.. aber „wie erstorben“ fühlte er sich, als seine zweite Tochter, Magdalena, im Alter von noch nicht vierzehn Jahren an einer nicht genannten Krankheit starb. Aber auch Pflegekinder und Alumnen starben und zudem lud sich noch die Pest immer wieder in Wittenberg zu Gast. Luther und Katharina begegneten ihr, indem sie die leerstehende Bursa³⁷ als Hospiz zur Verfügung stellten und sich auch selbst an der Pflege und geistlichen Begleitung der Kranken beteiligten. Die Familie allerdings pflegten sie in solchen Zeiten zu Verwandten zu schicken und dem Gesinde war es überlassen, zu gehen oder zu bleiben. Demgegenüber wurde der Umstand, dass auch die Großeltern irgendwann das Ziel ihres Lebens fanden, schon eher als natürlicher Gang der Dinge betrachtet. Denn anders als in unserem Leben, das alles um sich herum fest zu halten strebt, war man in diesen Tagen darauf gefasst, alles auch einmal lassen zu müssen. Der Tod war so vielfältig gegenwärtig, dass man eher mit ihm als mit einem langen Leben rechnete, wenn man ihn auch begreiflicherweise niemals willkommen hieß. Für diese Menschen, die gerade der Furcht vor dem Gottesgericht entkommen waren, schwang überdies in jeder Trauer vor allem im Falle eines jähen Todes noch einiges von der alten Jenseitsfurcht mit.

³⁶ Eberhard Brisger, genannt Wolf, war der letzte Prior und der einzige der ehemaligen Augustinermönche, der aus privaten Gründen das Kloster nicht verlassen konnte und im ehemaligen Pfortenhaus eine Unterkunft fand. Auch nachdem er das Pfortenhaus verlassen und geheiratet hatte, hieß es weiterhin in der Familie „Brisgers Häuschen“.

³⁷ Die Universität schloss in Pestzeiten ihre Tore.

Wie die Trauer, so kamen aber auch die Feste ins Schwarze Kloster. Besuch von Verwandten und Freunden war ein Grund für festliche Stimmung, aber auch Verlobnisse und Hochzeiten wurden im Schwarzen Kloster ausgerichtet, und die Feste der Kirche taten ein Übriges, zu denen sich auch oft die nähere und fernere Verwandtschaft einfand. Gut weltlich wurden alle diese Feste mit gutem Essen, gutem Trinken, Musik und Tanz gefeiert – die kirchlichen Feste zudem aber noch mit kleinen Darbietungen aus dem Schatz der christlichen Geschichten, die von den Lutherkindern und den Alumnen gestaltet wurden. Solche Darbietungen waren seit jeher als „Mysterienspiele“ bekannt und berühmt – für die Wittenberger Aufführungen dürften derart namhafte Vertreter des Humanismus die Texte und derart profilierte Musiker die Melodien und Stücke geschrieben haben, dass auch ein größeres Publikum sich angezogen fühlte, mit Sicherheit aber waren es die Nachbarskinder aus den Familien Jonas und Melanchthon.. denn die Reformatoren lebten nicht nur geistig eng zusammen, auch rein menschlich hielten sie Gemeinschaft untereinander. Die Frauen kannten einander und die Kinder spielten miteinander in den Häusern, den Gärten und überall sonst in der Stadt und in den Wiesen. Ort der Aufführungen war das Alumnat mit dem ehemaligen Kapitelsaal. Dort wurden die Oster- und Weihnachtsspiele veranstaltet, aber auch zwischendurch fanden Aufführungen statt – auf diese Weise lernte die bürgerliche Jugend Wittenbergs die Bibel sozusagen am eigenen Leibe kennen. Die Verfasserin weiß aus eigener Erfahrung, wie solche Methoden zur Identifikation mit dem Lernstoff beitragen.

Solcher Lernstoff aber war in diesen Tagen nicht nur Kindern zu vermitteln und – solcher Lernstoff musste erst geschaffen werden.

Wie man einen Schatz bewacht



Wie das Kapitel über den Bauernkrieg und die stürmischen Tage in Wittenberg gezeigt hat, war die neue Lehre nicht nur Anfeindungen aus dem Lager der Alten Kirche ausgesetzt, sondern musste sich auch der Beeinflussung durch die stets untergründig wirkenden religiösen Subkulturen erwehren. Luthers Lehre stand in der Mitte zwischen allen und so „zwischen allen Stühlen“ war sie seit dem Bauernkrieg sehr schutzbedürftig, denn die breite Basis, die sie in den unteren Schichten hätte haben können, war verloren, die Basis die sie hatte, das städtische Bürgertum und die akademische Jugend sowie den Großteil der europäischen Humanisten, war insgesamt nicht stark genug. Einziger politischer Rückhalt der neuen Lehre waren die im Torgauer Bund zusammengeschlossenen Landesherren und die besondere politische Lage in Deutschland, in dem die Landesherren die Politik bestimmten und – keiner Fraktion, weder der alt- noch der neugläubigen war in diesen Tagen nach einem Bürgerkrieg zumute, in dem sie allesamt nur verlieren konnten – nämlich an Einfluss gegenüber der – nominellen – Zentralgewalt.

Aber noch etwas machte die neue Lehre verletzlich: nachdem einer einen ersten Erfolg erzielt, und sich mit einer neuen Sicht auf das, was christlich sein sollte, wenigstens partiell durchgesetzt hatte, wuchsen ringsum alle die bisher nur hinter der Hand

geflüsternten Ideen auf, für die solch ein Erfolg den Boden bereitet hatte. Die radikale Hinwendung zur Häresie war zwar wiederum zu einer Minderheitenposition geworden, aber es zeigte sich, dass nicht nur Luther Vorstellungen davon hatte, wie die Kirche „richtig“ auszusehen habe.

Dabei ist zu beachten, dass alle diese „Trittbrettfahrer“ keineswegs die Absicht hatten, wie es Müntzer und seine Anhänger wollten, die „Christlichkeit“ der Kirche in die Häresie zu überführen. Sie hatten eher die Absicht, wie sie uns in Karlstadts Bestrebungen entgegen tritt, ein Christentum möglichst nahe an der Bibel und möglichst fern von der bisherigen Tradition zu schaffen. Diese Bestrebungen gab es bereits seit den Tagen der frühen Kirche, als sich Montanisten und Arianer, Markionisten und Donatisten und viele hier ungenannte Strömungen von ihr trennten. Sie alle betrachteten jeweils von ihrer Warte das, was sich da ereignete, das Hineinwachsen der Christenheit in die gegebenen Bedingungen, als Verrat an der Sache. Im Mittelalter dann waren es vornehmlich die Waldenser, die eine ähnliche Position vertraten, aber auch die böhmischen Hussiten und die Wyclifiten in England neigten zu dieser Ansicht. Sie alle hatten den Erfolg der Reformation vorzubereiten geholfen, sie alle gedachten jetzt auch auf irgendeine Weise davon zu profitieren, entweder indem sie auf der Hineinnahme ihrer Standpunkte beharrten oder sich als Alternative zu ihr profilierten.

Luther befand sich in der - denkbar unglücklichen - Situation, immer wieder sagen zu müssen, was er meinte und was er nicht meinte - und so kam es, dass er auch denen, die an und für sich mit dem Ziel der Reformation sympathisierten, immer mehr dieser Protagonisten als der „Papst von Wittenberg“ erschien. Sollte Müntzer, dessen man wohl gedachte, auch wenn man ihn nicht mehr zu nennen wagte, doch Recht gehabt haben? Wollte dieser Luther in der Tat nur ein formales Christentum durch ein anderes, ebenso formales, aber eines nach seinem Geschmack, ersetzen? Den alten Papst war man mit viel Glück los geworden auch wenn es ihn - für andere - noch gab, nun wollte niemand einen neuen Papst anerkennen, sondern in Sachen Reformation war sich jede dieser Autoritäten erst einmal selbst die Nächste.

Wir finden dieses Phänomen in allen größeren und kleineren geistigen Veränderungen vor: wenn erst einmal einer damit angefangen hat, melden sich beinahe gesetzmäßig alle, die „es“ auch schon und natürlich besser wussten. Man hat sie nur nicht.. und so weiter. Nun, den, der damit anfing, hat man auch nicht „gelassen“ - er hat es einfach getan. Da saßen sie alle und schwiegen. Nun, da es nichts mehr kostet, kommen sie heraus gekrochen und wollen nicht etwa nur ihren Senf dazu geben, sondern am besten gleich das ganze Rezept für ihres verkaufen - mit einigen geschmacklichen Änderungen natürlich - die ihrem persönlichen Geschmack mehr entgegen kommen. Hingegen Luther: er hat in seinem „Konzept“ oft und wieder sehr viel weniger gefordert als er selbst zu tun bereit und willens gewesen wäre. Er machte eben jene Unterscheidung und betrachtete sich nicht, wie alle die neu erstandenen Besserwisser, als Maß der Dinge, sondern stellte das eigene Maß eher zurück und behielt das Maß einer Generation im Auge, die in ganz anderen Begriffen von Christentum erzogen worden war. Dieser Generation war Orientierung zu geben, sie war behutsam in neue Denk- und Gefühlsgewohnheiten überzuleiten, nicht Brüche waren ge-

fragt, sondern Möglichkeiten, die alten mit den neuen Erfordernissen irgendwie zu verbinden ohne den Kern der Sache, die Orientierung am neuen Testament aufzugeben, wie das zum Beispiel die Häretiker taten.

Da hieß es dann, nach vielen Seiten sich zu wenden, und so sind die Jahre nach Luthers Heirat denn auch, auf seine Arbeit bezogen, die Jahre, in denen aus seiner frühen Oppositionshaltung sich eine für Andere annehmbare Systematik des Eigenen zu entwickeln hatte. Es waren Fragen zu stellen nach der Einordnung des Alten. Wie, wurde gefragt, hatte man sich angesichts der Tatsache, dass „Werke“ nicht gerecht zu machen vermögen, zu den „Werken der Barmherzigkeit“ zu stellen? War es überhaupt noch sinnvoll, andern Menschen in ihren Nöten beizustehen? War nicht der Mensch im Unglück der von vornherein Gebrandmarkte, dessen Gottesferne in seinem Leben zutage trat? Calvin vertrat dann prononciert diese Ansicht, wir werden noch sehen, zu welchem Sinn und Zweck. Luther sagte: hört nicht auf, die Werke der Barmherzigkeit zu tun. Zwar machen auch diese euch nicht „gerecht“ vor Gott, denn auch diejenigen, die Christum nicht kennen seht ihr solche tun und werden doch darum nicht erlöst von ihren Sünden, aber: wenn ihr den rechten Glauben habt, schreibt er, wird dieser euch zu den Werken der Barmherzigkeit antreiben und ihr werdet nicht umhin können, sie zu tun. Wenn nicht – stimmt etwas mit eurem Glauben nicht. Dabei geht es, wie man sieht, keineswegs um Luthers Privatansicht, sondern diese Meinung ist vielfach vom neuen Testament unterstützt, in dem es von „Werken der Barmherzigkeit“ nur so wimmelt und in dem sie geradezu von Jesus gefordert werden. Wenn der Glaube an die eigene Rechtfertigung aus Gnade den Menschen nicht dazu veranlasst, diese erfahrene Gnade auch an andere in Form von Werken der Barmherzigkeit weiter zu geben, dann stimmt etwas mit diesem Glauben und mit dieser Haltung nicht, dann wurde die Gnade zur Hoffart und damit zunichte. Ihr habt, sagt Luther, trotz allem und wegen allem keinen Grund, die Nase hoch zu tragen, denn ihr seid nicht Gerechte, sondern gerechtfertigte Sünder, ein Anderer hat euch erlöst, nicht ihr euch selbst. Ihr habt, sagt er, nicht die geringste Chance, aus eigener Kraft gerecht zu sein – also richtet euch nach und behandelt eure Mitmenschen redlich und anständig.

Ja, was ist denn nun mit Maria, fragen die „Neugläubigen“. Dass wir die Heiligen nicht mehr um Fürsprache angehen sollen, haben wir ja begriffen, aber die Gottesmutter – das ist dann ja wohl etwas anderes. Und überhaupt – haben denn die Heiligen es nicht schon um ihres Lebens willen verdient, dass man ihnen Respekt zolle? Oder, so andere, ist es nicht nötig, alles, was den Glauben des Christen vom Wesentlichen, dem neuen Testament ablenken könnte, fern zu halten? Das trägt ihnen nach beiden Richtungen, einen gepfefferten, aber auch maßvollen Traktat ein, denn Luther will das Kind nun einmal nicht mit dem Bade ausschütten. Die Heiligen, sagt er, sind verdienstvolle Männer und Frauen, deren Beispiel des Glaubens und der Inbrunst, des Beharrens und Vertrauens uns allen wohl zum Vorbild dienen könne und auch solle. Wir sollen ihrer also mit Ehrerbietung gedenken, nur – anbeten und zu Fürsprechern nehmen sollen wir sie nicht. Denn einen andern Mittler als Jesus Christus können wir nicht haben, sagt er. Ja, es mag sein, dass der Glaube der Heiligen auch Wunder bewirkt hat – nun wohl, dann hat er das und war die Bestätigung von Gott her, dass er den Glauben der Betreffenden mit solchen Dingen ausgezeichnet hat.

Wir haben, sagt er, im neuen Testament viele Beispiele dessen, dass die Apostel solche Wunder getan haben, den Glauben zu erweisen – aber damit sollte es dann auch sein Bewenden gehabt haben und wenn die Apostel in den Himmel gekommen sind, so auch sie nicht anders denn als um ihres Glaubens willen gerechtfertigte Sünder.

Und die Märtyrer? Luther leugnet nicht, dass die Kirche auf dem Blut der Märtyrer errichtet wurde, dass dieses Blut des Zeugnisses der Mörtel ist, der den Bau zusammen hält. Aber damit sind die Märtyrer nur wie alle andern Heiligen nur Vorbilder des Glaubens. Sie sind keine Halbgötter.

Und Maria? Luther lässt dem, was im neuen Testament von ihr geschrieben steht, Gerechtigkeit widerfahren. Aber von allem, was die Tradition dem hinzugefügt hat, trennt er sich radikal. Keine Gebete mehr zu Maria, keine Andachten mehr, keine Feste – nur den Verkündigungstag behält er in seiner Liste, den allerdings mit Ave und Magnifikat, das er übrigens sehr gern hat, so gern, dass er darüber predigt – also auch keine Messen mehr an Maria, keine Wallfahrten, keine Erscheinungen, keine Gnadenbilder, keine Kirchweihen. Die alten, Maria geweihten Kirchen indes weiht er nicht um, sie mögen das bleiben, was sie waren. Nur kommen keine neuen hinzu. Er gedenkt ihrer in Dankbarkeit – und in Verbundenheit. Denn er weiß: es wird ihm nicht gelingen, den Marienkult aus der Kirche zu verbannen – und so brennen in den evangelischen Kirchen Skandinaviens, wo das Luthertum vielleicht am reinsten erhalten blieb, denn auch heute noch Kerzen vor den Marienbildern. Nur – als Mitternachtsmutter will er sie nicht behalten, denn es bedarf einer solchen nicht, jeder Glaubende hat den unmittelbaren Zugang zu Christus.

Soll man die Bilder oder soll man nicht? Luther winkt ab. Christen sind keine Barbaren und was der Fleiß und das Ingenium der Künstler geschaffen hat, das soll fremde Hand nicht zerstören. Er selbst ist ein Liebhaber der Künste, er dichtet, komponiert, lässt sich abmalen und kauft Bilder, das Bild ist für ihn gemalter Gottesdienst, wenn es auf dem Altar steht und in die Dinge der Welt mischt er sich nicht ein. Aber steht in der Bibel nicht: du sollst dir kein Bildnis machen.. nun, Luther schließt sehr richtig, dass es hier wohl vor allem um den „Götzendienst“ geht. Solange man die Bilder nicht anbetet, mögen sie sein was sie sein können: Vergegenwärtigung. So lässt er ein neues Altarbild in der Stadtkirche zu, das sogar ihn selbst zeigt, wie er unterm Kreuz Christi dessen Lehre rein verkündigt. Lukas Cranach der Jüngere hat es als sein Meisterstück verfertigt – aber Luther hat sich auch von dessen Vater, wie gesagt wird „von oben und unten, vorn und hinten“ abbilden lassen. In seinem Esszimmer, dem Ort seiner „Tischgespräche“ hing eine Allegorie der Zehn Gebote als Hinweis auf das, was er von seinen Tischgenossen erwartete. Das Verbot der Kunst aber erwartete er nicht von ihnen und auch nicht von sich selbst.

Sollte man den Sabbat halten? Christus, das wusste man wohl, hatte den Sonntag als Feiertag nicht gekannt. Hieß, ihm nachzufolgen nicht auch, die Gebote der Juden zu befolgen? Nein, sagte Luther und berief sich auf Paulus, denn wir sind nicht als Juden berufen, also bleiben wir auch nach der Taufe kulturell was wir vor der Taufe waren: Heiden. Wir halten den Sonntag, essen Schweinefleisch und Schwarzsauer, wissen von Beschneidung nichts und malen Bilder, und um all das brauchen wir uns

kein Gewissen zu machen. Aber – was wir von den zehn Geboten halten können, die Gottesfurcht und die Elemente menschlichen Anstandes, das halten wir. Auch heiligen wir den Feiertag, den wir haben. Aber wir gehen nicht mehr in die Synagoge, sondern in die Kirche und wir halten ihn so, wie ihn Christus hielt, wenn er sagt: der Feiertag ist um des Menschen willen geschaffen und nicht der Mensch um des Feiertages willen. Wir tun keine Lohnarbeit an ihm, aber was uns selber nötig ist zu tun, das tun wir. Und dazu an einem Feiertag alles, was uns zu tun Freude macht. Spielen (Luther liebte das Kegeln über alles) Tanzen (er war zeitlebens eher ein schlechter Tänzer, aber er sah gern zu), Theaterspielen, Singen, Musizieren, gutes Essen und guter Trunk – das gehört zu einem Feiertag. Denn das Christentum, sagt er, ist eine fröhliche Angelegenheit, wenn es auch ernst ist. Die durch den Glauben Erlösten haben es nicht nötig, ständig mit Leichenbittermiene herum zu laufen.

Einige versuchten, aus der Bibel den Termin für das Jüngste Gericht heraus zu lesen. Warum sie das taten? Weil in dieser Bibel stand, im neuen Testament, dass der Tag nahe herbei gekommen wäre; und redete man nicht allerorten von einem neuen Millennium? Hatte nicht der alte Joachim prophezeit, das Zeitalter des Geistes werde kommen und dann das Gericht? Sagten sie nicht von Luther, er sei der Antichrist? Ach, von wem sagten sie das nicht schon alles – Luther nahm's gelassen. Und wenn's so wäre, sagte er, was wollen wir fürchten? Glauben wir an unsere Erlösung durch Christi Blut, dann kann uns doch nichts an, sagte er, also warum rechnen und tüfteln. Und richtig – einer um den andern dieser Rechenkünstler machte Fiasko. Luther trug es ihnen nicht nach, aber man darf annehmen, dass die aufgeregten Gemüter jedes Mal zu zügeln schon einige Anstrengung verlangte und die Heftigkeit, mit der sie ihm entgegneten, auch schon einiges an Nervenkraft. Wer verträgt in solch ekstatischer Stimmung schon einen Eimer kalten Wassers auf seinem von frommer Erhebung glühenden Kopf?



Das Täuferreich von Münster – Taufe einer Frau, Historienmalerei des 19. Jahrhunderts

Da wir gerade einmal bei Ekstasen sind: es war in diesen Jahren nicht alles nur harmlos verschoben, was sich Ekstatiker ausdachten und ausspintisierten. Im Jahre 1534 hatten versprengte Anhänger der radikalen Reformation sich der Stadt Münster in Westfalen bemächtigt, in der in den Jahren zuvor Luthers Reformation – gegen den katholischen

Bischof Waldeck – vom Rat der Stadt eingeführt worden war. Der Bi-

schof verließ daraufhin die Stadt. Aber die Reformation erhielt in Münster Unterstützung von der niederländischen Seite und damit von einem sagen wir es mal gelinde, gesunkenen Zweig der häretischen Bewegung. Von ihren angestammten Grundlagen wussten diese Leute nur mehr wenig: sie wussten nur noch etwas davon, dass es der Geist selbst sein musste, der aus den Gläubigen sprach, aber sie waren eben, im Unterschied zu den alten Häretikern, Gläubige geworden. Daher hielten sie sich auch an die Bibel als an ihre Grundlage und träumten davon, ihre „pädagogische Provinz“ (denken wir an Müntzers Allstedt und Mühlhausen, wo es sehr viel gesitteter zugegangen war) auf der Grundlage der wörtlich ausgelegten Bibel zu errichten, denn etwas anderes hatten und kannten sie nicht. Ein Leidener Student namens Johann setzte sich 1534 an die Spitze der Bewegung, neben ihm standen der Ratsherr Bernd Rothmann, der eigentlich die lutherische Reformation in der Stadt hatte einführen sollen, aber insgeheim ein „Täufer“ also ein gesunkener Häretiker war und die Angehörigen des städtischen Proletariats Knipperdolling und Mathys. Rothmann wurde entmacht und die drei Ekstatiker „herrschten“ in einer immer hysterischeren Atmosphäre als diktatorisches Dreigestirn. „Reichskanzler“ also oberster Vollstreckungsbeamter, wurde ein gewisser Bernd Krechting. Sie führten – nach alttestamentarischem Vorbild – die Polygamie ein, und hielten sich aber im Folgenden an gar keine Gesetze mehr, sondern waren ihr eigenes Gesetz. Man kann sagen, dass in Münster die Idee der radikalen Reformation vollends pervertierte und starb. Denn damit konnte nun wirklich niemand mehr etwas anfangen, nicht einmal jemand, der dem Anliegen der Häresie freundlich gegenüber stand. Denn das war nun nur noch, allerdings blutiger, Karneval. Die Reaktion war denn auch entsprechend: der Bischof nahm seine Stadt wieder ein, die „Täufer“ wurden grausam gefoltert und barbarisch hingerichtet: man riss ihnen bei lebendigem Leibe mit glühenden Zangen das Fleisch von den Knochen. Rothmann und Heinrich Krechting, der Bruder des Bernd, konnten zwar entkommen, aber das Ende des Täuferreichs war auch ihr – ideelles – Ende.

Damit nicht beendet war die Auseinandersetzung um die Taufe. Denn es konnte nicht bestritten werden, dass Jesus Christus einst die Erwachsenentaufe gemeint hatte, eindeutig heißt es in Matth. 16,16 : wer da glaubt und getauft wird.. damit war den Christen die Richtung eigentlich vorgegeben. Aber bereits in den ersten Jahrhunderten der Kirche war diese Richtung verlassen worden; aus dem das Bekenntnis zum Christus voraussetzenden Initiationsritus war eine „Versicherung auf das ewige Leben“ geworden, die man auch den Neugeborenen zuteil werden lassen wollte. Zwar blieb die „Glaubenstaufe“ immer gültig, aber sie war zu Luthers Zeit schon lange nicht mehr die Regel. Getreu seiner Methode, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, wollte Luther und mit ihm die Mehrheit auch der von der schweizerischen Reformation her stammenden Renegaten, die Kindertaufe als Brauchtum erhalten, daneben aber, wie die alte Kirche auch, die Glaubenstaufe als vollgültigen Ritus behalten. Hilfreich war ihm dabei die altkirchliche Idee des ex Opere operatum, nach der die Persönlichkeiten des Sakramentsverwalters und des Sakramentsempfängers keine Bedeutung für die Gültigkeit desselben haben. Taufe war vor Gott Taufe, ob sie nun einem Säugling oder einem Erwachsenen gespendet wurde. Andererseits verstanden aber die radikalen Reformatoren Luthers Duldsamkeit in dieser Richtung – wieder einmal – nicht. Sie verstanden keine Entwicklungslinien, weil in ihrem bisherigen Glaubensleben – und auch anderswo – keine Entwicklung stattgehabt hatte.

Was Luther, der promovierte Kirchenmann und klösterliche Funktionär, von seiner Warte aus überblickte, nämlich den Faktor, dass der Glaube selbst auch eine Geschichte hatte, das war den Radikalen ganz und gar unbewusst. Sie kannten nur den Umsturz von richtiger zu falscher und wieder zu richtiger Lehre. Also – entweder waren bereits Kinder fähig zu glauben oder die Kindertaufe war von Anfang an falsch. Luther tat ihnen widerstrebend den Gefallen und begründete mit allem scholastischen Scharfsinn, dass auch schon Säuglinge zu glauben fähig wären – übrigens eine der entzückendsten scholastischen Etüden des im Übrigen aller Scholastik abholden Mannes, ein Beleg dafür, dass er diese Art der Argumentation ebenso gut beherrschte, wie alle anderen. Die Freunde mögen ihn derhalben belächelt haben – aber die Sache machte Eindruck und die Taufgesinnten, also die Anhänger der Erwachsenentaufe, mussten sich mit dem Status einer Sekte zufrieden geben, aus der erst im Laufe der Jahrhunderte und unter englischem Einfluss, eine eigenständige Kirche, die der baptistischen Bewegung, erwuchs.

Ein anderer Punkt betraf die Organisation der neuen Gemeinden und das Amt des Pfarrers. Nach dem neuen Testament waren alle Getauften zugleich mit priesterlichen Vollmachten versehen. Diese Tatsache widersprach zutiefst der bisherigen Gewohnheit, die kirchlichen Aufgaben einem besonderen Stand, nämlich dem der Kleriker, anzuvertrauen. Mönche gab es nicht mehr in Luthers Reich, oder sie spielten, wo es sie noch gab, wenigstens keine Rolle mehr in der Kirche, waren nur noch Gläubige unter anderen. Aber Geistliche gab es noch, sie stammten bisher allesamt aus der alten Kirche, trugen deren Weihen und hatten von ihr ihre Befugnisse zur Sakramentsverwaltung. Die neuen Christen indes fühlten sich diesen Klerikern durchaus ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen – schließlich kannten sie die Schrift, was man von den Klerikern alter Schule nicht unbedingt sagen konnte. So war es dann nur noch ein Schritt, dass sie denselben die Befähigung zur Gemeindeleitung bestritten. Wir erinnern uns an Karlstadt, der seine priesterlichen Würden öffentlich niedergelegt hatte. Auch das Gegenteil gab es – Pfarrherren, die mit Flinten und Messern darauf bestanden, in ihrer Gemeinde das Sagen zu behalten.

In der alten Kirche war alles klar gewesen: die Pfarrer hörten die Beichte und spendeten die Sakramente, hielten die Messe und waren auch für die Belange der Kirchen und der Gemeinden zuständig. Dabei beanspruchten sie ihren Pfarrkindern gegenüber monarchische Rechte, was der Pfarrer anordnete, war, vorbehaltlich der Rechte des weltlichen Herren, Gesetz. Kam es zum Konflikt zwischen beiden, hatte der Pfarrer als Stellvertreter Gottes in der Gemeinde sogar das letzte Wort und durfte den weltlichen Herren exkommunizieren, also aus der Gemeinschaft und damit aus der Gesellschaft ausschließen. Dieses Muster wiederholte sich in weiteren Zuständigkeiten für einen „Kirchenkreis“, ein Bistum, ein Erzbistum und schließlich die Zuständigkeit des Papstes für alles und jeden. Die Predigt allerdings war auch Laien möglich – mit Zustimmung des zuständigen Bischofs oder zumindest des örtlichen Pfarrers, versteht sich. Sogar Frauen durften öffentlich predigen, wenn sie geistlichen Standes waren und den entsprechenden päpstlichen Dispens vom Klausurzwang besaßen. Nun stellte der Gottesdienst Luthers die Predigt in den Mittelpunkt, daraus folgte nach der alten Gewohnheit, dass der Prediger dem Priester zumindest ebenbürtig sein sollte. Wenn sein Tun schon im Zentrum des Geschehens stehen sollte,

warum übergab man ihm dann nicht auch die Verwaltung der Sakramente und die Leitung der Gemeinde? Eine sakramentale Weihe gab es doch sowieso nicht mehr. Jeder Mann – an Frauen dachte noch niemand – von gutem Ruf war grundsätzlich geeignet, eine Gemeinde zu leiten – so die konsequente Ableitung aus den Gegebenheiten. Aber nun kam Luther und wollte so etwas wie einen geistlichen Stand und eine entsprechende Hierarchie erhalten. Das sorgte vor allem bei den progressivsten Geistern für Irritation. Nun – hierin hatte Luther allerdings das neue Testament auf seiner Seite, und zwar den Brief des Paulus an Timotheus, in dem es heißt: ein Bischof sei... und so weiter. Also gab es in der ersten Zeit schon Bischöfe und wer Urgemeinde im Sinne des neuen Testaments sein wollte, der musste sich mit einer gewissen Hierarchie einverstanden erklären, zumindest in dieser Abfolge: Diakon, Ältester, Bischof. Vom griechischen Presbyter = Ältester leitete sich, und Luther wird darauf verwiesen haben, das deutsche Wort „Priester“ ab. Der Priester war also ehemals gar kein geweihter Beauftragter, sondern einfach ein Mann von mehr Bildung und Lebenserfahrung als die anderen. Es gab mehrere Presbyter in einer Gemeinde und ein Rat unter einem Bischof, griechisch Episkopos = Aufseher, leitete denselben. Diesen beiden, Ältesten und Aufsehern, gingen die Diakone zur Hand, in der Gemeindegemeinschaft wie auch am Altar. Von einer Weihe aber sprach Luther nicht, sondern von etwas, das wir heute Beauftragung nennen; und er wollte geschulte Leute beauftragt sehen, die wussten, was sie taten und warum. Darum verlangte er von den Beauftragten, anders als die radikalen Reformatoren, ein theologisches Universitätsstudium, sowie entsprechende Allgemeinbildung. Er verlangte charakterliche Qualitäten, denn mehr noch als Sakramentsverwalter sollte der neue Pfarrer ein Halt in allen Nöten der Seele sein können. Ausweis dessen war, dass er sein eigenes Leben in Ordnung zu halten wusste; windige Existenzen waren Luthers Meinung nach zum Pfarramt nicht geeignet.

Wer aber sollte die neuen Pfarrer beauftragen? Sollten sie im Auftrag der Gemeinde tätig sein, oder im Auftrag eines Bischofs wie in der alten Kirche? Wieder prallten die Fronten gegeneinander, denn viele Gemeinden dachten nun daran, ihre Pfarrer selbst zu wählen. Luther sympathisierte auch mit dieser Ansicht – aber dann mag es ihm auf die Seele geschlagen sein, dass es ja auch noch Obrigkeiten gab und dass man dieselben besser nicht brüskierte, indem die Gemeinden Pfarrer wählten, die jenen vielleicht nicht genehm wären. Zumindest brauchte jemand ein Vorschlagsrecht – und dieser Jemand sollte nach Luthers Vorstellungen ein Bischof sein, der im Verein mit seinen Subalternen den Kandidaten prüfte und nach einer geeigneten Stelle für ihn suchte. Und die weltliche Obrigkeit sollte auch immer ein Wörtchen mitzureden haben. Nun konnte dieses Gremium auch mehrere gleich qualifizierte Pfarrer für eine Stelle aufbieten – dann fiel die Wahl unter ihnen der Gemeinde zu. Den Pfarrern wurden „Pfarrlehrlinge“ an die Seite gestellt, so genannte Vikare. Früher war ein Vikar ein Aufsichts- und Ehrenposten gewesen – jetzt war dies die unterste Stufe der neuen Hierarchie. Früher war auch ein Dekan oder Probst ein hoher kirchlicher Würdenträger gewesen – jetzt war er nur noch Inhaber einer mittleren Verwaltungseinheit und seinem Bischof in regelmäßigen Abständen rechenschaftspflichtig. Allerdings – es herrschte Lehrfreiheit auf den Kanzeln, die Texte und Inhalte der Predigten waren nicht vorgeschrieben und bei den Gebeten herrschte ebenfalls eine große Freiheit, nur Paternoster und Credo waren, letzteres wenigstens für den Sonntags-

gottesdienst, vorgeschrieben. Das Evangelium aber und andere Stücke aus der Bibel mussten einbezogen werden. Der Introitus. Der Traktus und das Graduallied der alten Messe wurden durch Gemeindegesang ersetzt, desgleichen wurde die Predigt von passenden Liedern eingerahmt und auch zum Beschluss wurde gesungen – das hatte es vordem nicht gegeben. Es entstand, da es nur wenige volkstümliche geistliche Lieder gab, ein riesiger Bedarf an neuem Liedgut und es entstand ein neues Berufsprofil, das des Kantors, dem Orgel, Gemeindegesang und die übrigen kirchenmusikalische Ausgestaltung des Sonntagsgottesdienstes und der übrigen liturgischen Dienste oblag. Früher hatte der Kantor nur die Schola geleitet und der Organist die Orgel gespielt – nun lief alles musikalische Geschehen in der Gemeinde in seiner Hand zusammen, dazu kam noch der Unterricht in Musik und Religion., der an einer der vielen Gemeindeschulen zu verrichten war, die nun entstanden. Gemeinde aber, und das ist das Fazit der Veränderungen, war nun Gemeinschaftswerk geworden. Dies Gemeinschaftswerk, so wollten es einige, sollte nicht wieder irgendeinem Dirigismus zum Opfer fallen. Aber Luther entschied sich dennoch für ein gewisses Maß an Zentralisation. Er meinte damit nicht so sehr Zentralismus in der Auslegung des Evangeliums, schon gar nicht Zentralismus in Form eines neuen geistlichen Standes, aber er wollte einen Unterschied gesetzt sehen, der in der Kompetenz begründet war – seit jeher war eine Kompetenzhierarchie das Ziel einer jeden christlichen Gruppenbildung und dieses Prinzip, dass Kompetenz zu Führung berechtige, erschien auch Luther konsequent. So setzte er selbst den ersten Bischof ein: in Naumburg. Und so bestand er, gegen die dann in der reformierten Kirche durchgesetzte Pfarrerrwahl durch die Gemeinde, auf der Ernennung der Pastoren nach erfolgter Prüfung und ihre Entsendung in die Pfarreien durch den zuständigen Bischof. Der alte Schlendrian der Priesterweihe, die jedem auf Empfehlung zuteil werden konnte, hatte ausgedient – aber auch die Vorstellung, dass jeder fromme Mensch geeignet sei, ein Predigtamt zu verwalten, hatte sich nicht durchgesetzt – auch die reformierten Christen des Südens wagten nicht, ungelehrte Männer ins Predigtamt zu berufen.

Wie nun sollte der neue Gottesdienst beschaffen sein? Luther hatte sich bereits 1522, angesichts der Wittenberger Unruhen, um entsprechende neue Formen bemüht. Nun galt es, diese Formen zu überprüfen und gegebenenfalls neu zu bestimmen. Aber dem stand eine starke Fraktion entgegen, die alle alten Elemente am liebsten eliminiert hätte und nur die Schriftlesung und die Predigt, sowie ein „abgespecktes“ Abendmahl in beiderlei Gestalt bestehen lassen wollte. Der Geist allein sollte künftig die Gemeinden leiten wenn sie zum Gebet zusammen kamen. Moment mal, hielt Luther dagegen, dann wollt ihr euch also in der Kirche nicht anders versammeln als in der Kneipe. Irgendwas wird schon passieren – so etwa? Ihr wollt sogar die Kirchen weglassen, ihr alten Ketzer? Gott braucht keine Kirchen? Nein, Gott braucht keine Kirchen, aber die Menschen brauchen sie. Sicher, zu Notzeiten mögt ihr auch auf freiem Feld zusammenkommen – aber zu Friedenszeiten braucht ihr den Ort, den ihr selbst Gott zum Geschenk gemacht habt, damit er hier unter euch eurem Fest zu seinen Ehren beiwohne. Es ist eine Gnade und auf Gnade seid ihr angewiesen. Ob Gott in jeder Kirche wohne? Das käme auf die entsprechende Gemeinde von Christen an, ob ihr Wandel Gott gefalle. Und, pragmatisch: da sie nun einmal da sind, die Kirchen, warum soll man sie nicht nutzen? Da man sie nun einmal hat, die Orgeln, warum soll man sie nicht spielen? Da man sie nun einmal hat, die Messgewänder, wa-

rum soll man sie nicht anziehen? Nötig – nein, nötig sind sie nicht, aber auch nicht zu verwerfen. Man tut sich nichts an, wenn man in den Dingen, die lieb und teuer geworden sind, auch weiter so verfährt, wenn es dem Evangelium nicht geradezu entgegen steht. Luther der Pragmatiker – ja, auf weite Strecken war er genau das, nur am Evangelium ließ er nicht rütteln, an Gottes Wort nicht zweifeln, das war seine Freiheit und auch seine Knechtschaft. Denn im Unterschied zu vielen andern wusste er wohl, dass es hier einen Schatz zu bewachen galt und das tat er nach bestem Wissen und Gewissen. Dieser Schatz, auch das wusste er, war einst durch Betrug und Irrtum an die Menschen gekommen, aber sie hatten ihn gepflegt und gemehrt und, Rechtmäßigkeit hin oder her, nun gehörte er ihnen. Er hatte wohl gewusst, was er ablehnte, als er Müntzers Ansinnen verwarf – nämlich das rechte Wort Jesu. Und, ich wage zu sagen, für sich selber nahm er viele Anregungen aus diesem Wort auch entgegen, aber sie taugten nicht, auch das war ihm klar, für die Christenheit. Der Kampf gegen die alte Kirche war weitestgehend bestanden, die neue Kirche wuchs und würde sich neben der alten behaupten können; aber in ihr lebte und webte auch immer das andere, das echte Gut und es bedurfte nur eines Fehltrittes, damit es sein Haupt erhob und, da es keine Inquisitoren mehr gab, nun auch obsiegte. Luther sah sich vor keiner kleineren Aufgabe als der, den gesamten Schatz des Glaubens, nachdem er durch seine Inventur gegangen war, zu bewachen und zu bewahren – nicht so sehr gegen die alte Kirche, sondern viel mehr gegen das, was überhaupt keine Kirche mehr war. Darum klammerte er sich umso mehr ans „Wort“ und war mit spekulativen Neuerungen so überaus sparsam; jeder dieser Neuerungen barg den Keim des Uralten in sich, das nur darauf wartete, sich zu öffnen und die Kirche, die neue wie die alte, zu verschlingen.

Die stillen Tage

So waren diese nach außen hin stillen Jahre in Wahrheit Jahre des intensiven Aufbaus und der permanenten Grenzbestimmung dessen, was nach dem Evangelium christlich zu sein hatte und was nicht. Sie waren Jahre der intensiven Heranbildung eines Theologenstandes, der sich in vielerlei Hinsicht von der alten Priesterkaste unterschied – nicht nur darin, dass es ein ehelicher Stand war. Die neuen Pfarrer erhielten auch eine sorgfältige Ausbildung in den alten Sprachen, sodass sie fähig waren, die Bibel in den Originalsprachen zu lesen und zu verstehen. Sie waren Jahre der angestrengtesten Gemeindeorganisation, denn die Ämter, die es nun gab, hatte es zuvor nie gegeben. Der Pfarrer verwaltete seine Gemeinde nicht mehr selbstherrlich, sondern im Konsens mit den gewählten Vertretern derselben. Dabei war er einem engmaschigen Netz von Instanzen unterworfen, die allesamt nicht nur über seine Lehre, sondern auch über sein Leben wachten. Der Pfarrer musste zwar nicht mehr im Zölibat, aber er musste vorbildlich leben. Eine leichtfertige Ehefrau und unerzogene Kinder waren nicht weniger als falsche Lehre ein Grund, seine Befähigung zum geistlichen Amt kritisch zu hinterfragen.

Luther forderte all dies nicht nur, er lebte es auch vor. Neben all den Lehrverpflichtungen und Schreiarbeiten, den Besuchen und Gesprächen gab es ja auch noch ein Haus, gab es eine Familie. Die war inzwischen um etliche Kinder angewachsen und

zu den eigenen kamen noch die von Verwandten beider Familien, der Luthers und der von Boras, dazu immer wieder Kostgänger, die Katharina oder Martin aus Barmherzigkeit bei sich aufnahmen und in der Bursa wohnen ließen, denn die Wohnung im Westflügel des Augustinerklosters war nicht besonders geräumig und bot eben gerade der Familie und Muhme Lene, der mütterlichen Freundin Katharinas Raum, da Luther sich einige Räume zu Empfangszwecken und als Gastzimmer frei hielt und auch gerne Vorlesungen und Übungen im eigenen Hause veranstaltete.



Titelseite der Lutherbibel

Zu tun war aber, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, genug. Die neue Kirche musste indem sie gerade erst Gestalt annahm auch schon gegen alle möglichen äußeren - und inneren - Feinde und Missverständnisse verteidigt werden. Luther tat dies nun nicht mehr mit Manifesten und öffentlichen

Auftritten, sondern mit Schriften, die in der Werkstatt von Hans Lufft gedruckt und ins Land geschickt

wurden. Daneben aber nahm eine umfängliche Korrespondenz ihn in Anspruch, in der es um Ratschläge und Glaubensprobleme, aber auch um Briefe an Freunde, administrative Angelegenheiten und sogar um Nahrungsmittellieferungen für die Familie und Nachrichten an die weitere Verwandtschaft ging. Daneben beschäftigten ihn die Bücher der Bibel, die auszulegen ja Inhalt seiner theologischen Professur war. Damit nicht genug - das Werk der Bibelübersetzung, auf der Wartburg mit dem neuen Testament begonnen, verlangte nach Fortsetzung und vor allem widmete Luther sich dieser Arbeit. Er tat es freilich nicht allein, sondern gemeinsam mit einem Stab von Mitarbeitern, allen voran der Altphilologe und Theologe Melanchthon, der darüber hinaus auch noch ein persönlicher, intimer Freund war und am Leben der Familie regen Anteil nahm. Dabei waren er und Katharina keineswegs immer die besten Freunde, sodass sein Urteil über die Lutherin nicht unbedingt als sachlich neutral einzuschätzen ist. Er war der Meinung, dass Katharina ihren Mann mit ihrer Umtriebigkeit viel zu sehr für ihre Pläne in Anspruch nahm, statt ihn ruhig für die Sache arbeiten zu lassen. Dabei übersah er, dass gewisse Angelegenheiten damals ohne die Hilfe des Ehemannes nicht zu bewerkstelligen waren; so konnte Katharina nicht ohne Zustimmung ihres Ehemannes ein Gut oder einen Garten kaufen oder pachten, was aber für eine unabhängige Versorgung des umfangreichen Hausstandes unumgänglich war, denn Geld war und blieb ein rares Gut im Hause Luther, auch wenn Katharina es durchaus zusammen zu halten verstand. Die Summen, die zum Beispiel Zülsdorf kostete, hatte sie durch Verkäufe „über die Straße“ und Spenden sowie durch eiserne Sparsamkeit, die Melanchthon ihren Geiz nannte, zusammen gebracht.

Leid und Not blieben, ich deutete es schon an, den Luthers nicht erspart. Kostgänger starben, aber auch zwei eigene Kinder und irgendwann gingen auch Luthers Eltern, die Katharina wie eigene gewesen waren, dahin. Die Pest kam nach Wittenberg und zwang zu Maßnahmen - Katharina schickte die Kinder fort nach Mansfeld aber blieb

selbst mit ihrem Gatten im Schwarzen Kloster, das sich in ein Pestspital verwandelte, in dem Katharina Kranke pflegte und Luther seiner geistlichen Pflicht nachkam. Das letzte der Lutherkinder bescherte Katharina eine lebensgefährliche Krankheit, nur langsam kam sie wieder auf die Beine und von Luthers Verzweiflung zeugen seine Briefe und die Berichte seiner Zeitgenossen. Aber auch dann ließ er die Arbeit nicht ruhen, denn die Arbeit ließ ihn nicht von der Hand. Zwischenein haderte er mit seinem Gott, nicht seiner- sondern der Kinder wegen, und fand endlich Frieden, als er so weit war, ihn nur noch um Katharinas sanftes Ende zu bitten, statt um ihr Leben. Dass Katharina daraufhin genes wird ihm als ein Beweis seines Glaubens erschienen sein, und vielleicht war es wirklich einer – als er losließ, gab er seinem Gott Raum zum Handeln. Denn eines war Luthers Verhältnis zu seinem Gott gewiss nicht: theoretisch und akademisch. Man kann sich unter allen Theologen der Vergangenheit und Gegenwart nicht leicht jemanden mit einem lebendigeren Verhältnis zu seinem Gott vorstellen als ihn. Gott war ihm Freund und Hausgenosse, war Vormund und Übervater, aber auch Diskussionsgegner und Luther begegnete ihm mit allem Freimut – nur stets mit Respekt. Den Sprung vom Du zum Eigen wagt er aber nicht. Müntzer hat ihn gemacht und er hat kräftig mitgeholfen, ihn – auch deshalb – ins Jenseits zu befördern. Denn Luther hasst die Erkenntnis wie man nur den Untergang der eigenen Weltbilder hassen kann. Er will seinen gnädigen Gott, denn er scheut vor sich selber. Er ist – immer noch – der Mann, der töten konnte und diesen Mann hasst er. Gott hat es ihm vergeben, hat seine Sühne angenommen und mit der Gnade weggenommen „und solltet eure Kleider so rot sein wie Blut, will ich sie doch weiß machen wie Wolle“ – das ist, worauf Luther sein Leben baut. Ein immer wieder gefährdetes Leben ist es, es geht nicht anders, als dass er sich von nun an in einer permanenten Verteidigungsstellung befindet und auf jede Anmerkung als auf einen Generalangriff reagiert, jede Infragestellung mit Zorn und Verletztheit quittiert und – aufs Maul gefallen ist er wahrlich nicht. „Ist Gott für mich, wer kann wider mich sein“ fragt er mit Paulus und geht gegen die vor, die aus verschiedensten Gründen irgendwo zu erkennen geben, dass sie wider ihn sind, dabei setzt er mitunter die eigene Sache der seiner Kirche gleich, was ihm den Ruf eines Rabulisten einbringt, mit dem man besser nicht diskutiert. Das Diskutieren, das Verhandeln – und es gibt viel zu verhandeln – übernehmen an seiner Statt die Freunde, allen voran Melanchthon. Dass Luther ihnen das dankt – weit gefehlt, es gibt Streit bis aufs Messer, denn weder Luther noch Melanchthon sind unsichere Kandidaten, beide sind gleich gelehrt, beide gleich wortgewandt, beide verstehen etwas von ihrem Fach und von den Menschen, keiner gibt so leicht etwas auf. Nur ist Melanchthon in seinem Innersten sicherer gebaut, er hat nicht das zu verkraften, was Luther zu verkraften hat und kann darum leichter auch einmal von sich absehen und auf die anderen. Er steckt also zurück – um der Sache willen, nicht um seiner selbst willen. Er sagt sich: ein andermal glückt es besser und behält die Sache im Auge. Das nun wieder ist Luther unangenehm, er weiß, wenn Melanchthon zurücksteckt ist es immer nur für den Augenblick, er kommt wieder und wieder damit an.. und Katharina übrigens auch. Beide aber kennen sein Geheimnis nicht und er ist auch nicht gesonnen, es ihnen zu verraten. Es genügt ihm, dass er Gottes Vergebung hat, denkt er, was soll es mit den Menschen. Sie würden ihm vergeben, aber diese Vergebung ist für ihn nichts mehr wert, da ein Größerer bereits gesprochen hat. So lässt er es auf sich beruhen – und fühlt sich weiterhin unverstanden, was seiner Produktivität nach außen aber sehr gut be-

kommt, weil er sich, wie schon gesagt, aus seinem im Grunde nur notverbundenen Inneren heraus ständig außen angefragt sieht.

Dabei ist Luther nun aber alles andere als ein sauertöpfischer Grübler. Er macht in allem mit, was man mit Anstand mitmachen kann. Er kegelt, er isst und trinkt gern gut, er ist ein Meister im Erzählen auch schlüpfriger Anekdoten und zudem ein Meister des kurzen und treffenden *Aperçus*, er lacht und weint wie alle Menschen, nicht zuviel und auch nicht zuwenig. Er kann sehr ernst werden – aber ihm kann auch der Schalk aus den seltsam funkelnden Augen blicken, er beherrscht Ironie und Doppelbödigkeit der deutschen Sprache, die er ja mit schafft, perfekt. Die Momente der Schwermut, die ihn gleichwohl hier und da beschleichen, verbirgt er vor den Augen der Anderen. Nur durch ihn selbst erfahren wir von ihnen. Denn es geht nicht alles so wie er möchte, nicht jeden Tag ist Feiertag, es gibt wie wir schon gesehen haben, manch Missverständnis, gut gemeint, aber böse getan und manchmal glaubt er, nach allem auch nicht einen einzigen Schritt weiter gekommen zu sein als im Jahre Siebzehn. Jeden sieht er nur sein eigenes Schäfchen ins Trockene bringen – übrigens ein Ausdruck, den er selbst geformt hat, und der seither konstitutiv zum deutschen Sprachschatz gehört – aber alle versuchen es auf seinem Rücken. Kein Wunder, dass er manchmal alles hinwerfen möchte und aus Wittenberg, wo man mit seiner Anwesenheit nur Geschäfte macht, verschwinden. Die neue Routine, die sich allenthalben einschleicht, macht ihm Angst und Unwillen, aber er weiß nicht, was dagegen zu tun wäre, das Leben fordert halt sein Recht, sein eigenes inbegriffen. Er muss sich gegen nichts mehr durchsetzen, das bringt ihn in Verwirrung. Eben noch brauchte er alle Fäuste und Ellenbogen die er kriegen konnte, und jetzt geht alles seinen Gang wie eh und je.. das irritiert ihn.

Wir kennen das alle: wir haben um etwas gerungen, haben es erreicht – und können uns dessen nicht recht freuen, weil das Kampfgeschrei uns auf einmal fehlt, weil wir den Adrenalinkick auf einmal verlieren, der uns bisher wach und in Atem gehalten hat und wir bemerken: er war uns angenehm, wir vermissen ihn. Wir können uns so schlaff und klein selbst nicht mehr leiden. Was, fragen wir, so soll's jetzt bis ans Ende weitergehen? Und wir empören uns gegen das, was wir selber schufen. Der Erfolg, eben noch ersehnt, schmeckt uns schal. Das kann's nicht gewesen sein – doch, das war's. Aber wir sind noch nicht zum Ende gekommen auf der Bremsspur unserer Aktivität. Wir schlingern, weil wir unser Tempo zu unvorsichtig verringerten, aus der Bahn und stellen uns mit quietschenden Bremsen quer. Aber die Sache langsam und sozusagen mit Stotterbremse nachzulassen ist nicht jedem gegeben. Denen es gegeben ist, haben die Folgen abrupter Bremsung auch erfahren, sie lernten daraus, wie man es richtig macht. Langsam, Thema um Thema abzuhaken und stehen zu lassen, mit sich und der eigenen Leistung zufrieden zu sein, nach neuen Arbeitsfeldern zu suchen, die sich vielleicht aus den alten ergeben, vielleicht aber auch erst ganz neu erobert werden müssen, das ist das Geheimnis, das Luther zunächst wie jeder Mensch, natürlich nicht beherrscht. Ganz lernt er es nie. Aber gegen Ende seines Lebens stellt er sich den neuen Entwicklungen, arbeitet Altes noch Unerledigtes ab und auf, wird wiederum vielen unbequem, die sich in der neuen Geschäftigkeit eingerichtet haben und nun froh sind, nicht nach rechts oder links mehr schauen zu müssen, wenn sie Sonntags brav zur Kirche gehen und Predigt hören, Lieder singen,

beten und zum Abendmahl mit Brot und Wein kommen. So meint es aber Luther nicht. Sondern er meint, dass der Glaube an die vergebene Schuld den Menschen besser machen sollte, die Reue über das was geschehen ist, ihn zu einer andern Haltung Welt und Menschen gegenüber leiten sollte, als er vordem hatte. Und er sieht – auch seine neue Kirche kann die Menschen nicht besser machen. Man hört nicht mehr auf ihn, er spricht nur noch ins Leere. Wenn er darüber zuweilen trübsinnig wird, so ist das kein Ausdruck von Krankheit, meine ich jedenfalls.

Davon abgesehen ist er aber ein kranker Mann. Er bekommt die üblichen Wohlstandswehwehchen, seine Galle ist angegriffen, sein Herz meldet sich, sein Magen, seit jeher empfindlich, revoltiert immer wieder – und dazu kommt ein offenes Bein, das seine Beweglichkeit arg einschränkt. Man behandelt es nach dem Wissen der Zeit und das sagt, dass man so etwas zwecks „Abfluss der kranken Säfte“ offen halten soll. Katharina tut im Übrigen, was immer sie für ihn tun kann und ihre Kenntnis der Klostermedizin hilft ihm mehr als einmal über'n Berg. Er ist stark übergewichtig, was man damals nicht als krank machende Erscheinung ansieht, was aber doch die Ursache für viele Unbill gewesen ist, die ihn trifft, oder die das, was nicht daraus resultiert, wie sein nervöser Magen, nicht besser macht. Er hat überdies



Landgraf Philipp von Hessen

Kopfweh und fühlt sich matt. Dennoch setzt er sich nicht in die Ecke, sondern reist umher, besucht Gemeinden, predigt in fremden Kirchen, schaut hier und da nach dem Rechten, wo es nicht zum Rechten zu stehen scheint, und Seelsorger ist er außerdem noch, seinen Freunden, aber auch all den Genannten und Ungenannten, die ihn aufsuchen oder ihm schreiben. Darunter ist eines Tages auch eine hochgestellte Persönlichkeit, nämlich der Landgraf von Hessen, einer der ersten Streiter und Förderer seiner Reformation. Er hat sich verliebt und das Fräulein auch „zur linken Hand“ geheiratet, was damals

durchaus gängige Praxis war. Jetzt aber sticht ihn das Gewissen, denn er hat im neuen Testament gelesen und er fragt Luther unterm Siegel des Beichtgeheimnisses um

seinen Rat. Das trägt ihm einige Erörterungen über die Ehe im Allgemeinen und im Besonderen die der Fürsten ein, aber zuletzt meint Luther doch, man solle alles so lassen wie es ist, zumal Philipps offizielle Gemahlin Christine von Sachsen mit der Regelung einverstanden ist und das Fräulein Margarethe von der Saale als halblegale Konkubine zu dulden bereit ist. Dynastische Einbußen zuungunsten ihrer eigenen zahlreichen Kinder hat sie davon nicht zu befürchten, denn zwar sind die damit legalisiert und dürfen sich in der besseren Gesellschaft tummeln, aber sie haben keine dynastischen Rechte. Sie begründen dann aber eine eigene Adelslinie. All das geschieht im Jahre 1540 wir verzichten wie man sieht hier auf eine chronologische Abarbeitung, sondern fassen die „stillen Jahre“ eher als Themenschwerpunkt zusammen, so wie wir auch schon das vorige Kapitel mehr unter dem Aspekt des Themenschwerpunktes als dem der chronologischen Abarbeitung erfasst haben – dem Kundigen wird es nicht entgangen sein. Es bedeutet aber auch, dass die stillen Jahren von 1529 an und erst recht nach 1530 kein Ende nehmen werden bis zu Luthers Tod in Eisleben, ja dass dieser selbst eigentlich Bestandteil dieser stillen Jahre ist. Melanch-

thon ist übrigens bei der Eheschließung Philipps mit Margarethe als Trauzeugen zugegen und Luther wird auch seinetwegen die Bälle flach gehalten haben, um ihn nicht in Misskredit zu bringen.³⁸ Seine Bedenken verschwieg er ihm allerdings nicht – auch wenn er letztenendes die Sache auf sich beruhen ließ. Wir aber haben alles, was nun geschieht, unter die „stillen Jahre“ zu rechnen. Indessen gibt es Höhepunkte in diesen Jahren und ihrer wollen wir als weiterer Themenschwerpunkt gedenken.

Der Gemeinde Kasten

Luther tobt, dass sich seine Wittenberger die Ohren zuhalten mögen. Womit haben sie das verdient, dass er sich so über sie hermacht? Seit dem Bildersturm von 1521 haben sie sich doch exemplarisch brav verhalten, ihrem Landesherren und ihrem Kirchenhaupt – so sehen sie ihn natürlich, auch wenn er das nicht gern hört – keinen Ärger gemacht und nun das: Luther tobt von der Kanzel herunter, er „kanzelt“ sie regelrecht und buchstäblich ab.

Der verbale Sturm hat aber einen handfesten Grund: es geht um die Finanzierung der neuen Kirche und dabei sollen die Bürger ein großes Wort mitreden. Aber sie begreifen nicht, was ihnen Luther da hinhält. Es geht um die Souveränität der Gemeinde gegenüber der Stadt und dem Landesherren und die soll sich vor allem in einer soliden Eigenfinanzierung ausdrücken. Pfarrer, Schulen, Kantoreien, Kirchen, der Grundbesitz der Kirche, der ja durchaus noch vorhanden ist – all das soll von der Laune irgendwelcher Magistrate und Adelligen sicher sein. Aber die Wittenberger sehen es nicht und daher sehen sie es auch nicht ein.

Die neue Kirche ist arm wie die sprichwörtliche Kirchenmaus. Die Pfarrer sind mit ihrer Besoldung abhängig von der Laune der Magistrate und Herrschaften, die Kirchen auf dem Lande verfallen, mal eben dass man in der Stadt die Pfarrkirchen noch in Ordnung hält, mit den ehemaligen Klosterkirchen aber sieht es zu Weinen aus. Dabei sind sie doch auch Gotteshäuser und sollten irgendwie von einer Gemeinde bewirtschaftet werden, damit sie nicht verkommen. Nur wo sie zu groß sind, will Luther die Spitzhacke walten lassen – falls man das Areal nicht zu einer Schule oder Ähnlichem umwidmen kann, denn der Bedarf nach weltlicher Bildung ist ebenfalls groß und wird immer größer, weil man ohne etwas gelernt zu haben, immer weniger Aussichten hat, später eine Familie ausreichend zu ernähren. Man benötigt auch wei-

³⁸ Übrigens eine ziemliche Heuchelei, aber nicht auf Seiten Luthers und Melanchthons, die sich hier beide auf geltendes dynastisches Recht berufen können. Die „morganatische Ehe“ bestand bereits vor Philipp und sie wird auch nach ihm in protestantischen wie in katholischen Fürstenhäusern Bestand haben. Wenn Kaiser Karl deswegen Philipp also unter Druck setzt, so geschieht das keineswegs aus moralischer Entrüstung, sondern weil er auf diese Weise einen der wichtigsten protestantischen Fürsten an die Kandare nehmen kann. Sonst – hätte er wohl wie üblich durch die Finge gesehen

terführende Schulen, die in der Lage sind, die Voraussetzungen für ein akademisches Studium unabhängig von der Gnade der Landesherren oder Stadtväter zu schaffen, denn das Studium der Theologie soll Sache der Kirche selbst sein. Und all das kostet Geld, viel Geld. Die Gläubigen aber sehen nicht ein, warum die neue Kirche nun auch die Hand aufhält – wollten sie nicht gerade eine Kirche, die mit dem Wenigsten auskommt? Na gut, sagt Luther, aber woher soll dieses Wenigsten herkommen, wenn nicht von euch, den Gläubigen. Ihr mögt die Bettler nicht – aber ihr könnt sie auch nicht abschaffen, alles was ihr könnt, ist, besser für sie zu sorgen als ehemals, denn die Bettler, liebe Leut, sind doch auch Christen wie ihr. Also gebt ihnen zu wohnen, gebt ihnen zu essen und zu trinken, gebt ihnen sich zu kleiden.. und ihr werdet sie nicht mehr an den Kirchentüren finden. Aber – Geld werden sie euch trotzdem kosten. Nur gebt ihr es nicht ihnen, sondern als regelmäßige Abgabe der Kirche und die verteilt es dann mit Vernunft und Augenmaß. Was Luther hier vorschwebt ist aber keine Neuauflage des Zehnten, sondern jeder soll geben, was er ohne Not geben kann, so denkt er sich das. Es ist wenn man so will die Geburtsstunde der Kirchensteuer. Aber als es endlich so weit ist, ist es eine Zangengeburt gewesen und statt die Kirche Luthers von Rücksichten zu befreien, treibt sie sie geradezu an, solche zu nehmen. Denn der Geberwille der Christen versagt kläglich, Landesherren und Magistrate müssen einspringen und damit werden eben jene Abhängigkeiten geschaffen, die sich später für insbesondere für die lutherische Kirche verhängnisvoll auswirken werden. Die dezentrale Kirche muss den Schutz und den Etat der Landesherren suchen und wird damit zu deren Spielball. Für Luther ist das ein neuer Grund zur Frustration.

Luthers Vision von der allseits beachteten und geehrten Institution einer unabhängigen Kirche ist in Nichts zergangen. Wir haben sie in Deutschland auf evangelischer Seite bis heute nicht. Denn zum allergrößten Teil ist die evangelische Kirche heute, was ihre finanziellen Grundlagen angeht, abhängig vom Mitwirkungswillen des Staates – nicht so sehr des baren Geldes wegen, sondern die staatliche Gewalt ist nötig, um die für die Kirche notwendigen Mittel einzutreiben. Steigt sie aus, ist die Kirche – und nicht nur die evangelische – im wahrsten Sinne dieses Wortes arm dran. Denn Druckmittel, wie einst die römische Kirche sie hatte, besitzt sie nicht. Damit aber, dass sie vom Staat abhängig ist, der ihre Gelder für sie eintreibt, hat sie im Grunde die Möglichkeit aufgegeben, Civitas dei in der Welt zu sein. Aber den Katholiken geht es doch nicht besser? In dieser Beziehung nicht – aber sie haben eine Zentralisation, die über die politischen Grenzen hinaus greift. Was immer mit dieser Kirche in Deutschland geschieht oder nicht geschieht, ihre Arbeit wird letztenendes nicht hier, sondern in Rom organisiert. Dorthin überweist der Staat die einkommen-den Gelder und von dort gehen sie an die Bistümer zurück.

Aber Luther hatte mit seiner Vision noch etwas anderes im Auge. Wenn er auch die Weltanschauung der Gnosis nicht teilen wollte und nicht teilen konnte, so bewunderte er als ein der Kirchengeschichte kundiger Mann doch die Freiheit der häretischen Gemeinden und ihre Kraft, aus sich selbst nicht nur zusammen zu halten, sondern sich auch wirtschaftlich zu erhalten. Er hatte gesehen und Müntzer hatte es ihm vorgeführt, wie die gemeinschaftsbildende Kraft dieser Lehre dann auch Gemeinwesen zusammen schloss – sein Allstedter Projekt blühte ja noch immer auf den Grund-

lagen, die er gelegt hatte; die hatten keine Diskussion um einen „gemeinen Kasten“ in den keiner etwas hinein tun wollte, die taten es seit nunmehr einem Jahrzehnt mit Erfolg. So gesehen saß Luther mit seiner Idee „auf Müntzers Mist und bellte ihn an“. Und – der Erweis, dass seine Lehre aber auch nichts Ketzerisches an sich hatte, war darin mit gegeben, dass sich niemand fand, der dieser Idee etwas abgewinnen konnte. Die neue Kirche vertrug sich bestens mit dem tradierten Lebensgefühl der Masse, nur als Untertanen einigermaßen sicher zu sein. Sollte doch der Fürst aus seinem Etat für den Unterhalt auch der Kirche und der Kirchen sorgen, damit die ihre Aufgabe der Opera Caritatis erfüllen konnte. Und – so ist es ja dann auch gekommen. Luther wollte die unabhängige christliche Kirche – es kam das Bündnis von Thron und Altar.

Zwistigkeiten

Aber es kam nicht überall zu einem solchen Bündnis. Wir müssen an dieser Stelle noch einmal auf den „Schatzdrachen“ Luther zurückkommen. Seine Idee von einer im Bekenntnis an der Bibel allein orientierten Kirche, war, wie wir sahen, auf fruchtbaren Boden gefallen und entsprach einem verbreiteten Bedürfnis nach einem persönlichen Glauben eines jeden Christen und einem neuen, menschlicheren Gottesbild. Das hatte Luther den Menschen zu ihrer Zufriedenheit gegeben, ihnen die Schriften eröffnet, zuletzt, in einem gewaltigen Werk, die gesamte Bibel³⁹. Vor ihm war niemand von denen aufgestanden, die gleichwohl jetzt so viel von sich reden machten: die Reformatoren in der Schweiz und in Süddeutschland, die alle vorher nichts gekonnt hatten, es jetzt aber alle auf einmal besser konnten als alle – und allen voran natürlich, wie auch anders, die Schweizer. Wenn irgendwer auf der Welt nämlich eine gute Idee hat, so kommt der Schweizer und behauptet, er hätte die bessere; vorher aber hatte er gar keine.

Aber genug der Häme. Auf der anderen Seite war in der – von der Kirchengewalt, also der Inquisition, kaum beachteten – Schweiz seit jenen Tagen, in denen man die Katharer aus dem der Schweiz benachbarten Süden Frankreichs vertrieb so Einiges, wie man sagt, hängen geblieben. Jedenfalls ging der Schweizer Katholizismus nirgendwo tief. Man brauchte nur ein bisschen zu kratzen, gleich waren entweder die heidnischen Mythen auf dem Plan oder irgendeine geheimnisvolle Lehre, die sich christlich, ja urchristlich, nannte, aber im Grunde nichts anderes war als die gute, alte Ketzerei. Als die Kunde von Luthers Durchbruch die Schweiz erreichte, da erhoben daher auch alle jene Pfarrer ihr Haupt, denen die römische Kirche bisher mehr oder minder Obdach gewährt hatte, die aber ganz anderen Geistes waren. Allzu öffentlich konnten sie sich freilich auch wieder nicht zeigen – aber die häretischen Spuren in der Schweizer Reformation sind unverkennbar. Und dass die Schweizer nur dem Luther nachgeäfft hätten, ist auch nicht ganz richtig. Ulrich Zwingli, der erste der Schweizer Reformatoren, kam aus eigenem Antrieb und unter dem Einfluss des E-

³⁹ Im Jahre 1540 sechs Jahre vor Luthers Tod wurde sie dann endlich fertig, diese Jahrtausendarbeit, die so ganz nebenher auch noch die deutsche Sprache zu der machte, die sie bis heute geblieben ist: eine Literatursprache.

rasmus von Rotterdam zu seinen Ideen. Bis er 1516 seine erste Pfarrstelle in Glarus verließ und nach Maria Einsiedeln kam, war Zwingli, trotz Kontakts mit Erasmus, ein konformistischer, wenn auch humanistisch interessierter Christ gewesen⁴⁰. In Maria Einsiedeln regt sich zum ersten Mal – zaghaft – der reformatorische Geist in ihm. Die weiteren Ereignisse werden ihn mehr und mehr von Rom fort und endlich zu einer eigenen Kirche hin treiben. Es bedarf eines Luther nicht, damit es einen Zwingli geben konnte. Es hätte ihn auch so gegeben. So aber setzte er sich, der noch wenige Jahre zuvor für seine Ideen verbrannt worden wäre, dank der Existenz eines Luther durch.

Im Jahre 1529 starb Zwingli auf dem Schlachtfeld von Kappel einen sinnlosen Tod. Sein Nachfolger in der reformatorischen Weiterentwicklung wurde Heinrich Bullinger und 1534 begann in Genf der andere Schweizer Reformator, der französischsprachige Jean Calvin, sein Werk.

Was aber soll nun häretisch an der Schweizer Reformation sein? Da ist zunächst der Verzicht auf das christliche Fasten, dann die Ablehnung der Bilder, die Konzentration auf das Wort, die Auffassung des Abendmahls als bloßer Erinnerungs- und Gemeinschaftsritus. Die Häretiker gingen noch weiter, sie lehnten auch die Kirchen als solche ab – die Reformierten haben ihrer Existenz niemals besondere Bedeutung beimessen und hielten und halten ihren Gottesdienst auch gern in anderen Örtlichkeiten ab. Die Missachtung der aus dem Jüdischen überkommenen Fastengebote aber ist zu hundert Prozent urchristlich – die ersten Christengemeinden hielten, dem jüdischen Brauch entsprechend, wenigstens den Versöhnungs- als Fastentag ein und übten das Fasten im Übrigen als einen rituellen Brauch der Buße und Reinigung. Zu hundert Prozent urchristlich ist auch die Deutung des „Abendmahls“ als bloßer Gemeinschaftsritus. So und nicht anders verstanden ihn auch die Katharer – als zeichenhafte Gemeinschaft von irdischen und himmlischen Wesen, als Gemeinschaft auch mit ihrem Lehrer, dem nicht gekreuzigten Jesus, weshalb sie beim Abendmahl auch das „Gebet des Herren“ sprachen, das ihnen als bereits hineingegangene Wesen allein zu sprechen vorbehalten war. Bei den Schweizer Reformierten kam allerdings der christliche Mythos ausdeutend hinzu – und schuf ihnen zuerst ihnen selbst nicht wenig Schwierigkeiten, denn die magische Präsenz⁴¹ Christi im Abendmahl ist alles in allem leichter zu begreifen als seine Präsenz allein vermittelt durch das Gedächtnis der Gläubigen.

Bei dem zweiten großen Reformator, Jean Calvin, liegen die Dinge etwas anders. Bei ihm ist es sehr wohl die Begegnung mit dem – älteren – Luther und seinen Schriften, die seiner persönlichen Missgestimmtheit die Richtung anzeigt, die genommen werden kann. Er ist begeistert von diesen Aussichten, so begeistert, dass er gleich in seiner akademischen Antrittsrede weit übers Ziel hinaus schießt – und entsprechend negativ selbst von der liberalen Zuhörerschaft im Umkreis Franz' I aufgenommen wird. Calvin muss fliehen und kommt auf Umwegen nach Genf, wo er sich nieder-

⁴⁰ Ja, wie.. Erasmus von Rotterdam, der Priestersohn, wurde ja auch niemals evangelisch.

⁴¹ Kommt, kommt, ihr Christen aller Konfessionen, macht jetzt keine Bocksprünge sondern seid und bleibt ehrlich: ihr glaubt doch alle an die Realpräsenz und wie sollte die anders gehen als auf magischem Wege?

lässt und seine eigene Reformation macht, denn selbst den Zwinglianern ist der Kerl zu fanatisch. Dabei macht er es sich denkbar einfach: er schiebt einfach alles, was es zu schieben gibt, auf den lieben Gott und fühlt sich selbst völlig entlastet. Entweder er ist sowieso zur Erlösung bestimmt, dann kann ihm nichts mehr passieren, oder er ist sowieso verdammt, dann braucht er sich über nichts mehr zu wundern. Es liegt dabei auf der Hand, dass er sich für einen Erwählten hält, denn sonst hätte das alles für ihn ja keinen Sinn. Ob jemand erwählt ist oder verdammt, so sagt er, drückt sich auch in dessen Lebensumständen aus: der Erwählte ist erfolgreich, so wie auch Calvin letztenendes erfolgreich sein wird, denn die Grundlagen dessen, was man später im angelsächsischen Protestantismus Gottgefälligkeit nennen wird, liegen in seiner Lehre begründet. Der ganze Kapitalismus basiert in seinem Selbstverständnis auf der Annahme, dass Gott immer mit dem Tüchtigen sein muss. Insofern ist am Erfolg des Calvin und seiner Lehre nicht zu zweifeln. Sie ist in vielem handgängiger als die Lehre des alten Luther, sie beschränkt die Frömmigkeit auf das Nützliche und der Prosperität Zweckdienliche und die christliche Barmherzigkeit auf Almosen für die sichtlich von Gott Verfluchten, die den Gottgefälligen dienen müssen: die Arbeiter, die auf diese Weise eben nicht ihres Lohnes wert sind, sondern sich freuen und dankbar sein müssen, dass jemand sie in Lohn und Brot nimmt. Damit wäre die Basis für die unternehmerische Lohnpolitik dann auch ideologisch abgesichert.

Dabei kann sich Calvin durchaus auf Luther berufen, denn ist der nicht was den Willen des Menschen angeht, der gleichen Meinung, hält er ihn nicht auch für unfrei, dem Willen Gottes in allem untertan? Jein, sagt Luther und dieses Jein kommt ihn teuer zu stehen. Es verscherzt ihm nicht nur die Gunst der deutschen Humanisten, es verschafft ihm auch die falschen Freunde. Denn so wie Calvin hat er es nicht damit gemeint. Natürlich ist der Mensch für Luther fähig zur Wahl zwischen Gut und Böse, vermittelt der Einsicht nämlich, die ihm durch die Weisheit des belehrenden Wortes Gottes zuteil wird. Aber er ist nicht frei, der Sünde, die ihn als Erbe der Menschheit verfolgt, aus eigener Kraft zu entrinnen und so ist sein Wille nur bedingt sein eigener, aber nicht deshalb, weil ihn Gott zur Verdammnis vorherbestimmt hat – Gott bestimmt niemanden zur Verdammnis, sondern will den Menschen vielmehr vor seinem „freien Willen“ der ihn eben zur Verdammnis bestimmt, weil er „des Teufels“ ist, retten. Aber der Mensch hat diesen freien Willen, auch wenn derselbe der Grund für sein Unglück ist, in jeder Beziehung außer in der einen: dass er es nicht vermeiden kann, gegen Gott zu sündigen, um die Vergeltung weiß und dieselbe hasst, weil er sie schon kennt. Aber – just in dem Moment ist sein Wille schon nicht mehr frei, denn Gott hat ihn ungeachtet dieses bösen Willens schon kraft Jesu Christi Kreuzestod erlöst – alles was der Mensch nun noch zu tun hat, ist, diese Gabe mit Bewusstheit anzunehmen. Dem unumschränkten Eigenwillen des Menschen zum Guten, wie ihn Erasmus sieht, setzt Luther den durch Erbsünde und Gnade eingeschränkten Willen des Menschen entgegen. Von einer „Vorerwählung“ oder „Vorverdammnis“ will er nichts wissen. Eine solche trübe nach seiner Ansicht dann in beiden Punkten zugleich alle oder keinen.

Aber Erasmus versteht ihn nicht. Ebenso wenig versteht ihn Calvin. Und Zwingli, der vielleicht beide verstanden hätte, stirbt viel zu früh auf dem Kappeler Feld. So nimmt der Humanismus seinen Weg in den Rationalismus und in die Aufklärung

Humanistennamen: Melanchthon – aus dem Griechischen „melas“ schwarz und „Chthon“ Erde zusammengesetzt. Mit diesem Namen soll er in die Weltgeschichte der Kultur einziehen.

Zunächst aber zieht er im selben Jahre in die Universität Heidelberg ein. Zwei Jahre später hat er, der sprachlich Hochbegabte, seinen Bakkalaureus artium in der Tasche – beinahe schreckenerregend früh auch für die damalige Zeit, in der die Ausbildung der Kinder im vierten Jahr begann. Danach wechselt er, weil man den Bakkalaureus eben an einer andern Universität macht als den nachfolgenden Magister, an die Universität Tübingen – aber er bleibt, wie man sieht, immer in der Nähe der heimatlichen Regionen. Das kommt nicht von ungefähr – Philipp ist eigentlich ein Nesthäkchen, ein männlicher Blaustrumpf, der sich hinter seiner Feder wohler fühlt als auf der Landstraße. Er friert leicht, lispelt etwas und ist weder groß gewachsen noch hat er einen athletischen Körper. Aber er trinkt Bildung wie andere Wasser trinken und sein Verstand gedeiht umgekehrt proportional zu seinem Körper. Sein Durst ist unstillbar und beschränkt sich nicht nur auf das Lernen, sondern er hat auch Interesse an einer Methodik des Lehrens... oft genug ist er bei den üblichen Verfahren in Zorn darüber geraten, wie ineffizient sie sind. Es muss doch eine Methode geben, die in Kindern und jungen Leuten dasselbe Interesse weckt, das er am Gegenstand der Wissenschaft findet – und zwar jeder Wissenschaft, die ihm unter die Hände und vor Augen kommt. Gibt es möglicherweise auch eine Wissenschaft vom Lernen und Lehren? Ein Jahrhundert später wird diese Frage die größten Geister Europas beschäftigen, in seiner Zeit wird sie erst noch leise und hinter der Tür gestellt. Es gibt bereits Untersuchungen zur Merkfähigkeit und Methoden, dem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, aber es gibt noch keine „Motivationsforschung“, weil die Entwicklung des modernen Individuums erst im Jahrhundert der Reformation einsetzt. Bisher macht man einfach das, was man die eigenen Lehrer tun sah. Melanchthon, selbst unterfordert, genügte das nicht und er machte sich als erster Gelehrter Gedanken zu dem, was man später Pädagogik nennen sollte.

Aber nicht auf diesem Gebiet wurde er dann europaweit berühmt, sondern auf seinem eigenen Feld, der Philologie, damals der Lehre von den alten Sprachen. Im Jahr 1514 machte er seinen Magister artium und verließ die Universität. Im selben Jahr erschien ein von ihm redigierter Band Terenz – Komödien, der er auch gleich eine Abhandlung über die Komödie der Antike beifügte. Er begann, eine eigene griechische Grammatik zu verfassen, die 1518 fertig wurde und überdies zu den meistgenutzten Lehrbüchern des Griechischen in seiner Zeit zählte, da sie erstens systematisch und zweitens auf genauester Kenntnis des Griechischen fußte – auf genauerer als sie Reuchlin besessen hatte. Ein Büchergelehrter also war dieser Melanchthon, den im übrigen keinerlei Gewissensqualen plagten und der mit seiner Zeit und Umgebung nicht im Mindesten in Spannung sich befand. Aber natürlich war er, wie jeder Gelehrte, darüber informiert, was sich in der Welt ereignete und so hörte er auch von Luthers Thesen, erhielt sogar selbst ein Exemplar und fand, was da gesagt wurde, das hatte schon lange gesagt werden müssen. Als nun der berühmte Mann gar in Heidelberg, gar nicht weit entfernt, auftauchte, wollte er ihn kennen lernen. Die Begegnung sollte sein Leben verändern, denn er war als guter römischer Christ gekommen – er ging – erst einmal – als Parteigänger der Reformation. Dieser Luther –

es war an ihm noch weitaus mehr als die Thesen hatten vermuten lassen. Melanchthon, der lange Reisen eigentlich hasste, beschloss, nach Wittenberg zu gehen und den Mann genauer kennen zu lernen, dessen Sache er zu seiner eigenen gemacht hatte. Er sollte von Wittenberg niemals wieder weg kommen – und das lag nicht nur an Luther.

Als Friedrich der Weise 1518 seiner Universität einen Lehrstuhl für Griechisch stiftete, hatte das nämlich nichts mit Luther und seiner Reformation zu tun, sondern das war einfach nur „chic. Zudem hatte der Vetter in Leipzig, der Rivale, gerade erst einen solchen an seiner Universität eröffnet, da konnte Kursachsen doch unmöglich zurückstehen. Natürlich dachte der Kurfürst nicht an einen Melanchthon, von dessen Gaben und Anwesenheit er nichts wusste, sondern er dachte an eine Berühmtheit wie Johann Reuchlin, den großen Gräzisten und Hebraisten. Aber der lehnte dankent und geehrt ab, er fühle sich zu alt – nur, sie hätten doch in Wittenberg einen ausgezeichneten Altphilologen gerade zur Hand, den Philipp Melanchthon... der sich allerdings gerade mehr um Luther, als um das alte Griechisch kümmerte. Friedrich kümmerte sich also und was er recherchierte war eher entmutigend. Was, war Friedrichs Reaktion, dieser lispelnde Zwerg sollte etwas können? Immerhin – Reuchlin tat sich selbst einen Schaden, wenn er ihn zu Unrecht empfahl, hören wir uns den Kerl doch erst mal an. Am 28. April 1518 hielt er seine Antrittsrede in der Wittenberger Schlosskirche, die auch als Auditorium maximum der Universität diente – und diese Antrittsrede schlug ein wie ein Blitz. Fortan war der Name Melanchthon in Wittenberg in aller Munde und Friedrich konnte sich die Hände reiben, hatte er doch den vielleicht exzellentesten Mann in diesem Fach und auch noch zu einem durchaus maßvollen Salär, für sich aufgetan.



**Melanchthonhaus
in Wittenberg**

Nun stand der Zusammenarbeit mit Luther nichts mehr im Wege, die beiden Männer waren aufs Höchste voneinander angetan und Melanchthon begann, sich in Wittenberg einzurichten und heimisch zu werden. Er brachte auch Luther die Grundzüge des Griechischen bei und obschon er selbst kein Hebräisch konnte, ermutigte er ihn, sich auch um diese Sprache zu kümmern. Das Ergebnis war der Plan, die ganze Bibel aus den Originalsprachen (nicht wie bisher nur aus dem Lateinischen) ins Deutsche zu übersetzen. Mit dem neuen

Testament fing Luther an, brachte es, mit Hilfe Melanchthons – von Wittenberg aus, er selbst war ja auf der Wartburg – in noch nicht einmal einem Jahr zu Ende und während die

Verbesserungen daran weiter gingen, nahmen die Freunde, unterstützt von weiteren Mitarbeitern, das größere Werk in Angriff: das Alte Testament. Über dieser Arbeit nun wurde Melanchthon auch zum Theologen. Er wurde, wie Luther auch, Baccalaureus Biblicus. Nun konnte er auch theologische Vorlesungen halten – aber die interessierten ihn zeitlebens weitaus weniger als die philosophischen und die philologischen, was man ihm nicht verdenken kann, denn wer konnte neben einem Luther schon noch Freude an eigenen theologischen Arbeiten finden und zudem – das Metier der Theologie war dem Humanisten wesensfremd. Im Jahre 1525 gab ihm der Johann Friedrich, der neue Kurfürst, dann was ihm der alte versagt hatte: eine Pro-

fessur, die ihm größere akademische Freiheiten ließ und zudem noch gut genug dotiert war, dass er eine Familie gründen konnte. Eine Frau fand sich bereits, auf Luthers Veranlassung, 1520 - Elisabeth Krapp, die Tochter des Wittenberger Bürgermeisters - und bald kündigte sich auch Nachwuchs an. So kam die neue Stelle recht gelegen - obgleich Melanchthon aus dem Haus, in das er bei seinem Einzug in Wittenberg eingezogen war, nie wieder auszog. Er baute es lieber von Grund auf um. Denn die Familie wurde ständig größer. Als Luther dann selbst heiratete, ergab sich eine freundschaftliche Beziehung auch unter den beiden Familien, obgleich Katharina Lutherin die Elisabeth Krapp niemals so recht ins Herz schloss. Luther wurde Melanchthons Beichtvater und Seelsorger - über die Belange der Freundschaft hinaus - und er wurde auch in Angelegenheiten der neuen Kirche der zweite Mann hinter dem „Wittenberger Papst“, ja es ging die Rede, dass Luther auf den politisch geschickteren Melanchthon höre. Der machte unterdes nicht nur in der Theologie und als Luthers Diplomat von sich reden, sondern verfasste auch Lehrbücher zu den unterschiedlichsten Gebieten, die in ganz Deutschland bald zum festen Bestand des Unterrichts gehörten. Von daher stammt der Ehrennamen des „Lehrers für Deutschland“ des Praeceptor Germaniae, den ihm eine dankbare Humanistengeneration verlieh. Er führte in Deutschland den klassenweisen Unterricht ein - heute eine Selbstverständlichkeit, damals ein absolutes Novum - auch die Alten hatten so etwas nicht gekannt. Außer den Reisen, die er im Interesse der neuen Kirche unternahm, fuhr er auch als Schulvisitator über Land.

Bekannt geworden aber ist er in erster Linie durch seine Arbeit für die Sache der neuen Kirche. Da Luther als Gebannter Sachsen nicht verlassen konnte, wurde Melanchthon überall hin geschickt um die Sache der Evangelischen zu vertreten. Luther verließ sich auf ihn, und er konnte sich auch auf ihn verlassen - sowohl was die Argumentation als auch was den Erfolg solcher Verhandlungen anbetraf: Melanchthon kam immer mit einem annehmbaren Ergebnis zurück und zudem führte er die Verhandlungen niemals eigenmächtig, sondern stets in Korrespondenz mit Luther. Er war es auch, der die wichtigsten Schriften der evangelischen Kirche wesentlich mit gestaltete - sowohl die Protestation von Speyer als auch das Augsburger Bekenntnis tragen auch seine Handschrift. Dabei war er den strengen Lutheranern und den späteren Reformierten auch dann und wann unbequem, wenn es um Dinge ging, die erst in zweiter oder dritter Ordnung von Belang sein mochten oder auch gar nicht, wie die Kleiderfrage der Geistlichen - sollten sie es damit doch halten, wie sie wollten. In anderen Dingen war er weniger indifferent - aber stets bestrebt, die Konfrontation zu vermeiden, die den Gegnern der Reformation vielleicht gerade recht gewesen wäre. Aber die Übereinstimmung mit Luther gestaltete sich zuweilen schwieriger als die mit den Gegnern, denn der Reformator war nicht gesonnen, das neue Christentum durch Kompromisse zu verwässern; er dachte an die vielen Kompromisse die aus der alten Kirche endlich den Saustall gemacht hatten, aus dem erst seine Reformation einen gangbaren Ausweg gezeigt hatte. Entweder, sie begriffen es, oder sie begriffen es nicht, dann würden Spätere es begreifen, so war seine Meinung. Man muss es ihnen aber auch verständlich anbieten und darf sie dabei nicht vor den Kopf stoßen, so Melanchthon, auch hierin der elementare Pädagoge. Und dann kamen nicht die Fremden, nicht die Gegner, sondern die Brüder im Geiste und machten beiden das Leben schwerer, als es die Gegner jemals vermocht hatten.

Marburg



Zeitgenössische Darstellung des Marburger Religionsgesprächs

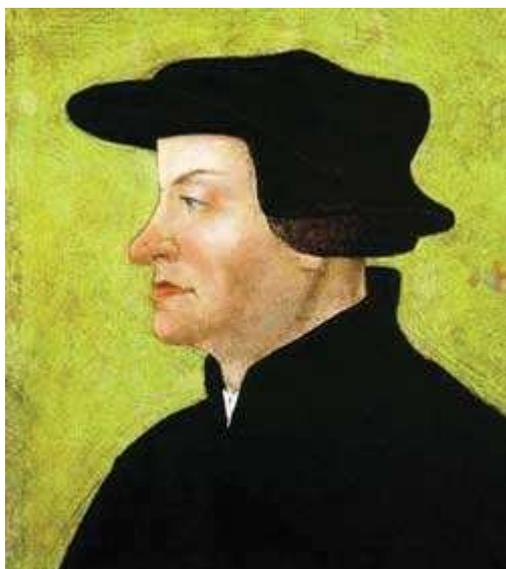
Na schön – wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier, mag Luther in seiner unnachahmlich sarkastischen Art die Dinge kommentiert haben, aber diesmal waren es nicht die Gegner, sondern die Brüder im Geiste, die, sich als Helfer und Vollender sehend, offensichtlich des Guten zu viel zu tun im Begriffe waren. Alte von Luther längst verworfene Ansichten aus den Tagen des

Wittenberger Sturms tauchten wieder auf, und nicht nur die Stimmen, sondern auch die Sprechenden waren auf einmal

wieder präsent. Karlstadt, als Reformator längst passé, und als Mensch abgeschieden, hatte doch auch Sympathisanten gefunden, die nun auf den Plan traten und Ideen verbreiteten, die unmöglich zu einer Volkskirche passten, die ein Hort für alle sein sollte, nicht nur für eine Elite von „Heiligen“. Indessen mit dem Erbe Karlstadts kam man auf der Wittenberger und der süddeutschen und Schweizer Seite rasch überein indem man beide Arten der Taufe für rechtens erklärte, wie es denn auch in der alten Kirche stets der Brauch gewesen. Natürlich war die Taufe der alten Kirche als gültig zu betrachten, mochte diese über die neue denken wie sie wollte, auch die Römischen waren Christen, und es galt, die Türen offen zu halten für jeden, der kommen wollte. Es war nicht nötig, Übertretende erneut zu taufen. Auch in Sachen des geistlichen Amtes war man eher geneigt, der bisherigen Gewohnheit zu folgen, als dem „Priestertum aller Gläubigen“ einen zu hohen Rang einzuräumen. Sicher, ein solches bestand, war biblisch legitimiert, dennoch erschien es nicht zweckmäßig, die Bibel sozusagen zum Abschluss frei zu geben und jedermann zu gestatten, sie nach Belieben auszulegen oder die Sakramente – über deren Zahl man einig war – zu verwalten. Die Kompetenz des Herrn Omnes, wie Luther dergleichen Volkstümlichkeit nannte, war den in Marburg Versammelten gleicherweise suspekt. Das bisherige Modell hatte sich, einige Abstriche an seiner magischen Bedeutung zu machen, im Großen und Ganzen doch bewährt, also warum sollte man es mit Gewalt zu ändern suchen. Statt des mit „schamanischen“ Befugnissen ausgestatteten geweihten Priesters, sollte ein gebildeter und auf seinen Beruf als Seelsorger wohl vorbereiteter Mann (an eine Frau wagte noch niemand zu denken) Sakramente und Wort verwalten und den Christen als Erster unter Gleichen mit seinem Rat und Tat zur Seite stehen. Also: auf die Weihe hatte man verzichtet, auf die Berufung verzichtet man nicht. Es gab keinen Stand der Kleriker mehr, aber es gab noch die Gruppe der Christen mit Leitungskompetenzen. Wer nun aber setzte diese Gruppe jeweils in ihren Stand ein? Die Gemeinde oder der Landesherr? Man entschied sich für einen Kompromiss – zwar sollte die Gemeinde die Pfarrer wählen können, aber sie mussten durch ein Konsistorium der Kirche approbiert sein und vom Landesherren in ihrem Amt bestätigt werden. Ebenso konnte die Gemeinde die Abberufung von Pfarrern verlangen,

mit denen sie aus verschiedenen Gründen nicht zurecht kam – das mussten keineswegs eklatante Verstöße gegen den christlichen Glauben sein, Unregelmäßigkeiten in der Lebensführung und in der Verwaltung der Gemeinde reichten aus. In allen diesen Punkten und in einigen mehr kam man also zu Übereinstimmungen – aber in einem einzigen nicht. Wir haben ihn schon angesprochen und hier, in Marburg, kam es seinetwegen zur Sezession.

Es geht um das Kernsakrament der Christenheit, das Abendmahl. In der Durchführung desselben mit Brot und Wein auch für die Laien (die ja im Grunde auch Priester waren) gab es keinerlei Differenzen. Dennoch brach die Einheit des neuen Glaubens an dieser Stelle und erst Jahrhunderte später sollte sie sich mühevoll zusammen finden. Indessen – gegen die römische Kirche und ihre Irrlehren wollte man stets zusammen stehen. So gesehen war das Marburger Religionsgespräch von 1529 doch ein Erfolg. Nur eben kein ganzer, wie ihn sich Philipp von Hessen, auf dessen Schloss es stattfand, einen versprochen hatte.



Ulrich Zwingli

Aber zum „Abendmahlsstreit“ der das evangelische Lager ja auf Jahrhunderte spalten sollte: Nach der neutestamentlichen Überlieferung sagt Jesus klar „das ist mein Leib“ und „das ist mein Blut“ und er sagt, „wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm“. Das ist dann ganz eindeutig ein Hinweis darauf, dass das Abendmahl in der frühen Christenheit, in der diese Evangelien entstanden, als magisch – mystisches Kultmahl ähnlich denen der anderen antiken Privatreligionen gesehen wurde. Es bedeutete wie in diesen Anteilsnahme an der Gottheit Jesu. Deshalb auch war es den „Eingeweihten“ sprich Getauften vorbehalten. Nun wussten Luther und die Seinen von diesem Umstand natürlich noch nichts, aber sie

hatten die entsprechenden Schriftstellen ebenfalls vor sich und konnten von daher zu gar keinem anderen Schluss als zu dem der Realpräsenz Jesu beim Abendmahl kommen. Natürlich, und darin waren sich beide einig „verwandelt“ sich dabei nichts, die Hostie bleibt Hostie und der Wein bleibt Wein – der das Sakrament bereitet und austellt erinnert nur an diesen Umstand, er selbst bleibt „magisch“ untätig. Nur der Glaube der Empfangenden kann diese „Wandlung“ vollziehen, nicht die Hantierung eines „Schamanen“. Wo immer Abendmahl gefeiert wird, da ist dem Glaubenden Jesus gegenwärtig und zwar in seiner Seele. So weit die lutherische Position, über die hier nichts gesagt werden kann, was nicht auf die Schriften bezogen wäre. Sie ist genuin christlich.

Die Auffassung der Reformierten aber speist sich – vielleicht unbewusst – aus älteren Quellen. Man darf nicht vergessen, dass im Süden Deutschlands und in der Schweiz das häretische Element seit anderthalb Jahrtausenden vorhanden und stark gewesen

war. Auch dieses Element kannte das „Abendmahl“ als Gemeinschaft stiftenden Ritus – aber eben nicht als mystische Teilhabe an der Gottheit, sondern als reinen Gemeinschaftsritus an dem die Gläubigen einander erkannten und sich – erinnernd – ihrer selbst und ihrer Gemeinschaft miteinander versicherten. Die „Brotbrechung“ wie sie die Katharer gefeiert hatten hat jedenfalls verblüffende Ähnlichkeit mit dem reformierten Abendmahl, nur dass hier der Kreuzigungsgedanke dominiert, was bei den Katharern naturgemäß nicht der Fall war. Für sie war es einfach eine Erinnerung an den dahin gegangenen Lehrer und darüber hinaus vielleicht noch an all die andern Lehrer, die das Licht der Erkenntnis seither weiter getragen hatten und die nun – daran glaubten sie fest – mit Jesus zusammen lebten. Im Abendmahl stellte sich also die gesamte Gemeinschaft der Lebenden und der Toten im Angesicht der Ewigkeit dar. Eine solche Darstellung findet auch im reformierten Abendmahl statt, weshalb es auch nicht notwendig regelmäßig zum „Gottesdienst“ gehören muss (bei Luther war es unabdingbarer Bestandteil desselben), sondern bestimmten Anlässen vorbehalten bleiben kann und sollte. Während der lutherische Christ eine ständige „Auffrischung“ seines spirituellen Potenzials durch die Aufnahme Jesu benötigt, kann der reformierte Christ, der ja durch sein Christsein bereits „zur Gnade erwählt“ ist, auf eine solche verzichten. Und – sollte er es nicht sein, sollte er durch irgendetwas in Gottes Willen der Gnade verlustig gegangen sein, so nimmt er das Abendmahl und sei es unbewusst, sich selber „zum Gericht“, was dann auch wieder nur konsequent ist, denn der verdammte Sünder kann nur sündigen, das Wissen darüber aber, ob jemand in der Gnade oder verdammt ist, liegt allein bei Gott – so die reformierte Lesart. Also ist jeder Getaufte auch zum Abendmahl zuzulassen, es sei denn, man habe ihn wegen schwerer Verfehlungen ausdrücklich davon ausgeschlossen. Er muss es mit sich abmachen, ob er würdig oder unwürdig zum Empfang dessen ist. Jeder sollte hoffen, würdig zu sein, ein würdiges Mitglied der erinnernden, sich ihrer selbst vergewissernden Gemeinschaft – unabhängig davon ob er es tatsächlich sei oder nicht. Denn: und hier treffen wir auf reine Magie – der Glaube eines Verdammten kann vielleicht so stark sein, dass er Gott umstimmt (Schächernade) . An so etwas alles dachten die Katharer natürlich niemals, aber die reformierte Tradition sah dies für sich als stimmig und praktikabel an – und verschenkte damit, man kann es nicht anders sagen, die lutherische Gnadengewissheit, die den ruhenden Pol des evangelischen Glaubens bildet.

Daher konnte es auch zu keiner einheitlichen Aussage kommen und Melanchthons sämtlicher Vermittlungsversuche blieben erfolglos, ja, er handelte sich damit Luthers schwere Verstimmung ein, dass er den „Irrlehrern“ so weit entgegen kommen wollte (Luther sah, durch Thomas Müntzer einst unvorsichtigerweise ausgezeichnet instruiert, durchaus den häretischen Kern im christlichen Gehäuse) und blieb, das Unverständnis des Freundes und der Reformierten hinnehmend, hart. Es kam zu einem „macht ihr eures, wir machen unseres“, auch wenn die Geschichte nach der Luther das Tischtuch zwischen sich und den Reformierten buchstäblich zerschnitten haben sollte, eine Legende ist. Das Tischtuch war zerschnitten – der Tisch wurde aber nicht geteilt. Beide Richtungen erkannten einander auf weiteste Strecken als im evangelischen Glauben stehend an, nur eben in diesem nicht.

Confessio Augustana

Daher auch erstellten die beiden evangelischen Bekenntnisse denn auch unterschiedliche Glaubenslehren. Luther gab seinem Glauben im „Großen Katechismus“⁴³ Ausdruck, während die reformierte Glaubenslehre im „Heidelberger Katechismus“ nachzulesen ist. Bezeichnend für die weitere Entwicklung der Sache ist, dass Großer wie Kleiner Katechismus Werke Luthers für seine Kirche sind, während der Heidelberger Katechismus ein Gemeinschaftswerk von Gliedern dieser Kirche für die anderen Glieder ist. Immerhin – die evangelischen Christen wussten nun allseits, was ihren Glauben im Leben ausmachen sollte.

Aber – wer wusste das sonst noch in der Welt? Zwar war in den vergangenen Jahrzehnten viel hin und wider geschrieben worden – aber das überall Verstreute ergab kein Gesamtbild. Es gab Artikel, Thesen, Traktate – aber es gab nichts, das für einen Außenstehenden alles das zu einer Einheit zusammen fasste, sodass er sich einen raschen Überblick verschaffen konnte.

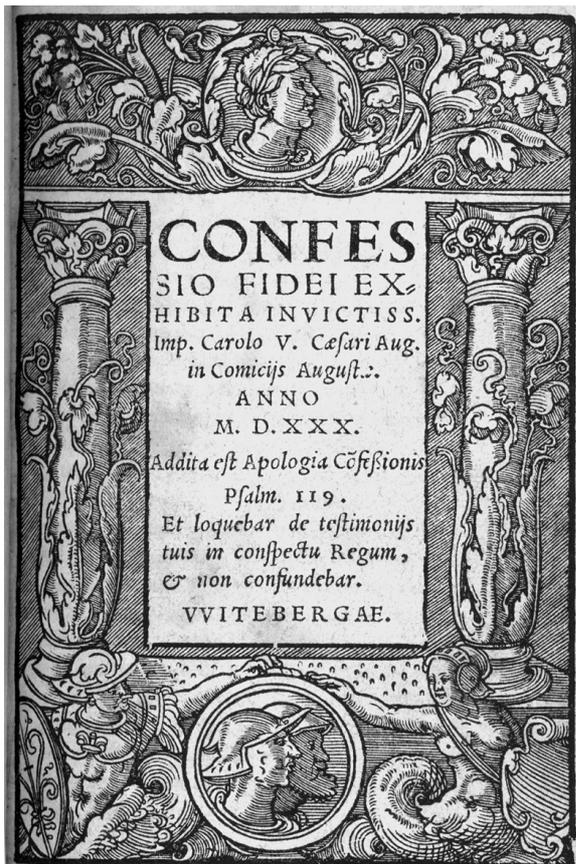
Das nahmen die altkirchlichen Reichsstände – die römisch gebliebenen Territorien Deutschlands – denn auch zum Anlass tief greifender Skepsis, die sich bereits auf dem Reichstag zu Speyer sehr negativ auswirkte: derselbe bestätigte nämlich noch einmal das Wormser Edikt von 1521 und erklärte damit alle evangelischen Landesherren und ihre Untertanen in die Reichsacht. Dass das inzwischen ein praktisch unhaltbarer Zustand war, zu erkennen, brauchte es keinen Scharfsinn, aber Karl V war, ebenso wie Rom und sein Beichtvater Glapion schlicht und einfach ratlos wie mit dem Neuen zu verfahren wäre.

Die Zeichen standen auf Sturm. Der Kaiser, nunmehr unbestritten und unbestreitbar Herr seines Reiches, nachdem er drei Jahre zuvor den Papst in die Schranken gewiesen und die französische Frage in Italien geklärt hatte, wollte nun auch mit den Protestanten in seinem Reich endlich reinen Tisch machen. Die Evangelischen aber sahen keine andere Möglichkeit, als den Kaiser zur Vernunft zu zwingen indem sie sich argumentativ vor ihm erklärten. Es hatte dies zwar verzweifelt wenig Aussicht auf Erfolg, aber ließ man es unversucht, dann konnte man sich selbst damit nur schaden.

Ich sagte vorher, es habe keine Summa des evangelischen Glaubens existiert – das ist nicht ganz richtig, Ansätze dazu gab es in den Schwabacher und den Torgauer Artikeln, in denen Luther selbst wesentliche Ansätze der neuen Lehre skizziert hatte. Aber sie alle umfassten nicht deren Ganzes. Die Torgauer Artikel befassten sich mit der Liturgik, der Durchführung der Zeremonien, die Schwabacher Artikel stellten den lutherischen Standpunkt gegen den der Schweizer Reformation klar. Nun galt es, die neue Lehre vor Kaiser und Reich in ihrer Gesamtheit darzulegen. Das war noch nie geschehen und das war Melanchthons Meisterstück. Die Confessio Augustana ist ganz und gar sein Werk, hier demonstriert er, in welcher Tiefe er sich die

⁴³ Der weitaus populärere „Kleine Katechismus“ ist allerdings keine Volksausgabe des Großen, sondern ein eigenständiges Werk.

evangelische Sache zu eigen gemacht hat und er demonstriert zugleich, in welcher Kürze und Prägnanz er sie darzulegen vermag. Kann man es Melanchthon bei allem, worum es ging, verübeln, wenn er noch bis sozusagen zehn Minuten vor dem Übergabetermin an diesem wichtigsten Dokument der jungen evangelischen Kirche feilte? Denn Krieg oder Frieden konnten von einem stilistischen Fehler entschieden werden. Und einen Krieg wollten die evangelischen Reichsstände soweit an ihnen lag, vermeiden. Als es ihnen misslang den Kaiser umzustimmen, schlossen sie sich notgedrungen in einem Militärbündnis zusammen – es war die letzte Möglichkeit, des Kaisers Willen im Zaum zu halten.



Titelblatt der Confessio Augustana

Die Confessio Augustana, das wichtigste Dokument der reformatorischen Kirchenentwicklung, auf das die Pastoren noch heute ihren Amtseid leisten, auch wenn es inzwischen Bestrebungen gibt, denselben nur noch auf die Bibel abzulegen, war politisch gesehen ein Fehlschlag. Aber dogmengeschichtlich gesehen war sie genau der Paukenschlag, den die Reformation jetzt brauchte. Sie brachte und bringt es auf den Punkt, was es bedeutet, evangelisch zu sein. Sie klärte und klärt die Unterschiede, die zwischen der alten Kirche und der neuen unabdingbar bestehen – sie klärt aber auch die Verbindungen der neuen mit der alten Kirche. So lässt die CA die Tradition der alten Kirche auch für die neue bestehen – nur nicht als normatives Dokument, das man nur in der Bibel alten und neuen Testaments sieht. Sie klärt die Frage der

Sakramente – begründet, warum die einen angenommen, die andern aber abgelehnt werden. Sie klärt die Frage wie sich Kirche

und Obrigkeit zueinander stellen und zwar ganz im Sinne einer geordneten Gesellschaft und sie stellt den Christen als Bürger unter die Botmäßigkeit derselben – so weit und insofern dieselbe den christlichen Normen nicht zuwider handelt. Sie klärt auch die innere Struktur der neuen Kirche als einer Institution, in der eben nicht jeder machen kann, was er will, sondern klare Verantwortlichkeiten herrschen. Sie deckt sich gegen die Radikalreformer, mit denen sie nichts zu schaffen haben mag, ebenso wenig wie mit den Häresien der alten Zeit – die Gnosis inklusive. Sie klärt die Frage der frommen Werke neu – versteht darunter das, was die alte Kirche unter den Werken der Barmherzigkeit verstand. Sie besteht aber darauf, dass diese frommen Werke keine Heilsgewissheit vermitteln können, sondern dass dieselbe allein von der Gnade Gottes abhängt – die freilich jedem Glaubenden von Gott aus verbindlich zugesichert ist. Damit ist die CA allerdings auch ein spezifisch lutherisches Dokument –

die Schweizer Reformation sah bekanntlich die Dinge etwas anders an⁴⁴. Ein lutherisches Dokument ist sie auch in Bezug auf die Äußerlichkeiten des kirchlichen Lebens – sie verzichtet auf alle Bilderstürmerei und stellt die Bedürfnisse der Gemeinde an die erste Stelle, sodass hier ein erheblicher Spielraum bleibt. Daher kommt es, dass ein Pfarrer ebenso im Straßenanzug Gottesdienst halten kann wie im Talar oder im Messgewand und dass eine Kirche genauso dazu geeignet ist, wie ein anderer Versammlungsort, wenn er nur die Ungestörtheit der Handlung gewährleistet. Sie legt fest, dass die evangelischen Pfarrer das Recht auf einen Hausstand und ein Familienleben haben, dass sie also als Bürger in die Gesellschaft eingegliedert sind und nicht etwa über ihr stehen. Sie legt auch fest, wie das Leben des Christen auszusehen habe – zwar nicht bis ins Kleinste, da sie sich jeder Gesetzlichkeit enthält, aber sie legt doch die ethischen Eckwerte eines christlichen Lebens fest.

Die CA nennt die Dinge beim Namen, ist konziliant wo es angeht, kompromisslos wo es vonnöten ist, und im ganzen ein rundes Werk eines Mannes, der die evangelische Sache „im kleinen Finger“ haben musste, um sie so rund zu machen. Luther – ja, der war aus der Ferne auch dabei, die Boten flogen zwischen Coburg und Augsburg hin und her und Luthers Hand ist unverkennbar – aber diese Eleganz des Wortes und der Formulierung, diese zugleich versöhnliche und konsequente Haltung – ist Melanchthon. Kann man sich vorstellen, dass die beiden beinahe Krach wegen der CA hatten, weil Luther der Meinung war, Melanchthon habe mit seiner Konzilianz die evangelische Sache verdorben und Melanchthon meinte, Luther habe mit seiner Halsstarrigkeit den möglichen Kompromiss verhindert? Nun, heute ist von diesem Streit nichts mehr übrig und wer heute die CA liest, der liest eines der spannendsten Zeitdokumente überhaupt. Denn das ist sie zu allem auch noch: lesbar.

Von den Juden und ihren Lügen

Leider kann man das nicht von allen Schriften aus dieser Zeit so ohne weiteres sagen. Denn in den letzten Jahren setzte sich das fort, was wir bereits in den Schmähschriften wider die Bauern beobachtet hatten – Luther konnte ätzend formulieren und nahm dabei absolut kein Blatt vor den Mund, schreckte vor keiner Grobheit zurück, wenn es galt, für die evangelische Sache und gegen die Dummheit zu fechten, die er allüberall ihr Haupt erheben sah. Mit der Zeit wurde es immer schlimmer und er sah zuweilen auch Gespenster.

Das betraf und betrifft vor allem seine Stellung zu den Juden. Gerade in unseren Tagen haben sich ratlose Theologen gefragt: wie konnte es kommen, dass ausgerechnet Luther, der doch dem Judentum so unendlich viel verdankt, der auch niemals daran gezweifelt hat, dass es sich bei den Juden um das von seinem Gott erwählte Volk handelt, einen derart wütenden Antijudaismus hat entwickeln können, dass er gar zum Kronzeugen eines „deutschen Christentums“ á la Adolf Hitler und Bischof Müller werden konnte? Denn das ist er zweifellos gewesen. Die „Deutschen Christen“ konnten sich in ihrem Antijudaismus ganz authentisch auf ihn berufen. Und diese Angelegenheit hat ihre Geschichte. Aber holen wir erst einmal weiter aus,

⁴⁴ Und sie kontrerte denn auch die CA mit dem Helvetischen Bekenntnis

kommen wir zu Mohammed ibn Abdallah und seinen Erlebnissen mit den Juden von Jathrib. Mohammed war nämlich der Meinung, dass seine Botschaft die der Juden vervollständigen und richtig stellen würde. Er sah in den Juden die unmittelbaren Vorgänger seiner eigenen Religion und war von daher sehr geneigt, sie als Volk zu akzeptieren. Aber – die Juden akzeptierten ihn und seinen Koran nicht. Warum nicht? Weil es offensichtlich war, dass Mohammed die Thora, die er vervollständigen wollte, gar nicht kannte. Er kannte einige Fragmente dessen aus dem volkstümlichen Judentum seiner Umgebung, er kannte einige Sitten und Bräuche desselben – aber eine gründliche Kenntnis, wie sie von einem Vollender des Judentums doch zu erwarten gewesen wäre, besaß er nicht. Auf diese Ablehnung, die auch im politischen Handeln ihren Ausdruck fand, reagierte Mohammed dann seinerseits, als er die Möglichkeit dazu bekam, mit Repression und Hass. Diesen Hass findet man heute noch im Islam vor, freilich daneben auch oft noch die alte, anfängliche Toleranz, es kommt eben darauf an, auf welche Sure man seinen eigenen Islam bezieht.

Ähnlich erging es Luther. Als er die Bibel – aus dem Hebräischen – übersetzte, kam er dem Geist des Judentums ganz nahe und er erkannte in diesem Geist das Wertvolle, um dessentwillen Jesus zu diesem Volk gesandt worden war, um sein Erlösungswerk für Israel und die Welt zu verrichten. Aber das war es eben auch: für Israel und die Welt, denn Israel hatte ihn nicht angenommen. Es hatte seinen Messias verschlafen. Je mehr Luther ins Alte Testament sich hinein wühlte, umso klarer wurde ihm das. Dass die Juden mit der römischen Kirche ideologisch nichts zu tun haben wollten, verstand er gut, vertrat sie doch längst nicht mehr den Geist der Bibel. Aber seiner Lehre, die diesen Geist und zwar den alten wie neuen Testaments klar vertrat, sollten sie doch folgen können? An ihm doch sollten sie erkennen können, dass Jesus der verheißene Messias war und von ihrem Irrtum lassen? Nun, sie taten es, wie zu erwarten war, nicht. Sie hatten ihre eigenen Nachrichten über Jesus – und als Luther die zu sehen bekam, sah er rot. Man muss heute nur den Talmud an den entsprechenden Stellen aufschlagen, um als Christ ebenfalls rot zu sehen. Was da steht, sind zu 85 Prozent Verleumdungen und die 15 Prozent Wahrheit müssen erst aus 100 Prozent Polemik heraus geschält werden. Luther hat solch feine Unterschiede nicht gemacht, ihm genügte, was er sah. Und so ist es verständlich, wenn er seine Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ nennt und verlangt, dass man die talmudischen Bücher mitsamt den Orten an denen man sie lehre, die Synagogen nämlich, verbrenne. Wenn ich könnte, schrieb er, würde ich die Juden töten – nun, Hitler erbot sich darin als sein Vollstrecker. Ich will nichts beschönigen.

Der Hass, einmal geweckt, zeigte Luther auch noch andere Schreckbilder. Er sah die Judenviertel, sah dieses Volk von Handel und Geldgeschäft – das ihm seit jeher ein Dorn im Auge war – leben, sah, wie die Christen, die ja kein Geld verkaufen durften, sich bei den Juden verschuldeten, sah, wie diese Kultur tief in die eigene hinein griff – und erschrak. Sie waren ja praktisch überall, diese Juden. Ja sicher, sie waren überall, denn durch ihre Hände floss das Geld, das die Wirtschaft am Laufen hielt, die Zeit der Naturalwirtschaft war zu Ende. Aber liehen nicht auch christliche Bankhäuser Geld auf Zins aus? Lebten nicht auch Fugger und Welser und noch eine ganze Menge christlicher Patriziergeschlechter ebenso vom Schweiß der Arbeitenden, wie die Juden? Aber – die Fugger und Welser erkannten, wie irrgläubig auch immer, Je-

sus als den Sohn Gottes an, das unterschied sie von den Juden, die in den Christen die auszunehmenden Narren sahen, über die sie sich in ihren Schriften, so meinte Luther, weidlich lustig machten. Für die gesamte Problematik christlicher Judenpolitik seit den Tagen der Antike fehlte ihm jedes Augenmaß, er war auch nicht daran interessiert, hier Klarheit zu bekommen – zu klar erschien ihm die Linie, die von der Verwerfung des Messias an diesem Volk das zukommen ließ, was es angeblich bei Christi Kreuzigung über sich selbst herab beschworen hatte: sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Man darf nie vergessen, dass Luther schlechthin keinen „weltlichen“ Ansatz für seine Sicht der Dinge hatte, vielmehr alles und jedes von seinem persönlichen christlichen Glauben her sah. Israel aber war seit Golgatha als auserwähltes Volk verworfen und hatte nunmehr alles, was geschah, zu verantworten – bis es in den Schoß der Kirche, des neuen Israel, heimkehren werde. Dazu aber musste man ihnen den ganzen Schund ihrer talmudischen Jesusüberlieferung wegnehmen.

Es gibt noch einen weiteren Grund, aus dem sich Luther so dezidiert judenfeindlich benahm – übrigens folgten die Fürsten, an die er seine Worte richteten, ihnen nicht im Mindesten, denn die Juden waren wichtige Wirtschaftsfaktoren und störten im Übrigen nirgendwo den Lauf der Dinge – und zwar die ausgeprägte Toleranz den Juden gegenüber, wie sie häretische Bewegungen, schon aus Opposition zur Christenheit pflegten. Auch die Schweizer Richtung der Reformation ging – aus eben diesen Gründen, weil sie sich als geistiger Nachfolger aller dieser „Protoprotestanten“ betrachtete, in der Judenfrage nicht mit ihm konform. Vielmehr bot das mehrheitlich protestantische – südliche – Frankreich den nach 1492 aus Spanien vertriebenen Juden ebenfalls Asyl, desgleichen taten die kalvinistisch geformten Niederlande, sobald sie das spanische Joch abgeschüttelt hatten. Luther aber, der sich von diesen „Vorfahren“ in allem abzugrenzen strebte, ging in Sachen Juden konform mit der Ansicht der alten Kirche. Die Schweizer Reformation hatte ihm wieder einmal gezeigt, wie nahe Häresie und evangelischer Glaube einander kommen konnten – und er wehrte diesen großen Feind in einem einsamen Kampf ab, so gut er konnte. Dass niemand diesen Kampf bewusst mit ihm kämpfte, verbitterte ihm die letzten Jahre, und machte seine letzten Schriften so unsäglich aggressiv.

Dass ihn die deutschen Antisemiten zu ihrem Säulenheiligen machen würden, war so gesehen zwangsläufig. Auch diese Antisemiten waren anfangs der Meinung, man sollte die Juden als Volk im deutschen, christlichen Volk aufgehen lassen – der Antisemitismus des neunzehnten Jahrhunderts predigte keinen Massenmord, sondern die Bekehrung und Heimkehr ins Christentum⁴⁵ als „Endlösung der Judenfrage“. Über die Schoa hätte Luther sich wahrscheinlich am tiefsten von allen erschrocken, denn daran war ihm nun ganz und gar nicht gelegen. Seid ihr denn wahnsinnig, hätte er gerufen, euch mit dem Gottesvolk derart anzulegen, fürchtet ihr denn die Strafe

⁴⁵ Übrigens war dies auch das wahre Ziel der so genannten Assimilationspolitik... das erst machte sie gesellschaftsfähig. Dass die Juden die angebotene Hand zwar freudig nahmen, aber nicht die geringsten Anstalten machten, deshalb zu guten Christen zu werden, schuf zunächst nicht wenig Verstimmung – und es schuf auf jüdisch – assimilierter Seite den Atheismus für diejenigen, die nicht mehr Juden, aber auch nicht Christen sein mochten.

unseres Gottes nicht, der ja auch der Gott Israels ist? Aber wie auch schon in seinen letzten Jahren so auch hier – niemand hörte mehr auf ihn.

Wir sind Bettler - das ist wahr

Seit seinen akademischen Jugendjahren war Luthers hauptsächliches Arbeitsgebiet die Bibel, darunter insbesondere das Alte Testament. Er hat daneben über die ganze Bibel gepredigt, hat die ganze Bibel übersetzt, hat um diese Bibel herum quasi nebenher eine ganze neue Kirche begründet, die bis heute, bald ein halbes Jahrtausend lang quicklebendig ist und ihrerseits eine fast unüberschaubare Zahl von Kirchen aus sich hervor gehen ließ – woran allerdings den Schweizern ein größeres Verdienst⁴⁶ zukommt, während die Lehre Luthers sich dagegen, wenn auch in aller Freiheit und nicht ohne verschiedene Schattierungen anzunehmen, doch immer im Bereich seiner Kirche hielt.

Die Dinge entwickelten sich aber nicht immer erfreulich. Mitte der dreißiger Jahre erhob im katholischen Münsterland die Reformation ihr Haupt. Aber Luther hätte es ihr in dem Falle wohl am liebsten abgeschlagen, denn was sich da in Münster sammelte, das waren die Überbleibsel jener radikalen Reformation, die einst einen Thomas Müntzer in ihren Bann gezogen hatte. Inzwischen waren sie, verbittert und fast erschöpft, ganz und gar verrückt geworden, predigten Güter- und Frauengemeinschaft, die tatsächliche Gleichheit Aller nach Besitz und Stand – alles gut und schön, wenn die Prediger das auch für sich selbst so hätten gelten lassen, aber sie selbst sahen sich als eine über allen Gesetzen stehende Elite an, die sich aus dem Rest nach Gutdünken bedienen durften. Dazu also war das verkommen, für das ein Müntzer einst sein Leben ließ – zum Karneval der Ausgestoßenen, zur Tyrannei von Dieben und Wegelagerern, die mit den religiösen Anschauungen ihr Spiel trieben und ihre ganz persönliche Version von Kirche einrichteten. Diese hatte nun weder mit Luthers Reformation noch auch mit Müntzers Zukunftsvisionen auch nur das Geringste gemein, sie war einfach nur primitiver Abschaum. Aber sie brachte an den Tag, dass das radikale Element der Reformation nicht ausgerottet worden war, sondern in den durch ihren Freiheitskampf auch in der Geisteshaltung freier gewordenen Niederlanden vor allem immer noch eine Heimstatt fand. Denn von dort kamen die Führer des Täuferreichs von Münster, respektive hier erhielten sie ihr ideologisches Rüstzeug.⁴⁷ Man musste also weiterhin auf der Hut sein, zumal sich auch die Lage in der Schweiz und in Tirol immer wieder radikalen Strömungen zuneigte. Die evangeli-

⁴⁶ Das liegt meines Erachtens an der letztendlichen geistigen Enge der calvinistischen Reformation, die Abweichungen vom calvinistischen Dogma immer wieder wünschenswert erscheinen ließ und die elementare Religiosität des Volkes so gut wie nicht berücksichtigte.

⁴⁷ Man darf auch nicht vergessen, dass schon im Mittelalter eine solche relativ grobschlächtige religiöse Opposition in den Niederlanden existiert hatte, die vor allem mit sozialem Klamauk von sich reden machte und ansonsten einige recht phantastische Eigenheiten pflog. Der Umstand, dass auch ein wenig gesunkene Gnosis in diese Bewegungen einsickerte, qualifiziert sie meiner Meinung nach aber nicht dazu, sich zur gnostischen Untergrundbewegung zu zählen. Es waren „Geusen“ – gesetzloses Gesindel, das sich mit den Ideen der Reformation geistig aufzuwerten gedachte, sie aber weder begriff, noch überhaupt begreifen wollte.

sche Kirche aber war längst ein gesamteuropäisches Geschäft geworden. In Skandinavien, den britischen Inseln, Polen und Böhmen, ja sogar in Italien und Spanien und im fernen Transsilvanien fasste sie Fuß. Aber sie war schon nach dem Bauernkrieg auch in die Hände der Landesherren übergegangen. Zwar galt noch nicht der Grundsatz „wessen Regiment, dessen Glaube“ aber er wurde weithin bereits praktiziert. Nicht mehr die Untertanen, sondern die Landesherren bestimmten nun, ob die Reformation irgendwo eingeführt werden sollte oder nicht. Damit war die Eingliederung des Luthertums in die spätf feudale Ständeordnung vollzogen.

Dies alles zu reflektieren und darauf gegebenenfalls zu reagieren forderte viel Kraft und so nimmt es nicht wunder, wenn Luther in der Mitte seines Lebens desselben allmählich müde wird. Eine Zeitlang überlegt er ernstlich, ob er Wittenberg, wo man ihn zwar hofiert, aber nicht auf ihn hört, verlassen sollte. Die Kinder sind groß, die Freunde fangen an, weg zu sterben, die Kirche richtet sich behaglich im Alltag ein und bedarf seines Rates nur mehr selten. So denkt er darüber nach, seine Tätigkeit an der Universität wenigstens zu beenden. Das erste Bibelbuch hat er sich bis zuletzt



Katharinas Grabstein in der Torgauer Marienkirche

aufbehalten, es soll seinen Zyklus der Vorlesungen über die Bibel krönen. Neues vermag er erst einmal nicht zu sehen. Sein Herz ist von all dem Stress, den er sich seit Jugendtagen macht und den andere ihm machen, aber auch vom guten Leben und guten Essen angegriffen, sein cholerasches Temperament, von den erlernten Mönchstugenden nur notdürftig gezügelt, aber auch der reichhaltige Speisezettel haben ihm die Galle verdorben, er hat viel Fett angesetzt, das ihm überdies zu schaffen macht, er ist kurzatmig geworden

und kann nicht mehr gut laufen. Dies auch wegen der Wunde im Bein, die wegen einer Gefäßsache aufgebrochen ist und die nicht heilen kann, weil die Ärzte sie offen halten. An ein eheliches Leben ist schon lang nicht mehr zu denken, denn auch Katharina ist nicht mehr die Gesundeste, wenn sie sich

auch weitaus besser als der – um einiges ältere – Luther hält. Auch sie ist beleibt geworden, der Torgauer Grabstein zeigt es unumwunden. Aber sie schlafen noch in einem Bett und sie essen noch an einem Tisch, das hat sich nicht geändert. Nicht geändert hat sich auch die gegenseitige Achtung der Eheleute, sie ist mit den Jahren eher noch gewachsen und die Liebe wird zwischen ihnen nicht erkaltet sein – als Katharina die Todesbotschaft erhält, bricht sie zusammen.



Ende des Jahres 1545 bricht der kranke Luther auf, um in Eisenach zwischen den Mansfelder Grafen einen Erbschaftsstreit zu schlichten. Seine Mitarbeiter begleiten ihn. Aber – das ist doch weltlich Werk, warum rufen die nicht einen Richter? Weil sie einen Skandal vermeiden wollen – seht her, die Grafen gehen aufeinander los – und weil Luther einen solchen ebenfalls vermeiden will, denn alle drei Grafen gehören seiner Kirche an und wird es nicht heißen, seht her, sie können unter sich schon keinen Frieden halten.? Er schafft, was er sich vorgenommen hat, weil die Grafen es auch selbst wollen, aber

nun, um die Mitte des Februar 1546, hat er das Gefühl, er könne nicht mehr weiter. „Wie, wenn ich hier bleiben sollte?“ fragt er seine Gefährten. Am Abend desselben Tages erleidet er einen Anfall von Angina Pectoris, dem ein Herzinfarkt folgt – Stunden noch hält Luthers Körper stand, aber er verfällt zusehends, kein Wiederbelebungsversuch bringt mehr dauerhaften Erfolg, es kann auch nicht sein, er verblutet über Stunden innerlich aus dem Herzmuskel und – er weiß es, dass es ans Sterben geht. Er fühlt es. Er sagt es auch seinen Gefährten an. Solange er noch schreiben kann, aber schreibt er und er hinterlässt so das Fazit seines Lebens in diesen Sätzen:

"Die Hirtengedichte Vergils kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Die Vergilschen Dichtungen über die Landwirtschaft kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen. Die Briefe Ciceros kann niemand verstehen, er habe denn 25 Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genügsam geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Aeneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren! Wir sind Bettler, das ist wahr." (WA 48, S. 421)

Am frühen Morgen des 19. Februar 1546 ist er in Eisleben im Schlaf gestorben.

Die Schatten der Nacht



Luthers Totenbildnis

Der Schock kann größer nicht sein. Zwar wird der Leichnam in großem Aufzug nach Wittenberg überführt, es gibt eine eindrucksvolle Totenfeier und ein Begräbnis unter der Kanzel in der Schlosskirche, die ihm so oft ein Katheder war, Bugenhagen, der Stadtpfarrer von Wittenberg hält eine Abschiedspredigt, dann folgt Melanchthon, der er aus seiner tiefen Trauer kein Hehl macht, aber auch klar macht, dass er um den Menschen, nicht um die Institution Luther trauert. Dies tut er in bewusster Gegenrede zu Bugenhagens Predigt, die den Reformator seiner Meinung nach zu sehr überhöht – aber mit Luthers Hingang sind nun alle Optionen wieder offen. Jetzt erst merken die Freunde, was

diese in den letzten Jahren so stille Existenz für sie bedeutet hat. Jetzt erst merken sie, wie sehr sie auf ihn angewiesen waren.. und bereits in der

Begräbnisfeier bricht etwas auf, was hinfort die Gemüter beschäftigen wird: während einige drauf und dran sind, Luther zu einem Denkmal zu stilisieren, an das keine Kritik mehr reicht, sind andere bemüht, sein Andenken wahrhaftig als das eines Menschen mit „Ecken und Kanten“ zu bewahren. An Liebe zu dem Dahingegangenen mangelt es beiden Gruppen nicht, aber während die einen möglichst alles wie

ein Heiligtum und das Wort Luthers wie ein neues Heiligtum bewahren wollen, mahnen die andern, sich mit seinem Erbe weiterhin aktiv auseinander zu setzen. Zunächst sollte sich die erste Gruppe durchsetzen, und das hat nicht nur Nachteile, denn unmittelbar nach seinem Tod beginnen sie mit der Sichtung und Sammlung seiner Schriften, seiner Briefe, seiner mündlichen Hinterlassenschaft. Die Herrschaft dieser lutherischen Orthodoxie wird Jahrhunderte andauern und Widerspruch wie Widerstand auslösen, lauten und leisen – dann erst kann die zweite Gruppe sich durchsetzen und dem Verstummten wieder eine menschliche Stimme geben, das Denkmal von seinem Sockel holen und auf gleiche Augenhöhe mit seinen neugierigen Betrachtern stellen. Da aber ist dessen Stimme schon beinahe vergessen, jeder führt den Luther im Munde, aber kaum jemand hat ihn wirklich gelesen und noch weniger haben ihn zu verstehen gesucht – mitsamt seinen unleugbaren Widersprüchen und Unzulänglichkeiten. Hätte es ihn nicht gegeben, man hätte ihn erfinden müssen, aber ein Heiliger oder gar ein Unfehlbarer ist er nie gewesen. Der im Ganzen geniale Mann hat auch seine „Allzumenschlichkeiten“ sehr wohl gehabt und sie haben sich nicht nur aufs Private beschränkt, da war er noch am ehesten „aus einem Guss“. Aber sobald es um die Lehre geht, werden die „Ecken und Kanten“ da offenbar, wo man sie eigentlich gar nicht erwartet: Luthers Verbundenheit mit der alten Kirche tritt einerseits offen zutage – sehr zum Leidwesen mancher Gefährten, die sich seinen Bruch radikaler gewünscht hätten. Er war nicht radikal – aber es gibt noch etwas, das man gemeinhin nicht an die große Glocke hängen mag: Luthers Mitarbeiter waren in einem Kreis geschlossen, in dem ein Christentum galt, das über das der Gemeinde draußen an Unmittelbarkeit weit hinaus ging. Sicher – die Grundlagen waren hier wie dort die gleichen. Aber in diesem Kreis herrschte eine größere Gestaltungsfreiheit als in den öffentlichen Gebärden der neuen Kirche, man betete freier miteinander, hielt vielleicht auch eine andere Art von Abendmahl, die sich weniger an das alte Messformular hielt, kurzum, man sprach nicht gern darüber, aber der Kreis bestand, Luther selbst erwähnt ihn.

*die ienigen, so mit ernst Christen wollen seyn und das
Euangelion mit hand und munde bekennen*

Hatte er den Ordensgedanken doch nicht ganz aufgegeben? Liegt hier der Anfang dessen, was wir dann als evangelische Kommunitäten erleben? Ein ordnungsmäßiger Kreis ohne Gelöbnisse, ohne Zwänge, ganz auf Freiwilligkeit gegründet? Es scheint so – aber derart „erwählte“ innere Kreise waren auch der Kern der Häresie, für die ihn Müntzer zu interessieren gewagt hatte. Hat Luther sich aus Müntzers Bestand nach Gutdünken bedient? Denkbar ist es – denkbar ist aber eben auch ein innerer Zusammenschluss von Christen, die konsequent nach dem Evangelium zu leben bestrebt waren, eben der Kern des dann zur Masseninstitution entarteten Ordenswesens. Jedenfalls hatte der innere Kreis seiner Mitarbeiter allen Grund, nicht nur den Freund zu betrauern, der Luther seinen Freunden übrigens bis zur Selbstaufgabe war – sie trauerten auch um den geistigen Lehrer und Führer auf den Pfaden einer verschwiegenen Mystik.

An einem anderen Ort aber löst die Nachricht vom Tode des Reformators Erleichterung aus. Man hofft, dass seine Lehre mit seinem Tod nun in alle Himmelsrichtungen zerflattert. Waren und sind erste Sezessionen denn nicht schon wahrnehmbar? Aber der Kreis der Freunde hält stand und statt der erwarteten Auflösung schickt die

Idee sich an, ihren Urheber zu überleben. Die Strukturen der neuen Kirche erweisen sich als aus sich selbst heraus stabil. Das Problem Protestantismus wird Europa erhalten bleiben. Dass dieser Befund dem Kaiser nicht gefallen kann, ist nachzuvollziehen, befindet er sich doch in einer Zwickmühle. Er hat die Angebote der Evangelischen zur Verständigung sämtlich ausgeschlagen, weil er darauf hoffte, dass sich die Bewegung mit Luthers Tod von selbst erledigt. Er hat sich der römischen Linie ergeben – und nun sieht er seine Hoffnungen nicht erfüllt, die Wünsche Roms aber nach wie vor lebendig. Will er sein Gesicht nicht nach allen Seiten verlieren, muss er handeln – und er handelt: im Sommer 1546 schon, kein halbes Jahr nach Luthers Tod, beginnen die bewaffneten Auseinandersetzungen, die in Perspektive die Grundlage legen werden für den furchtbarsten Krieg, den Europa bis dahin erlebt hatte: den Dreißigjährigen Krieg. Der wäre sicher auch ohne die Evangelischen ausgebrochen, da die Geduld der europäischen Fürstentümer mit dem Anspruch der Habsburger Monarchie auf die Hegemonie in Europa erschöpft war? Das mag sein, aber äußere Legitimation für dieses Katastrophe war die gewaltsame Rückführung des Protestantismus in die Arme der römischen Kirche, die sich ab der Reformation katholisch, also allumfassend nannte. Der Dreißigjährige Krieg ist somit wenigstens oberflächlich einzureihen in die Rubrik der „Ketzerkreuzzüge“ die im dreizehnten Jahrhundert die französische Provence und ihre Kultur vernichteten. Er ist der Kreuzzug der katholischen Kirche gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit Europas. Dass sich im Übrigen noch mehr damit verbindet und massenweise alte Rechnungen beglichen und neue aufgemacht werden, versteht sich daneben von selbst. Auch in den Katharerkreuzzügen wurde Tagespolitik mit Ideologie bis zur Deckungsgleichheit vermischt.

Die lange Nacht brach an. Seit dem Frühjahr 1546 befanden sich die gegnerischen Parteien in Kriegsvorbereitungen. Dabei gelang es dem Kaiser, den – protestantischen – Herzog von Sachsen für seine Sache zu gewinnen, indem er ihm die Kurwürde versprach, anderen Fürsten, die sich ebenfalls dem Schmalkaldischen Bund entzogen, die konfessionelle Duldung – die er natürlich nicht zu gewähren gedachte,



Moritz von Sachsen

aber er folgte hierin einem seit den Tagen der Antike bewährten politischen Modell, das darin besteht, eine geschlossene Bewegung durch Sonderverhandlungen mit den Beteiligten zu zersplittern und zu schwächen. So war die Position des Schmalkaldischen Bundes als es dann endlich ans Schlagen und Schießen ging, denkbar schlecht. Und so ging der Donaukrieg von 1546, ging auch die Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547, an der Kaiser Karl selbst teilnahm, schlecht für die Evangelischen aus.

Aber – die Evangelischen hielten stand. Geschrumpt, verraten, geschlagen, ließen sie sich doch nicht vereinnahmen und auch die vom Kaiser Abgeworbenen kehrten ihm enttäuscht den Rücken als seine wahren Absichten klar zu Tage lagen. Moritz von Sachsen wurde zwar Kurfürst aber als solcher wurde er nicht etwa katholisch.

lisch⁴⁸, sondern stellte sich an die Spitze der Evangelischen und verhandelte wie ein Souverän mit den evangelischen Bewegungen in ganz Europa. Er hatte die Kurwürde gewollt und sonst nichts, und Karl konnte nichts dagegen machen, als im Augsburger Interim von 1548 den Status Quo trotz erheblichen Widerwillens zu akzeptieren. Der Sieger musste aufgeben – denn die im Augsburger Interim bestätigten Tatsachen hatten sich auch gewaltsam nicht zurücknehmen lassen. Sie würden sich nie mehr zurücknehmen lassen, das begriff Karl nun und ließ dem Interim 1555 den Religionsfrieden⁴⁹ folgen, in dem die bereits in mehreren Fällen praktizierte Gepflogenheit, das Bekenntnis des Landesherrn als für dessen Gebiet verbindlich vorzuschreiben, zum Gesetz erhoben wurde. Damit war die Kirchenspaltung reichsoffiziell festgeschrieben – ohne dass freilich, und darin liegt der Wert dieses Religionsfriedens, das Reich als solches gespalten wurde. Evangelische wie katholische Reichsstände behielten Sitz und Stimme im Reichsregiment und ihren Stand beim Kaiser⁵⁰. Die Vertretung des Papstes beim Kaiser wird diese Entwicklung nicht sehr gnädig angeschaut haben, aber noch einmal würde auch sie die Einigkeit der Evangelischen wohl nicht spalten können und es waren deren inzwischen so viele, dass man wohl besser wenigstens vorerst die Finger vom Abzug nahm. Vorerst – sollte etwas mehr als ein halbes Jahrhundert bedeuten, in dem sich beide Konfessionen vornehmlich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmerten.

Die sahen, was die evangelische Sache angeht, freilich traurig genug aus. Während die Katholischen, durch eine innere Reform⁵¹ gestärkt, zu neuer Entfaltung ausholten, an der die 1547 offiziell bestätigten Jesuiten maßgeblichen Anteil hatten, und der Katholizismus sich zusehends modernisierte, versank die Sache der Evangelischen anscheinend immer tiefer in kleinlichem Gezänk. Nicht einmal die Evangelischen in Luthers Nachfolge waren sich untereinander mehr einig. Und es war ausgerechnet der engste Freund, Melanchthon, durch den der Streit vom Zaune brach. Wie das? Nun, hier muss man in Betracht ziehen, dass neben Luther niemand als Melanchthon derart tief in die evangelische Sache eingedrungen war. Ihm gegenüber stand die Phalanx der Epigonen, die über die nötige Freiheit im Umgang mit der Sache des Evangeliums eben nicht verfügten. Luther hatte zuletzt im Talar der Universität Gottesdienst gehalten und gepredigt, also glaubten die Gnesiolutheraner⁵², dass sie die altkirchliche Kultkleidung nicht verwenden dürften und dass, wer sie verwendete, damit die Abkehr vom evangelischen Glauben vollzog. Melanchthon protestierte, ganz im Geiste Martin Luthers, der immer darauf bestanden hatte, die Leute nicht mit Gewalt zu Veränderungen zu zwingen, der gegen jeden inneren wie äußeren

⁴⁸ Er benutzte die Hoffnung, er werde konvertieren, vielmehr dazu, seinen besiegten Gegnern nach Kräften zu helfen, bewahrte so den ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich (den er überdies persönlich hasste) vor dem Tod. Als Karl den zweiten Führer des Bundes Philipp von Hessen, entgegen seinem gegebenen Wort in Haft nahm, brach Moritz offiziell mit dem Kaiser und zählte sich ab dann zum evangelischen Lager.

⁴⁹ Denn das Trienter Konzil, auf das die Katholischen gehofft hatten, erwies sich als Rohrkrepierer. Statt zu einem Kreuzzug gegen die Evangelischen aufzurufen, versuchten die Konzilaren vielmehr, ihre eigene Kirche ebenfalls zu reformieren.

⁵⁰ Dies sehr im Unterschied zur Relegation des provençalischen Adels in den Katharerkrüegen.

⁵¹ Wenn das Tridentinum auch nicht gerade progressiv verfuhr – den modernen Katholizismus gäbe es ohne dieses Konzil – und ohne die Jesuiten – nicht.

⁵² Sie nannten sich die „echten“ Lutheraner – aber den Geist Luthers repräsentierte wohl eher Melanchthon mit seinen Philippisten...

Rigorismus aufgetreten war und stets bestrebt gewesen war, „die Kirche im Dorf“ zu lassen.

Schwieriger wurde es schon in der so genannten Majoristenfrage, denn hier wurde das Verhältnis der guten Werke - worunter man jetzt die Werke der Barmherzigkeit verstand - zur Erlösung aus Glauben angefragt. Nicht so leicht eine Antwort zu geben, denn zwar war die Erlösung aus Glauben eine reine Tat Gottes, aber der zur Umkehr unwillige Sünder wurde ihrer auch nicht teilhaftig und zwar nicht Gottes, sondern seinetwegen, zur Umkehr aber gehörte, wie immer wieder betont, elementar auch die äußere Veränderung. Es mochte ja sein, dass jemand auf dem Totenbett, wenn er nichts mehr an seinem Leben zu ändern vermochte, doch der Gnade teilhaft wurde - aber das mochte man doch Gott überlassen, während für den Menschen gelten sollte: der Glaube ohne Werke = Barmherzigkeit ist tot. Diesen Standpunkt vertraten zumindest die Philippisten, während die Gnesiolutheraner dabei, nahe der kalvinischen Prädestination, auf der Gnadenwahl Gottes, ohne Notwendigkeit oder Konsequenz guter Werke bestanden.

Die Philippisten wandten sich auch gegen die Einführung einer theokratischen Gesetzlichkeit quasi durch die Hintertüre, sie sprachen sich für die Mitwirkung des Gläubigen am Heils- und Gnadenwerk der Umkehr aus, damit gaben sie ihm die Menschenwürde zurück, während die Gnesiolutheraner den Menschen und gerade den gläubigen als Marionette Gottes anzusehen beliebten. Wenn wir uns die heutige evangelikale Landschaft ansehen, dann finden wir von diesen Ansätzen einiges wieder - heute in Sezession zur evangelischen Sache, damals jedoch in deren Repräsentanz.

Denn es erweist sich: die größere Freiheit aber auch die größere Demut gegenüber ihrem Gott war klar auf der Seite der Philippisten - aber sie setzten sich nicht durch. Dafür gibt es nachvollziehbare phänomenologische Gründe. Jede neue Bewegung muss ehe sie sich öffnen kann, erst einmal alles daran setzen, ihren Bestand zu wahren und zu festigen. Dabei werden oft die kühnsten Denker von dieser Notwendigkeit in die Schranken und mit Vehemenz abgewiesen. Sie kommen zu früh und daher kommen sie zum Schaden. Die Gnesiolutheraner hatten nicht das Ziel, Melancthon herabzusetzen, sie hatten lediglich den Vorsatz, auch unter dem Verdacht, kleinlich zu erscheinen, die neue Kirche von allem abzugrenzen, was ihre Ränder auch aufweichen und das Schiff auf einen am Ende tödlichen Kurs bringen könnte. Letztenendes gar hat sich die Haltung Melancthons dann doch durchgesetzt, aber bis dahin verstrichen fast fünfhundert Jahre in denen die neue Kirche ihren Konsolidierungsprozess durchlief⁵³. Heute können fundamentalistische Personalgemeinden neben „offener Kirche“ und betont ökumenischen Bewegungen in der Gesamtheit des evangelischen Spektrums nebeneinander bestehen. Sogar die täuferische Bewegung hat in der Freikirche der Baptisten ihre Weiterführung in Frieden mit der evangelischen Bewegung gefunden und die Reformierten, durch Jahrhunderte ein echter Gegner der „Lutherischen“, sind heute ein selbstverständliches Glied der evangeli-

⁵³ Der Weg der alten Kirche zu sich selber war übrigens ebenso lang.

schen Kirchengemeinschaft. Auch chiliastische Bewegungen wie die der Milleriten⁵⁴ konnten letztendlich in der Ökumene, in der weltweiten Bruderschaft der evangelischen Gemeinschaften „landen“.

Aber erst einmal .. die dunkle Nacht der konfessionellen Streitigkeiten und der nachfolgenden dogmatischen Verhärtungen nach innen und der polemischen Gegnerschaft nach außen, denn den Katholischen begegnete man, trotz und wegen der Tridentiner Reformen, die man als Feigenblatt der Reformunwilligkeit ansah, dezidiert feindlich. Dabei aber, und das ist wichtig, sah der evangelische Christ des späten sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts sich nicht als Rebell, sondern als folgsamer Untertan eines gottgewollten Landesherrn – mit Ausnahme der Angelegenheiten seines Glaubens. Das Interim und das nachfolgende Augsburger Religionsfrieden, der zwar das Mögliche tat, aber niemanden befriedigte, regelten die Zugehörigkeit zu den Konfessionen nach der Konfession des Landesherrn. Da zum Beispiel der Landesherr von Bayern katholisch blieb, mussten auch eine Reihe von Städten, die die Reformation bereits angenommen hatten, zurückrudern – was die Bürger nicht mehr ohne weiteres mitmachen wollten. Ärger gab es auch in Böhmen, wo die bereits weit gediehene utraquistisch – evangelische Kirche überall zurück gedrängt wurde – bis im siebzehnten Jahrhundert die böhmischen Evangelischen aus dem Land fliehen mussten, was ihren österreichischen Gesinnungsgenossen schon etwas früher passiert war. Auch solche Glaubensflüchtlinge gehören zu den Kennzeichen der dunklen Nacht, die nun über Deutschland herein brach. Seit damals haben wir auch die Besonderheit, dass es mitten im evangelischen Norden eine „schwarze“ Insel – das Münsterland – gibt und im ansonsten strikt lutherischen Thüringen eine geschlossene katholische Region: das Eichsfeld. Wir haben infolge dieser Regelung im lutherischen Sachsen das die katholische Oberlausitz – und, als Pendant dazu, im mehrheitlich katholischen Rheinland die reformierte Pfalz. All diese Verwerfungen sind, unabhängig von der Zeit ihrer Formung, Folgen des Augsburger Religionsfriedens. Heute spielen die Konfessionsverschiedenheiten in den entsprechenden Gegenden kaum noch eine entscheidende Rolle – aber bis vor nicht einmal hundert Jahren war das ganz anders.

An hellen Tagen

Ich habe von den konfliktträchtigen Dingen gesprochen, die durch Luthers Tod innen wie außerhalb der evangelischen Bewegung zu echten Konflikten wurden. Ich habe nicht verhehlt, dass die evangelische Konfession lange gebraucht hat, bis sie zu ihrer eigenen inneren Freiheit fand. Und siehe da – in Luthers Wort findet sie bis auf den heutigen Tag einen kompetenten Berater auf dem Wege in diese Freiheit. Wenn die evangelische Theologie Luther auch lange auf ein Podest hoch über allen Gläubigen und ihren Pfarrern aus dem täglichen Leben entfernt hielt, so hat sich dessen Unmittelbarkeit letztendlich doch durchgesetzt und heute heißt lutherisch nicht

⁵⁴ Aus ihnen entwickelte sich die heute als evangelische Freikirche geltende Gemeinschaft der Siebenten Tags - Adventisten. Aber keineswegs alle, die damals dem Milleritischen Chiasmus folgten, haben den Weg zur evangelischen Kirchengemeinschaft gefunden oder können ihn auch nur finden: Beispiel dafür sind die Zeugen Jehovas, die ihre Wurzeln ebenfalls im Millerismus haben,

mehr steif und patriarchalisch gesinnt zu sein, sondern lutherisch gesinnt sein, heißt weltoffen und doch im festen Glauben, bodenständig und doch dem Himmel offen zu sein. Es heißt, Himmlisches und Irdisches mit festem, klarem Blick und Freimut zu erfassen, den Erfordernissen der Zeit konsequent nach den Normen des Evangeliums und seiner Ethik zu begegnen – die hat das auch bitter nötig – und es heißt, in der enormen Weite des einem Christen Möglichen doch auch den Blick für den Platz Gottes als den des eigentlichen Herrn seiner Kirche niemals zu verlieren. Ein Lutheraner, ein Evangelischer, weiß immer, was er tun wird – aber er behält sich auch stets vor, nicht zu wissen, was Gott tun wird⁵⁵. Hier weiß er nur eines: er vertraut ihm, was auch immer geschehen mag. So sollte es jedenfalls sein und dass solcher Glaube in alle Richtungen frei und lebensfähig ist, habe ich in Jahrzehnten Praxis erfahren – ehe ich mich aus anderen Gründen von ihm abwandte⁵⁶. Ich kann es Luther nicht einmal, wenn ich dessen Leben betrachte, übel nehmen, dass er den Geist des wahren Jesus erbärmlich verriet; dieser machte ihm mehr Angst, als es sogar der ungnädige Gott der alten Kirche getan hatte. Luther wollte nicht die Freiheit, er wollte die Geborgenheit, er wollte Vergebung, die über die menschliche hinaus reicht, da ihm die ja gewiss gewesen wäre, aber er sich selbst nicht vergab. Die neue Kirche war sozusagen ein Nebenprodukt seiner religionspsychologischen Selbsttherapie, denn andern war es mit diesem Gott vielleicht nicht ganz so auf Leben und Tod wie ihm, aber ähnlich aussichtslos ergangen. Auch sie lechzten nach Befreiung von der Angst vor dem Unausweichlichen – und zwar einer Befreiung, die stets zur Hand war, auch wenn Priester und Sakramente fern blieben. Dass die wahre Lehre Jesu diese Befreiung ebenfalls gibt, war Luther nicht zu vermitteln gewesen, sie erschien ihm nur als eine einzige Anmaßung und Überhebung – wie denn der Gnostiker, der wahre Nachfolger Jesu, heute noch den Fernstehenden als anmaßend und überheblich erscheint, weil er jene Daseinsicherheit besitzt, die sie durch Glauben zu erreichen hoffen. So weit wie Müntzer vermochte er nicht zu gehen, mehr noch, er begriff dessen Tun und Wesen als für ihn selbst existenziell gefährlich und als etwas, das man unbedingt aus der Welt schaffen musste.

In den kommenden Jahren wird man sich – unserer Kampagnen – Kultur gemäß, die unser tägliches Leben mehr oder minder stark beeinflusst – nun wieder verstärkt der Person und dem Werk Martin Luthers zuwenden. Zehn Jahre lang, von 2007 bis 2017, dem fünfhundertsten Jahr des Thesenanschlags wird man Luther wieder einmal um und um wenden. Möge diese Beschäftigung und diesmal mehr von der evangelischen Freiheit sichtbar werden lassen, und der Lebensfreude, die dem christlichen Glauben – recht verstanden – noch immer, durch alle düren und finstern Tage hindurch innewohnt. Möge sie auch der Gestalt Martin Luthers Gerechtigkeit wi-

⁵⁵ Damit konterkariert er alle Gemeinschaften, inklusive der katholischen, die in Gott sozusagen einen Vertragspartner sehen, der, sind seine Paragraphen abgearbeitet, dem Gläubigen die ewige Seligkeit wie einen Rechtsanspruch schuldet und der bei Nichterfüllung derselben Paragraphen mit der Endzeitkatastrophe dreinschlägt, in der die Ungläubigen wie die renitenten Christen in eins vernichtet werden. Mit seinem „Gott ist größer“ setzt er seiner eigenen Lust an der Dogmatik Grenzen, kann er sich auf neue Ereignisse und Erkenntnisse ohne Gewissenszwang einlassen – sofern sie nicht das Ethos der Bergpredigt tangieren, an der Stelle wird's dann auch für einen freiheitlichen evangelischen Christen ungemütlich.

⁵⁶ Diese Gründe waren faktischer Natur und hatten wohl mit dem Christentum an sich, aber mit dem Charakter dieser Kirche nichts zu tun.

derfahren lassen, und sie in allem, im Großen und im Kleinen, im Geraden und Krummen so erscheinen lassen, wie sie gewesen ist.

Berlin, im November 2009

Juliane Bobrowski